LIBRARY OF CONGRESS.

[SMITHSONIAN DEPOSIT.]

Chap. BR856

Shelf .P8

UNITED STATES OF AMERICA.

304
1861

Feldgarben.

Beiträge

zur

Kirchengeschichte, Literaturgeschichte

und

Culturgeschichte.

Von

Dr. Heinrich Pröhle.

Leipzig,

Verlag von Gustav Gräbner.

1859.

BR856
.P8

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Meinem verehrten Freunde

Herrn Professor Herrig

in Berlin

hochachtungsvoll gewidmet.

Vorwort.

Schon der Titel dieses Buches bedarf einer Rechtfertigung. Sie ist aber so subjectiv, daß sie nur in einer Erzählung besteht. Fast in allen seinen Theilen bezieht sich dies Buch auf die Provinz Sachsen und das Königreich Preußen. Darum wollte ich es Heimathstudien nennen. Aber man sagte mir hier, daß unser heutiges Publicum dann ein naturwissenschaftliches Werk erwarten würde. Und wirklich ist ja die Seele nur ein Gast auf Erden. Dennoch ist manches Plätzchen gerade dem am wenigsten werth, der den irdischen Gewinn daraus zieht. Als ich heute von einem Fenster aus die Reiterstatue des großen Churfürsten betrachtete, traten mir die Felder des jetzt so stillen Ortes vor Augen, in deren Mitte S. 310 dieses Buches ihn zeigt. Auch den Dichter Gottfried Finckelthaus*)

*) Die Angaben über G. Finckelthaus auf S. 322 haben sich mir schon bestätigt. Verschieden ist jedoch von G. Finckelthaus ein Lorenz Finckelthaus, dessen ich dort nicht erwähnte und über den ich späterhin gleichfalls Einiges mittheilen werde. Die in den genommenen Abschriften uns bereits vorliegende Auswahl der erotischen Gedichte von G. Finckelthaus dürfte zeigen, daß dieser Dichter grundlos in Vergessenheit gerathen ist. Wie schöne Ausbeute wird sie dem begabten Theodor Storm für eine zweite Auflage seiner bei Schindler in Berlin erschienenen deutschen erotischen Anthologie liefern! Diese beginnt jetzt mit Günther, ginge aber wohl passender noch etwas weiter hinauf.

sah ich im Geiste während des denkwürdigen Sommers von 1846 dort zwischen hohen wogenden Halmen schreiten. So traten mir dann auch die in Mandel gelegten Garben auf diesen Feldern vor Augen. Festlich geschmückt mit blauen Kornblumen sah ich den letzten Erntewagen heimfahren. Ich kannte die Schnitter auf dem Wagen, es waren meine Jugendgespielen. Sie erschienen freudigernst. Die Klänge der Musik erhoben ihre Empfindungen. Dabei erwog ich den Unterschied leiblicher und geistiger Arbeit. Aber auch ihr Gemeinsames wurde mir klar. Darum beschloß ich doch meine vierundzwanzigste Schrift bildlich nach den Garben des Feldes zu nennen. Wie in meiner Gedichtsammlung ist auch hier bisher Zerstreutes von anderer Art in Garben gebunden.

Seit ich vor zwei bis drei Jahren in den Lehrstand eintrat und früher faßte ich den Entschluß auch meine kleineren literarischen Arbeiten aus derjenigen Zeit, in welcher ich anfangs als eigentlicher Journalist gelebt hatte und dann als Sammler wesentlich mit der Abfassung größerer Schriften beschäftigt gewesen war, zusammenzustellen. Diese Sammlung wurde aber während meines Aufenthaltes zu Berlin von Michaelis 1856 bis Ostern 1858 und zu Mülheim an der Ruhr in der Rheinprovinz von Ostern 1858 bis Ostern 1859 nicht gefördert in der beabsichtigten Art. In mancher andern Art mochte es allerdings geschehen. Vor einem Jahre wurde mir in Mülheim am Geburtstage des Königs die Aufgabe gestellt die Festrede zu halten. So entstand in etwas anderer Form der Abschnitt über die Königin Louise. Die Anwesenden waren zum Theil dicht unter dem Schloßberge

zu Broich zu Hause. Einzelne waren nahe Verwandte der Tochter des Bürgermeister Bilger, welche hauptsächlich mit Louise befreundet war und noch am Leben ist. Bei meiner Rückkehr nach Berlin Ostern 1859 hatte ich verhältnißmäßig mehr freie Zeit, als ich in den frühern Semestern gehabt hatte und im nächsten Halbjahr als Lehrer an den von den Herren Bellermann, Dielitz und Grohnert geleiteten Schulen haben werde. Dieser Umstand ist für dies Buch gewissenhaft benutzt worden. Ohne die K. Bibliothek zu Berlin, welcher ich für viele Gefälligkeiten zu danken habe, und ohne die Hülfe des Herrn Gustav Gräbner in Leipzig hätte mir schon die Herbeischaffung einiger Aufsätze in der älteren Gestalt die größten Schwierigkeiten bereitet. Namentlich galt dies von den Beiträgen für politische Zeitungen. Die Aufsätze überhaupt waren in ihrer älteren Gestalt erschienen in der Augsburger Allgemeinen und der Cölnischen Zeitung, in der von Arndt eingeleiteten und von Biedermann herausgegebenen Germania, der allgemeinen Monatsschrift, welche Männer wie Droysen, Müllenhoff und Olshausen auf ihrem Titelblatte nannte, im Stuttgarter Morgenblatte von Herrmann Hauff, im deutschen Museum von Prutz, und an einigen andern Orten. Der Aufsatz über Achatz Ferdinand von der Asseburg und Catharina II. wurde auch schon in die erste Auflage meiner Schrift „Aus dem Harze" aufgenommen. Bei der zweiten Auflage entfernte ich ihn, weil er sich nicht mit dem Harze beschäftigt.

Eine möglichst gute Form ist der Schmuck und die Zierde unsrer Blätter. Es läßt sich nicht läugnen, daß sie in dieser Beziehung eine gewisse Zucht ausüben. Die

wenigen Bücher, welche vorher ganz in Journalen abgedruckt sind, zeichnen sich gewöhnlich durch ihre gute Form aus. Ohne Sachkenntniß und Biedersinn hat sie freilich keinen Werth. Ich habe mich bemüht bei dem neuen Abdrucke an diesen Aufsätzen in der Form nichts zu verderben. Deshalb ist bei mehreren Aufsätzen ein „Anhang" hinzugefügt. Der nur Unterhaltung suchende Leser möge vor diesem Worte Halt machen. Es thut hier nichts zur Sache, daß in der vorigen Sitzung unsrer Gesellschaft für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen die Vorlesung der im Anhange zu Edelmann abgedruckten Mittheilungen von der Hamburger Bibliothek großes Interesse erregten. Mit Hülfe der Bibliotheken zu Hamburg, Berlin, Leipzig und Wolfenbüttel sind die Abhandlungen, schon ursprünglich auf minder Bekanntes gerichtet, zu Monographien angewachsen, welche die Wissenschaft hoffentlich nicht unbenutzt lassen wird. Die Sammlung enthält keinen Hauptabschnitt, der nicht wenigstens zum Theil neues Material gibt. Bei den meisten Abhandlungen war dies schon in dem früheren Abdrucke der Fall. Vor dem Wiederabdrucke wurde die Richtigkeit der Angaben in den Abhandlungen geprüft und die feste Grundlage der Aufsätze untersucht. Gern hätte ich den Gebrauch durch ein alphabetisches Register erleichtert. Bei der Verschiedenheit der Gegenstände aber wäre es zu bunt geworden. Wie konnte ich dem Leser als Kraut und Rüben noch einmal vorsetzen, was vollkommen gesondert in den einzelnen Abhandlungen erörtert wird? Die genauere Inhaltsangabe nach der Folge der Seiten schien passender. Dahingegen will ich die Reihenfolge der einzelnen Abhand-

lungen nicht unbedingt rechtfertigen. Sie ist durch Zufälligkeiten mit bestimmt worden. Doch wird sie erträglich sein. Der größte Aufsatz steht voran. Der zweite stellt sich durch den Stoff von selbst neben ihn. An diese zwei reihen sich die folgenden beiden Abhandlungen dadurch an, daß sie theilweise wenigstens die Kirchengeschichte berühren. Alsdann leitet uns Finckelthaus zu Rollenhagen zurück und der Froschmäusler zum Märchen hin. Friedrich der Große und seine Zeit führt uns zu Goethe, die Königin Louise zu Schill.

Die erste Abhandlung ist aus sehr verschiedenen Quellen geschöpft. Ich nenne nur die eigene Beobachtung in der Provinz Sachsen und eine ziemliche Kenntniß ihrer Flugschriftenliteratur. Der Arbeit liegen mindestens vier ältere Aufsätze von mir zu Grunde. Diese mußten nicht allein in einander gelöthet werden, sondern fast an keinem Puncte waren Zusätze und Berichtigungen zu vermeiden. Von S. 142 an ist die Arbeit ganz neu. Wie sie denn in der That zu einem Buche angewachsen ist, so war hier gegen mich der Wunsch ausgesprochen worden, daß sie auch in einem Separatabdrucke zu haben seyn möge. Dieser ist meinen gesammelten Aufsätzen vorausgegangen. In der Abhandlung kommt die geschichtliche Darstellung bis S. 168 zum Abschluß. Die übrigen Seiten enthalten meist Actenstücke und Zusammenstellungen zur Würdigung der gegenwärtigen Verhältnisse. Diese sind als „Anhang" bezeichnet zur Herstellung einer größeren Gleichmäßigkeit innerhalb dieses Aufsatzes. Dieser Anhang verhält sich anders zu dem Texte als der Anhang zu andern Abhandlungen. Sehr erfreulich war es mir zu

vernehmen, daß die verehrten Männer, welche sich in jetziger Zeit am eingehendsten mit der betreffenden Angelegenheit zu beschäftigen haben, nach Lesung des Separatabdrucks zum Theil ihre volle Zustimmung zu meiner Auffassung nicht verhehlten.

Mit der Aufnahme dieses Buches bin ich zufrieden, wenn der Abdruck dieser Journalaufsätze gerechtfertigt erscheint. Reich belohnt aber bin ich nach dem Fleiße, den ich so eben auf diese Aufsätze verwandte, wenn sie noch zum zweiten male dasselbe Interesse erregen wie bei dem ersten Abdrucke. Würdigt man sie jetzt einer aufmerksameren Durchsicht, so glaube ich in der That noch denselben Beifall hoffen zu dürfen, welchen ihnen früher vielleicht schon ein flüchtiges Lesen hie und da gewährte.

Berlin am Erntedankfeste 1859.

Heinrich Pröhle.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Protestantische Freunde und freie Gemeinden in der Provinz Sachsen.

Einleitung 3
Ein Blick auf die Reformation 3
Die Kirche unter Friedrich II., Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. 4
Altenstein 5
Friedrich Wilhelm IV. und Eichhorn 6
Vereinsleben in der Provinz Sachsen vor 1848 . 8
Ursprung der Volksversammlungen 8
Volksversammlungen in Schönebeck 9
Der Bischof Dräseke, der Sintenis'sche Bilderstreit und das Entstehen der Lichtfreunde . 13
Stellung der Geistlichkeit in der Provinz Sachsen . . 13
Johann Heinrich Bernhard Dräseke 17
Ribbeck's Gedicht 21
Der Sintenis'sche Bilderstreit 23
Das Entstehen der Lichtfreunde 24
Verhaltungsregeln der Lichtfreunde 28
Glaubenssätze der Lichtfreunde 29
Hauptsätze der Lichtfreunde 31
Ansichten über die Kirche 32
Wislicenus, K. B. König, Uhlich 35
Wislicenus 35
K. B. König 39
Uhlich 43
Höhepunct der Bewegung 48
Ob Schrift? ob Geist? 48
Bischof Arnoldi 50
Gervinus 51

Seite
König. Guericke 52
Köthener Pfingstversammlung 1845 53
Die Köthner Erklärung 54
Proteste 55
Versammlungen im Jahre 1845 56
Gegenwirkung; Franz von Florencourt 58
Uhlich ein rationalistischer Schwärmer 58
Florencourt 59
Verhalten der Behörden bis zum Jahre 1846 . . 68
Die Schrift: „die protestantischen Freunde und ihre Gegner“ 68
„Die Unruhe im Volke“ 1845 69
Palliative 80
Protestantismus und Katholicismus 81
Preußen und Rom 84
Möller. Göschel. Schmieder 86
Gnadau 87
Die Stadt Halle im Jahre 1846 88
Schwetschke 88
Julius August Ludwig Wegscheider 89
Die Stadt Halle im Jahre 1846 90
Bildung freier Gemeinden seit 1845 92
„Hinweg mit dem Priesterrock!“ 92
Karl Hase. Die Gebildeten 93
„Sie haben mir aus der Seele gesprochen“ 96
Die Krisis der religiösen Bewegung 97
Prutz und Ruge 101
Krisis 102
Halberstadt, Nordhausen, Quedlinburg, Aschersleben . 103
Missionsfeste. Gnadau. Religionspatent 104
Das Jahr 1847 105
Uhlich in Magdeburg 105
Uhlich's Bibelstunden 106
Uhlich und das Consistorium 107
Uhlich an das Consistorium 112
Das Consistorium 116
Göschel. Möller 117
Guericke 120
„Protest“ wegen Uhlich's Suspendirung 121
Das Jahr 1847. „Protest“ 122
Erklärung der christlichen Gemeinde 125

Seite
Glaubenssätze der christlichen Gemeinde 128
Freie evangelische Gemeinde 129
Glaubensstandpunct der freien evangelischen Gemeinde . 130
Die Jahre 1848 und 1849 und die Kirche . . . 131
Ladenberg. Möller 135
Besetzung von Predigerstellen 138
Oberkirchenrath 139
Zurücktreten der kirchlichen Neuerungsgelüste seit 1848 . 140
Die freien Gemeinden von 1849 bis 1856 . . . 141
Lionnet über die freien Gemeinden 143
„Wir gehen zu Uhlich" 144
Herr Peters 145
Das Vereinsgesetz 146
Religionsschule der freien Gemeinde zu Magdeburg 4.—27. August 1853. Gemeindeleben im Herbst 1854 . . 148
Die Religion der Zukunft und ihre Literatur . . 149
Waldpredigt 149
Uhlich's Gesangbuch 150
Uhlich's Sonntagsbuch 152
Uhlich's Morgenlied 153
Uhlich's Vaterlandslied 154
Uhlich's kurzer Abriß der Vernunftreligion 156
Stellung der freien Gemeinden zur gesellschaftlichen Ordnung 160
Stellung der freien Gemeinden zur Politik . . 164
Die jetzige Stellung der freien Gemeinden 167
Das Stiehl'sche Centralblatt 168
Anhang 168
Die Bildung der Gegenwart und die Kirche. . . 168
„Uns graut vor Euch!" 170
Sonntagspost und Grenzboten 171
„Protestantismus und Laienthum" 172
Das Landvolk und die Kirche 189
Uhlich's Pfingstpredigt und das Concil 193
Uhlich's Pfingstpredigt 193
Das Concil 198
Das Cultusministerium und die Dissidenten . . 202
Herr von Bethmann-Hollweg in der 2. Kammer . . . 203
Das Cultusministerium an die Regierung zu Gumbinnen 207
Herr von Bethmann-Hollweg in der 1. Kammer . . . 210
Das Cultusministerium an den Oberkirchenrath . . . 221

Seite

Johann Christian Edelmann.

Edelmann's theologische Ansichten und wissenschaftliche Stellung 231
Das achtzehnte Jahrhundert 231
Klose 232
Johann Christian Edelmann's wissenschaftliche Stellung 233
Johann Christian Edelmann's theologische Ansichten . . 234
Bahrdt. Johann Christian Edelmann 236
Edelmann's früheres Leben 239
Edelmann in Weißenfels, Sangerhausen und Lauban . 239
Edelmann in Lauban, Altenburg und Weißenfels . . 240
Edelmann in Jena. Pratje 242
Edelmann in Oesterreich und Sachsen 243
Edelmann und Zinzendorf 244
Edelmann und die Herrnhuter 245
Edelmann in Berlenburg 246
Edelmann als Bortenweber. Tersteegen 247
Die Jungfer Grabinn. Frankfurt 248
Edelmann vor König Friedrich Wilhelm I. (1739) 249
Edelmann's Ende 255
Edelmann in Neuwied, Altona und Berlin. Seine Persönlichkeit 255
Edelmann's Aufenthalt und Tod in Berlin 256
Die Spener'sche Zeitung über Edelmann's Tod . . . 257

Anhang 258

Die Epicedia 258
„Edelmann mit aufgedecktem Angesicht" 258
Neue Hamburgische gelehrte Zeitungen 259
Die Epicedia 261
Verbrennung der Neuen Gelehrten Zeitungen 266
Ursprung der Epicedia 268
„Der begeisterte Priester" 269
Madrigal 275
Parodie 276
Edelmann's wichtigste Schriften 277
Die unschuldigen Wahrheiten 277
„Mose." „Christus und Belial" 278
„Lautere Milch." „Glaubensbekenntniß." „Harenberg" 279
Edelmann und Strauß 280
Rector Elster 280
Edelmann und Strauß. Zinzendorf und Kerner . . . 281

Seite

Heinrich Julius von Braunschweig und Heinrich der Reiche von der Asseburg. Ein Beitrag zur Geschichte der Kreise der Umgegend des Oschersleber Bruches.

Heinrich Julius von Braunschweig*) 285
Die Familien von Rößing, von Schenk und von Hoym 286
Gleim's Gedicht auf Heinrich Julius 287
Heinrich der Reiche 289
Alvensleben. Hundisburg. Falkenstein 290
Einführung der Reformation zu Ampfurth . . . 290
Schule und Reformation zu Ampfurth 291
Das Altarbild zu Ampfurth 292
Olfers. Kranach's Schule. Offinger 293
Heinrich's des Reichen Tod und Epitaphium . . 294
Kloster Hadmersleben, mit besonderer Rücksicht auf die dortige katholische Kirche, und Heinrich Julius 295
Kloster Hadmersleben. Krypta 296
Die Kirche von Kloster Hadmersleben 297
Bernhard. Andreascapelle 298
Gertraut Grüningen. Heinrich Julius 299

Bad Hornhausen im dreißigjährigen Kriege.

Geschichte des Hornhäuser Gesundbrunnens . . 303
Badeörter der Provinz Sachsen 303
Religiöse Auffassung des Badelebens im 30jährigen Kriege 304
Ursprung der Quellen. Friederike Lohmann 305
Das Brunnengebet 306
Protestantischer Charakter des Bades. Salchmann . . 307
Der Medicorum Bedenken 309
Großer Churfürst. Torstenson. Christine 310
Hornhausen. Oschersleben. Goldstein 311
Gebrauch des Wassers in der Ferne 312
Anhang) 313
Geistliches historisches Volkslied vom Hornhäuser Brunnen 313
Vorschlag zu einer Gedächtnißfeier 318

*) Vergl. außer dem Ende dieses Aufsatzes auch die Anmerkung zu Anfang der unten folgenden Abhandlung: Achatz Ferdinand von der Asseburg und Katharina II.

**) Die Mittheilungen von hier an bis zu Ende der Mittheilungen über Hornhausen, und nicht erst, wie es durch ein Versehen nach S. 337 scheinen könnte, erst von S. 337 an sind dem Aufsatze: Bad Hornhausen im dreißigjährigen Kriege hier zum ersten male hinzugefügt.

Seite
Prognosticum 319
Heilbrunns Regulen 320
Das Brunnengedicht von Finckelthaus 322
G. Finkelthaus*) 322
Finckelthaus' Lobspruch des Heilbrunnens zu Hornhausen 323
Merkwürdige culturgeschichtliche Stellen des Gedichts . 324
Finckelthaus' dreyssig teutsche Gesänge 330
Finckelthaus' Reisewunsch 331
„An einen schönen Berg" von Finckelthaus 333
Zu Schiller's Spaziergang. „Der Soldate" von Finckelthaus 334
Ortsbeschreibung von Hornhausen 337
Ackerverhältnisse 339
Handwerk und Bergbau. Ortswappen 340
Einwohner von Hornhausen. Neueres Gedicht auf Hornhausen 341

Zu Georg Rollenhagen's Froschmäusler.

Bemerkungen über den Froschmäusler 345
Allgemeines. Masius 346
Vogelsprache. Harzer Bergbau 347
Marquard Rollenhagen 348
Rollenhagen's „Erinnerung" zum Froschmäusler 349
Gräfl. Bibliothek zu Wernigerode. Ungedrucktes von Rollenhagen 349

Zur Literatur der Märchen und Sagen.

Die Ueberlieferung in ihren moralischen, ästhetischen und nationalen Beziehungen . . . 352
Moralische und ästhetische Beziehungen 354
Der Orient. Fabliaux 355
„Der blühende Jüngling." Uhland's Volkslieder . . 356
Araber 357
Semer. Ardschir. Hassan 358
Tausend und Eine Nacht 359
Beziehungen zu Juden und Griechen. Schiller . . . 360
Tausend und Ein Tag. Undine 361
Undine und Gülnare vom Meer 362
Goethe's Flohlied und das Pentamerone 363

*) Vergl. auch die Anmerkung im Vorwort.

Seite
„Geschichte einer Dame von Kahiro" 365
Zum Märchen vom Müller Hildebrandt 366
Märchen 367
Wilhelm Grimm 367
Uebersicht über die Märchen-Literatur 368
Der Bauer und der Ziegenhirt 369
Das Dorf in der Lüneburger Heide 373
Wie sammelt man Volkssagen? 374
Anhang 377
Briefe von J. W. Wolf 377
Krodo 378
Rodensteinsagen 381
Krodo 382
Fronwa 383
Krodo 384
Wuotan 385
Wolf's Verfahren beim Sammeln 386
Krodo. Andreasabend. Rodesbach 387
Ostara. Donar 388
Wolf's Ansicht von Eintheilung der Sagenbücher . . . 389
Literarisches 390
Wolf's Bericht über seine Krankheit 395
Wolf's letzte wissenschaftliche Entdeckung 396
Ueber das Märchen: der Hase und der Igel . . . 397
Theodor von Kobbe 398

Zur Preußischen Geschichte.

Zwei Tage aus dem Leben Friedrich's des Großen 401
Gleim's Reisegespräch 402
Der Hauptmann von Rathenow 403
Förster Brand 404
Amtmann Fromme 405
Fehrbellin. Ruppin 406
Ziethen. Der Geheime-Rath Michaelis 407
Dom zu Berlin und Magdeburg. Knesebeck 409
Ruppin. Dramnitz. Pechlin 410
Kleist. Ziethen 411
Der König steigt wegen Ziethen's aus 412
Kleist aus Protzen 413
Gespräch über den Hanf 414
Gespräch über die Unterthanen 415

Seite
Gespräch über den Butterhandel 416
Major von Mütschefall 417
Frau von Kriegsheim. Landrath von Gorgas . . . 418
Ziethen. General Görz 419
Der König über Pferdehandel und Rindviehzucht . . . 420
Clau=si=us 421
Menzelius 422
Der König auf den Stöllen'schen Bergen 423
Mündliche Aeußerung des Königs in Rathenow über den bairischen Erbfolgekrieg 425
Seine Erzählung über die Schlacht bei Fehrbellin . . 426
Gedicht Gleim's auf diese Reise 427
Die Landgräfin von Hessen und die Königin Louise 428
Louise Albertine, Landgräfin von Hessen 428
Louise Albertine in Broich bei Mülheim 429
Schloß Broich 430
Die Königin als Hausfrau 431
Novalis 432
Fouqué. Napoleon und die Frauen 433
Prinzessin Wilhelm und Prinzessin Radziwill 434
Lombard 435
Die Königin über Andreas Hofer 436
„Preußen gegen Oesterreich! Was soll aus Deutschland werden?" 437
Die Königin über Rußland 438
Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und sein Halberstädtisches Regiment 439
Die Offiziere vor der Schlacht bei Jena 439
Die Schlacht bei Jena 440
Die Deserteurs 441
Karl Wilhelm Ferdinand's Tod 442
Napoleon und die Grafen von Stolberg=Wernigerode 443

Achatz Ferdinand von der Asseburg und Katharina II.

Zur Geschichte der Kaiserin Katharina II. . . . 447
Friedrich Eugen von Würtemberg 448
Prinzessin Louise von Sachsen=Gotha 449
Ehrenwerthes Verhalten des Hofes zu Gotha 451
Nassau. Zweibrücken 452

Seite
Hessen-Darmstadt 453
Würtemberg 455
Die Kaiserinnen Natalie und Maria Feodorowna . . 456
Anhang 457
Friedrich der Große und Katharina II. 457
Kurd von Schlözer 457
Religionswechsel Katharina's II. 458
„Lutherisch-griechisch, griechisch-lutherisch!“ 459

Die Nienburg im Halberstädtischen. Ein Beitrag zur Goethe-literatur und zur Geschichte des Jahres 1806.

Goethe, Henke und Wolf beim Landrath von Hagen 463
Annalen oder Tages- und Jahreshefte 464
Goethe's Ankunft auf der Nienburg 465
Der kategorische Imperativ 466
Tiedge. Goethe über Herder's Religionsunterricht . . 467
Das Symposion auf der Nienburg 468
Friedrich August Wolf als Dichter 469
Henke und Hagen 471
Schill 471
Schill über die Schlachten von Saalfeld und Jena . . 472
Anhang 474
Varnhagen von Ense über Herrn von Hagen . . 474
Weitze 474
Varnhagen. Hagen 475

Verbesserungen.

S.	16	Z.	13 v. o.	setze	Anschlag für Antrag.
=	39	=	10 v. u.	=	Danstedt für Danstadt.
=	255	=	14 v. u.	=	eines für einer.
=	266	=	7 v. o.	=	haffen für faffen.
=	280	=	1 v. o.	=	1839 für 1830.
=	280	=	3 v. o.	=	Heinrich für Friedrich.
=	281	=	7 v. o.	=	τὸ für το.
=	317	=	15 v. o.	=	ausſprechen für ausſpreben.
=	322	=	3 v. o.	=	weniger für wenige.
=	330	=	14 v. o.	=	G. F. für F. G.

Protestantische Freunde

und

freie Gemeinden

in der Provinz Sachsen.

Einleitung.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß nicht allein in denselben Gegenden, an der Elbe und in den alten sächsischen Landestheilen, wo Luther einst das Werk der Reformation begann, auch die neuern Bewegungen innerhalb des Protestantismus zunächst hervorgetreten sind, sondern daß auch im weitern Sinne derjenige Staat der Heerd derselben geworden ist, der nach dem Proceß der neuern deutschen Staatenbildung den Boden sich einverleibte, wo einst Luther wandelte. Preußen hat von Sachsen die ganze und volle Erbschaft der Reformation übernommen; wir haben in neuerer Zeit gesehen, wie dieser Staat den neuerwachten kirchlichen Reformgeist bis an die äußersten Ostgrenzen des deutschen Vaterlandes hintrug, und wie selbst in der inzwischen von Oesterreich eroberten Provinz, in der noch wesentlich katholische Elemente vorhanden sind, die Flamme aus dem Schooße der katholischen Kirche aufloderte. Am 3. December 1844 gingen viele Bürger von Magdeburg in einer Eingabe an den Cultusminister auf die Reformationsgeschichte zurück. Es wurde angeführt, daß die damaligen Gemeinden unter einem in der Mehrheit katholisch gesinnten

Magistrate durch die von ihnen gewählten Aeltesten die Reformation selbständig eingeführt hätten, und daß das Gefühl der Dankbarkeit gegen ihre im Kampfe für protestantische Freiheit schwer geprüften Vorfahren sie zu der Eingabe treibe. Man nahm dies keineswegs als eine Phrase auf, sondern erkannte daraus, daß vorzugsweise in Magdeburg ein lebhaftes Gefühl für die Segnungen der Reformation eingedrungen, welches an sich durchaus löblich, wenn auch der Mißleitung sehr fähig sei!

Unter Friedrich II. hatte die Kirche ihr Glaubensleben und ihre Selbstständigkeit eingebüßt und war ein staatliches Institut geworden. Der große König wies die Geistlichkeit an, bösen Exempeln entgegenzuwirken, „wodurch untüchtige und pflichtvergessene Unterthanen gegen unsere allerhöchste Person, unsere Dienste und vorgesetzte Obrigkeit erwachsen". Dies war alles, was von ihr verlangt wurde; Wesen und Form der gemeinschaftlichen Gottesverehrung fiel von dieser Zeit an mehr oder weniger dem Gutdünken der einzelnen Geistlichen anheim. In dem Auftreten Wöllners unter Friedrich Wilhelm II. hat man ebenfalls das Gelüste, die Religion zu Staatszwecken auszubeuten, gesehen. Es war daher nur eine nothwendige Folge der bisherigen Stellung des Staates zur Kirche, daß im Jahre 1808 die eigentlichen Kirchenbehörden völlig aufgehoben wurden. Friedrich Wilhelm III. hatte das Kirchenregiment mit der Ansicht, daß Vernunft und Philosophie die unzertrennlichen Gefährten der Religion sein müssen, übernommen. Zugleich hatte er angefangen, ganz in der alten Weise in Kirchensachen fortzuregieren.

Ein Wendepunkt in den Ansichten des Königs mit Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten trat ein mit

den Befreiungskriegen. Nachdem die Nation einen religiös-sittlichen Aufschwung gewonnen, schien er entschlossen, der Religion freieren Spielraum zu gestatten. 1814 ernannte er eine Commission von Geistlichen zur Abgabe eines Gutachtens über zeitgemäße Verbesserungen des protestantischen Kirchenwesens. Dieselbe klagte dann in ihrem Gutachten, daß die Prediger sehr oft nicht einmal überhaupt erbaulich predigten, sondern nur auf Gegenstände des physischen und psychischen Lebens Bezug nähmen. Was den König am meisten bedenklich machte, war die von der Commission bemerkte Verschiedenheit der Lehre. Er war der Ansicht, daß durch diese die Laien irre werden müßten. Aber auch die Sehnsucht der Kirche nach einer eigenen Organisation, welche sich in dem Commissionsbericht aussprach, erregte die Bedenken des Königs. Indessen sollte doch der Minister des Innern künftig über Sachen des Glaubens nicht mehr befehlen, und so wurde 1817 Altenstein zum Cultusminister ernannt. Strenge religiöse Bestrebungen konnten bis zum Tode Friedrich Wilhelms III. selbst in ihrer mildesten Form nicht aufkommen, und er antwortete allen ihren Versuchen sich dem Throne zu nähern, von den Vorstellungen über das Theater bis zu den Andeutungen seines Günstlings Eilert gegen die Berliner Gartenconcerte am Sonntag Morgen mit einem Kopfschütteln, welches zu sagen schien: ich verstehe euch nicht. Ganz die entsprechende Stellung nahm auch die Beamtenwelt ein. Für den Regierungsbezirk Magdeburg gab man ein neues Gesangbuch heraus, welches sich stark zum Rationalismus hinneigte. Aber das schien sich von selbst zu verstehen, die Orthodoxen machten kein Aufheben davon, die lichtfreundlichen Schulzen jener Zeit wurden wegen der

Einführung des Gesangbuches öffentlich durch das Amtsblatt belobt. So ging Alles seinen Geschäftsgang fort bis zum Tode des Bischofs Westermeier.

Eichhorn, den der König Friedrich Wilhelm IV. sich zu seinem Cultusminister ausersah, hatte bis dahin im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gearbeitet und soll gar nicht durch besonders hervortretenden Glaubenseifer, sondern namentlich durch milde und humane Anwendung der Congreßbeschlüsse zuerst die Aufmerksamkeit des Königs erregt haben. Als anfänglich leitender Grundgedanke bei Eichhorns Thätigkeit als Minister der geistlichen Angelegenheiten wird angeführt: Das vorherrschend Gemeinsame mit seinen Entwickelungstendenzen zum Object einer beabsichtigten kirchlichen Organisation zu machen.

In die Auffassungsweise des Königs lassen uns folgende Aphorismen über die Kirche, welche ihn zum Verfasser haben und von Eilers mitgetheilt werden, einen Blick thun: „Soll die evangelische Kirche der katholischen ferner mit Würde und Kraft gegenüberstehen, so ist Verjüngung und Umgestaltung nothwendig. Diese kann aber nur frei aus ihr selbst hervorgehen. Ist ihr Princip dazu kräftig? Kein evangelischer Christ wird daran zweifeln!" — „Wie liegt die Sache? Die Kirche ist in einem großen, vielleicht in ihrem größten Theil ihrer geistigen Organisation abgestorben; andere Geister haben ihre Wohnungen in Besitz genommen. Ist das Salz dumm geworden, womit soll man es wieder salzig machen? Vermittlung zwischen Glauben und Wissen ist nur so lange denkbar, als beide sich gleich kräftig und wahr gegenüber stehen und ohne principielle Feindschaft Vermittlung suchen. Aber eine hochmüthige Philosophie hat den Glauben niedergeworfen und zertreten. Ist wirklich eine Theolo-

gie im Werden, die den Hochmuth züchtigen und den Glauben als höchste Potenz der Vernunft rechtfertigen kann?" — „Einheit der evangelischen Kirche deutscher Nation! Dies ist für die Kräftigung ihres Lebens ein Hauptgesichtspunkt. In der Wirklichkeit ist sie durch besondere Interessen in ebenso verschiedene Theile getheilt als Deutschland einzelne Staaten hat, sowie einst die Zollinien den deutschen Commers zerstückelten. Hier ein pietistisches, dort rationalistisches oder polizeiliches, überall ein das freie eigenthümliche Leben der Kirche beengendes, nirgends ein dasselbe beförderndes Kirchenregiment!"

Friedrich Wilhelm IV. und der Minister Eichhorn erschienen wohl Vielen als die Befreier der Kirche von den durch den Staat ihr auferlegten Fesseln. Aber immer reger wurde besonders in der Provinz Sachsen der Widerstand derer, welche bei dem frühern Zustande zur herrschenden Partei gehört hatten. Um sich indessen erklären zu können, wie diese Elemente sich zu einem einflußreichen Vereine zusammenfassen konnten, der sich nach dem wesentlichen Verlust der allgemeinen Popularität noch in dem Niederschlage der freien Gemeinden erhält, muß man auf der anderen Seite auch in Anschlag bringen, daß nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm IV. ein neues Leben sich in allen Kreisen regte, und das Vereinswesen überhaupt durch die von demselben Monarchen ausgegangene liberalere Strömung sehr begünstigt wurde.

Vereinsleben in der Provinz Sachsen vor 1848.

Um ein Bild von dem Vereinsleben der Provinz Sachsen in Uhlichs Blüthezeit zu geben, beginnen wir am einfachsten mit den sogenannten Volksversammlungen. Von Uhlich geleitet gingen sie fast unbeachtet neben den Versammlungen der protestantischen Freunde her und waren doch in ihrem spießbürgerlichen Entstehen, mit ihren kleinen schulmeisterlichen Zwecken, welche durchaus nicht an Bedeutsamkeit wachsen, wie der Umfang der Versammlung anschwillt, im höchsten Grade charakteristisch. Uhlichs Wahlspruch: Alles so einfach als möglich fand hier ganz besonders seine Anwendung.

Einige „Freunde", nämlich Uhlich, ein Lehrer, ein Arzt und zwei Rechtsgelehrte, welche schon längst gewünscht hatten sich einmal über Zeitfragen zu verständigen, trafen sich eines Tages im Wirthshause zu Gnadau. Nun traten unerwartet noch mehrere Personen ein und nahmen am Gespräche Theil. Beim Auseinandergehen begehrten sie alle die Wiederholung der Zusammenkunft. Nach vierzehn Tagen findet sie statt, und jetzt beschließt man schon jeden Monat zusammenzukommen. In der dritten Versammlung erst wird die Form der Zusammenkünfte berathen; die Anwesenden sind sich bewußt, daß sie auf gesetzmäßigem Wege gehen: man hält ja nur eine freie und offne Versammlung zur Besprechung nicht-politischer Zeitfragen; man hat keine Statuten, keinen Vorstand; die Sache muß sich durch sich selbst halten; wenn irgend einmal Niemand oder wenn gar zu Wenige erscheinen, so hat sie ihre Endschaft erreicht; es sei nichts

anderes, so erklärt man, als eine Zusammenkunft von Männern im Wirthshause, nur daß man es nicht dem Zufalle überlasse, worüber man sich gerade unterhalten wolle, und daß diese Unterhaltung stets in einer gewissen Ordnung stattfinde. Bald aber muß man für die formlosen Zusammenkünfte ein größeres Local aufsuchen. Man findet es in Gnadau nicht; gleichviel. Vier Stunden von Gnadau entfernt, doch ebenfalls an der Eisenbahn ohne welche überhaupt dies Vereinsleben nicht möglich gewesen wäre, liegt die Stadt Schönebeck; dort, im Saale des Landhauses, findet sich unsre Versammlung ohne Vorstand und Statuten von nun an regelmäßig zusammen. Doch warum, so rufen die Versammelten gleich das erste Mal in Schönebeck verwundert aus, warum müssen wir auch Anfeindungen erfahren? Warum entblödete man sich nicht auch hier und dort vor uns zu warnen? Sind wir doch Niemanden zu nahe getreten! Haben wir doch keine Meinung angetastet, selbst wenn wir sie nicht für die unsrige erkennen konnten! Sind doch die Thätigsten bei unsern Besprechungen die Vorsteher der Städte, die Vorsteher der Gerichte, Geistliche, Lehrer, die Beamten von mancherlei Art, lauter Leute, welche von Amtswegen auf Ordnung und gute Sitte zu halten haben! Haben wir doch selbst den klaren Ausspruch des Landesherrn für uns, der das Vereinswesen für gute menschenfreundliche Zwecke kräftigst gefördert wissen will! Deshalb lassen wir uns durch keine Verdächtigungen irre machen, und wollen sie nie vergelten. Den reichen Ertrag der Büchsen, welche auch diesmal unter uns herumgingen, bestimmen wir heute den Schwerbeschädigten an Weichsel und Niemen.

Noch deutlicher wird Uhlichs Verfahren an folgendem

Beispiel. Eines Tages wird über das Tanzen der Dienstboten berathen. Schwere Anklagen werden aufgestellt zunächst gegen das Tanzen im Allgemeinen, und sodann gegen das Tanzen der Dienstboten im Besondern. Recht human glaubt die Versammlung hieran einige Abzüge machen zu müssen. Sie zieht also ab 1) das Urtheil der Grämlichen, 2) das Urtheil der religiös Strengen, welche den Tanz ohne Weiteres Sünde nennen. Hierauf erklären alle diejenigen Anwesenden, welche Dienstboten halten, daß sie dieselben nicht als ihre Lastthiere, sondern als ihre Mitmenschen betrachten, und alle, die den höheren Ständen angehören, erklären, daß es ihnen nicht in den Sinn komme, den andern Ständen ein Vergnügen zu mißgönnen. Nach diesen Erklärungen und Abzügen fragt sich die Versammlung: „Was bleibt nun vor uns stehen, wenn wir den Tanz betrachten?" Antwort: ein Vergnügen, das in der menschlichen Natur begründet liegt. Nun werden von den anwesenden Herrschaften über das Tanzen der Dienstboten noch einige wohlgemeinte Beschlüsse gefaßt.

Darüber ist allmählig die Zeit der langen Abende herangekommen, welche Uhlich überhaupt als die Zeit der Aussaat für „geistigen Samen" zu schätzen wußte.

Er macht auf den Magdeburger Zschokkeverein aufmerksam, der für ein Billiges seine Bücher darbiete. Er fragt: wo ist Jemand, der der Jugend des Volkes einen oder zwei Abende widmen will, um ihrem Geiste Nahrung zu geben und da anzufangen, wo die Volksschule viel zu früh aufhören mußte? Aber auch auf die Männer wird Bedacht genommen. Was für Fundgruben bieten auch für sie die Geschichte, die Erdkunde, die Naturkunde, die Gesetzeskunde, selbst die Zeitungen dar!

Während Uhlich ein andermal nach dem Eintritte in die Versammlung wie gewöhnlich seine Mappe auskramt und lose Zeitungsblätter und Briefe, die er empfangen, auf dem vor ihm stehenden Tischchen zurechtlegt, tritt ein andrer Geistlicher aus der Menge hervor, in deren Mitte er schweigend und sinnend eine Zeit lang gestanden, stellt sich neben Uhlich und wartet, bis dieser das Zeichen zur Eröffnung der Versammlung gibt. Sein Gesicht wirft einen wehmüthigen Blick auf die Hunderte, welche sich um den neuen Apostel drängen. Vier Wochen früher war er mit einer Mäßigkeitsrede an derselbem Stelle gänzlich durchgefallen, und um ihm Genugthuung zu geben, hat Uhlich ihn inzwischen zu einem neuen Vortrage über denselben Gegenstand veranlaßt, mit dem Bemerken, daß er diesmal jede Demonstration hoffe verhindern zu können. Für Uhlich also gilt es heute, zu zeigen, ob er parlamentarischen Tact besitze. Und wie zeigt er es? Der Präsident macht zunächst sein Publikum aufmerksam, daß die Mäßigkeitssache keine religiöse Parteisache sei; „unser berühmter Landsmann Heinrich Zschokke" sei z. B. für die Mäßigkeitsvereine. Hierauf fordert er „seinen lieben Amtsbruder" auf zu beginnen. Dieser rückt sein kleines schwarzes Sammetkäppchen zurecht und beginnt wirklich. So oft die Anwesenden ein Zeichen des Unwillens laut werden lassen, das gewöhnlich in ein anhaltendes Zischen überzugehen droht, bittet Uhlich seinen Collegen einige Augenblicke inne zu halten — entweder um einen Dampfwagenzug vorüber zu lassen, der sich dem Bahnhofe nähere, in dessen Restauration die Versammlung gehalten wird, und seinem „lieben Amtsbruder" das Sprechen erschwere, oder damit die Thüren des Saals dem Zugwinde, der der Gesundheit der Anwesen-

den sehr schädlich werden könne, verschlossen würden. Diese kleinen Kunstgriffe lenken die Gedanken der murrenden Bürger und Bauern aus der Magdeburger Börde in der Regel ab, und im schlimmsten Falle fruchtet eine offenbare Ermahnung ganz gewiß. Der Pfarrer aber, der anfangs warm und gut gesprochen hat, wird durch diese fortwährende Unterbrechung bald so ermüdet, daß er, wahrscheinlich überzeugt, daß sein Vortrag auf diese Weise gar keinen Erfolg irgend einer Art haben könne, bei Gelegenheit einer neuen Pause, wie es scheint ohne geendet zu haben, ganz abbricht und sich halb beschämt halb unwillig in ein Nebenzimmer zurückzieht. — Nun beginnt ein förmliches Verhör über die Fortschritte, welche die Cultur während der letzten vier Wochen in der Provinz Sachsen gemacht hat. „Wollen uns die Herren aus — an der Elbe wohl sagen, wie es bei ihnen mit der Begründung des Gustav-Adolph-Vereins steht?" Tiefes Stillschweigen. „Ich sehe", fährt Uhlich fort, indem er den Kopf etwas erhebt, „auch den Rector aus — hier, will der uns wohl Auskunft geben?" Eine lange Gestalt erhebt sich von ihrem Sitze, und taucht gerade in der Mitte des Saales aus der Masse hervor. In seiner Verlegenheit antwortet der Rector mit einem Reime: „Die Sache ist in Erwägung genommen, und wird nächstens zu Stande kommen." Indem der Sprecher noch die letzten Worte verschluckt, und ehe die vor ihm Sitzenden, die sich bei Uhlichs Anrede schnell nach ihm umdrehten, ihn noch haben sehen können, sitzt er schon wieder mit niedergeschlagenen Augen auf seinem Stuhle. So gehen die Verhandlungen fort. Kaum daß in einem entfernten Winkel Jemand eine schüchterne Bemerkung gegen seinen Nachbar wagt, so ruft ihn Uhlich auch schon na-

mentlich auf, ja sehr häufig redet er ihn wohl als einen alten Bekannten mit Du an und weiß ihn in neun unter zehn Fällen glücklich in die Debatten zu verwickeln.

Der Bischof Dräseke, der Sintenis'sche Bilderstreit und das Entstehen der Lichtfreunde.

Im Jahre 1845 erschien bei Röse in Berlin eine halbamtliche Schrift „die protestantischen Freunde in der Provinz Sachsen", welche weiter unten näher besprochen werden muß. Der Verfasser gibt folgende im Ganzen sehr richtige Schilderung, die wir unserer Darstellung vom Entstehen der protestantischen Freunde oder Lichtfreunde sogleich vorausschicken wollen:

„Die Geistlichen haben zumeist ihr Studium in Halle, Berlin oder Jena gemacht, und zerfallen, je nachdem in den beiden ersten Städten fast in schroffen Uebergängen die gemüthsgläubigen und denkgläubigen Lehrer wechselten, in zwei verschiedene Feldlager. Die, welche mit ihrer Jugendzeit in die Befreiungskriege und nachher bis zum Jahre 1818 fallen, als die Reform von 1806 und 1808 ihre Früchte trug, gehören meist zu den Denkgläubigen. Nicht ohne Einfluß scheint der Burgkeller in Jena geblieben zu sein, was manchen Kreisen die Farbe studentischer Brüderlichkeit und Jovialität, zugleich aber einer gemüthlichen, dem Pfarrstande eigenthümlichen Form von Freisinnigkeit gibt. Dazu kommt die Kleinheit der Pfarren, bei meist guter Pfründe und

geringer Entfernung, was zu anregendem Verkehre führt, der in den Neuigkeiten der Speculation und Politik, nahegerückt durch die Eisenbahn von Leipzig aus, befriedigenden Stoff findet. Diese Geistlichen wirken in Gemeinden, die namentlich in den Städten seit mehr als 50 Jahren die göttlichen Dinge in der Form des Denkglaubens angehört und gelernt haben. Die Stammeseigenthümlichkeit scheint sie dieser Form schon geneigter zu machen, und sie hängen daran jetzt noch mehr, seit dasselbe Schiboleth, „„Freiheit und Fortschritt"", was in politischen Dingen lieb ist, aus dem stammverbrüderten Königreich herübertönt und dem Bürgerstande besonders wohl gefällt, auch, durch die „„Brüderlichkeit"" vermehrt, zum Motto der religiösen Ansicht geworden ist. Noch tiefer eingeprägt wird ihnen der Denkglaube durch die Bestrebungen der Volksschullehrer, welche den Jugendunterricht fast durchweg nach solchen Ansichten leiten, wie z. B. der Direktor des Franke'schen Waisenhauses in Halle ein eifriger Anhänger der protestantischen Freunde ist. Daraus darf aber noch nicht geschlossen werden, als ob ein politischer oder religiöser Radicalismus in Sachsen zu Hause wäre. Wie gesund der politische Sinn ist, zeigen die immer auf das Wesentliche und Zunächstliegende gerichteten Verhandlungen des Provinziallandtags; wie gesund der religiöse Sinn ist, die Wahrnehmung, daß die Kirchen der Extreme unter den Lichtfreunden von denselben Menschen, welche sie gegen die Angriffe der andern Partei und gegen Maaßnahmen der Regierung schützen möchten, doch nicht besucht werden. Durchgängig ist die Meinung verbreitet, tief im Sinne der Union, daß es lächerlich und nicht mehr an der Zeit sei, über Glaubensmeinungen zu strei-

ten. Dies erzeugt eine stille aber so wirksame Opposition gegen jede Polemik von der Kanzel, daß eine Menge Geistlicher, sei es „„aus Menschenfurcht und Accomodationssucht"", sei es aus klarer Betrachtung des Bedürfnisses ihrer Gemeinde, gezwungen sind, Alles zu vermeiden, was sie in den Geruch des „„Pietismus"" bringen und damit jede seelsorgerische Thätigkeit abschneiden könnte. Daß dies zu weit führen kann, mag im einzelnen Falle gewiß wahr sein; doch geben selbst solche, die den Zustand der Provinz für gesunken halten, zu, „„daß Männer der strengsten kirchlichen Ansicht hoch in Ehren gehalten werden"", sobald die Milde ihrer Erscheinung, ihr Ernst und das Vertrauen zu ihrer Wahrhaftigkeit den Schein der Heuchelei oder Pfäfferei d. h. der Lust, mit weltlichen Mitteln zu bekehren, nicht auf sie kommen lassen.

Die Beweglichkeit, die Hingebung und seelsorgerische Thätigkeit der Geistlichen, welche auch außerhalb der Kirchthüre sich einen Wirkungskreis sucht, scheint erst in jüngster Zeit größer geworden zu sein, als Kampf und Vereinswesen zu entschiedener Haltung aufriefen. Früher mag bei allen Farben ziemliche Lauheit, ein Leben und Lebenlassen vorgeherrscht haben; denn es wird von keiner Seite geläugnet, daß die Geistlichen nur sehr wenigen Boden im Volke haben, ohne daß deshalb Alle nur das Volk der Schuld und Theilnahmlosigkeit anklagen. Vielmehr muß selbst die Evangelische Kirchenzeitung gestehen, es ruhe kein rechter Segen auf den Bemühungen namentlich der jüngeren Geistlichen, und besonders dann nicht, wenn sie den Dogmatismus und streng-symbolische Predigten auch auf der Kanzel nicht lassen können, mit denen man heut zu Tage keinen Menschen in die

Kirche, noch weniger aber die Kirche in die Menschen bringe. Nur einige Geistliche des „„alten Rationalismus"" wirkten auch vor der neuen Bewegung in ihrer Art und nach ihrer Einsicht viel Gutes, weil sie sich die Erziehung des Landvolkes angelegen sein ließen."

Gegen diese Darstellung ist freilich doch zu bemerken, daß die Meinung, als habe damals so ziemlich die ganze Provinz Sachsen zu Uhlichs Anhange gerechnet werden dürfen, durch eine Kirchenverfassung leicht geschwunden sein würde. Erst diese würde die Massen, den echten nach der alten Ueberlieferung sein Leben fortsetzenden Bürger und Landmann, der sein Geschlechtsregister in die Bibeln einträgt, in Antrag zu bringen gezwungen haben. Doch wurde schon damals behauptet, daß das Verhältniß der Neugläubigen zu den Alten nicht 3 zu 7 überschreite. Ohne diese Verfassung verkümmerten die strengeren Geistlichen: wenigstens wurde das Urtheil über sie nach außen durch wenige Wirthshausschreier bestimmt. Ihre innere Wirksamkeit war aber davon nicht immer abhängig. Dahingegen zeigen die Erfahrungen der rheinisch-westphälischen Kirchenverfassung, daß es dort den orthodoxen Geistlichen auch niemals an dem natürlichsten äußerlichen Schutze fehlt. Die eigentlichen Seelsorger unter den Theologen werden dort unbedingt herbeigeschafft und vertheidigt, und fast nie wird ein bedeutenderes Predigtamt von Solchen erlangt, die nicht zu dieser Gattung gerechnet werden. Bewähren sie sich dann nur in so fern, wie wohl geschieht, als sie nur für gemeinnützige Zwecke sorgen, aber kein rechtes geistliches Band zu flechten verstehen, in ähnlicher Weise also wie die Lichtfreunde nach ihrer lautersten Seite hin: so büßen sie dennoch die Liebe der Menge und den Einfluß auf sie ein.

Verfolgen wir die neuere protestantische Bewegung bis zu ihrem Ursprunge zurück, so werden wir auf die Zeit der amtlichen Wirksamkeit des Bischofs Dräseke in der Provinz Sachsen hingeführt. Die protestantischen Freunde oder Lichtfreunde bildeten in ihrer ursprünglichen Beschränktheit nur den Gegensatz zu dem Auftreten des geistvollen und genialen Bischofs, dessen Person wir zunächst in's Auge fassen wollen.

Johann Heinrich Bernhard Dräseke (geboren zu Braunschweig im J. 1774, gest. 1848) war Landprediger und wurde Pastor zu Bremen. Die leicht bewegliche Phantasie eines überlegenen Mannes, der in jeder Rede die Oertlichkeit wohl zu berücksichtigen verstand, auch die allgemeineren politischen Verhältnisse stets in Betracht zog, hatte sich mit Wohlbehagen in die republicanische Verfassung Bremens hineingefunden, und zudem beschäftigte auch die Lage des allgemeinen deutschen Vaterlands lange seine allem Hohen und jeglichem Ideal offenstehende Seele. Einige Bände von ihm gehaltener Predigten betitelte er: „Deutschlands Wiedergeburt." Es finden sich darin unter Anderm folgende Worte: „Aber eben darum wollen wir es an dieser Stätte der Wahrheit vor Gott klagen, woran es hauptsächlich liege, daß wir im schönen Laufe nicht fortschreiten, oder daß gar zu Rückschritten die Fortschritte verkehrt werden. Es liegt an denen, die eben jetzt auf seiner ruhmvollen Bahn das deutsche Volk führen sollten. Diese, zum Theil, haben, was geschehen ist, offenbar nicht verstanden. Diese wollen das große, das gnadenreiche Zeitalter nicht würdigen. Diese scheinen die herrlichen Bestimmungen ihres Lebens nicht einmal zu ahnen. Diese begehren, auch nachdem die Nation sich mündig erwiesen hat, nur Beherrscher, nicht erste Beamte

derselben zu sein. Diese mißtrauen ewig, selbst der erprobtesten Treue, weil sie wohl fühlen ein ewiges Mißtrauen zu verdienen. Von Manchem sogar möchte man sagen, die Erniedrigung habe ihn anmaßender, der Druck schlaffer, die Furcht dreister, die Rettung sicherer gemacht. Da, Theuerste, und in den daraus entstehenden Mißverhältnissen liegt die Gefahr. In dem Unmuthe liegt sie, mit welchem das Volk wahrnimmt, wie es durch Zurücksetzung der eigenen Fürsten für ein freieres Aufstreben nur wenig gewonnen, wie es umsonst mit edelmüthiger Anhänglichkeit geliebt, wie es für leere Versprechungen sein vollstes Leben gewagt, wie es an eine Zukunft, die nun doch ausbleibt, seine Güter, seine Männer gewendet, wie es die Emporkömmlinge nur vertrieben habe, um ihren Geist in allerlei verhaßten Gestalten fortspuken zu sehen. Da liegt's, meine Brüder." Beim Druck fügte Dräseke diesen Worten noch folgende Anmerkung hinzu: „Daß dieser Geist unter Andern von den zur Wartburg versammelten edlen Jünglingen so kräftig und heilig würde ausgesprochen werden, konnte der Verfasser kaum hoffen. O! Wie haben ihn die Beschreibungen jener Wartburgscenen entzückt!" Sein politischer Liberalismus soll ihm in Bremen selbst Anfechtungen zugezogen haben. In theologischer Hinsicht huldigte er damals einem gemüthvollen, mäßigen Rationalismus, und so stand er auch in religiöser Hinsicht mit der damaligen Zeit auf gleichem Boden.

Im Jahre 1832 erfolgte seine Berufung als Generalsuperintendent mit dem Bischofstitel nach Magdeburg. Nur einmal noch erregte er von jetzt an Enthusiasmus in Deutschland, nämlich durch die Rede bei der Einweihung des Gustav-Adolf-Denkmals auf dem

Schlachtfelde bei Lützen. Dräseke und Jahn (Letzterer lebte damals noch in der Verbannung eines thüringischen Städtchens) waren die Helden des Tages und die Studenten, welche besonders zahlreich anwesend waren, zogen unter den Fenstern der beiden Freunde hin und her, um bald den einen, bald den andern mit Ständchen und Lebehoch zu begrüßen. Wir erinnern uns noch einer guten und ausführlichen Beschreibung des Festes, in der der Bischof durchaus im Wesentlichen noch als ein Mann des Volkes betrachtet wird. In der That ist auch seine in Lützen gehaltene Rede noch von flammender patriotischer Begeisterung durchweht. Zugleich kann sie für ein Muster von Beredsamkeit gelten in ihrer Zusammensetzung aus lauter kurzen, doch wirksamen Sätzen, welche ganz darauf berechnet schienen mit lauter Stimme über die Köpfe einer großen Volksmenge hingerufen und von Tausenden von Zuhörern verstanden zu werden.

In der Provinz Sachsen war wohl schon damals Dräseke's Stellung eine mißliche. Zunächst mißgönnte ein großer Theil der Geistlichkeit dem „Pastor von Bremen" eben seine neue Stellung. Im Ganzen war anfangs die jüngere Geistlichkeit auf seiner Seite, fiel aber bald von ihm ab, als er sich in religiöser Hinsicht keineswegs als Freidenker zeigte. Daß er (es war noch unter Friedrich Wilhelm III. und Altenstein) mit der Bureaukratie vielfach in Widerspruch gerieth, was selbst noch mit seinem alten politischen Liberalismus entfernt zusammenhängen mochte, konnte ihm in der öffentlichen Meinung nichts nützen, weil man es nur geistlicher Herrschsucht, von der er sich übrigens wohl nicht frei zeigte, zuschrieb.

Gegen Dräseke erschien die anonyme Schrift: „der Bischof Dräseke und sein achtjähriges Wirken im preußi-

schen Staat". Sie macht ihm zum Vorwurf, daß er, anstatt sich mit dem preußischen Geschäftsstil und den Gesetzen ernstlich bekannt zu machen, vielmehr „gemüthlich fortgewandert" und dadurch „in die Irre gerathen sei." Seine Kirchenvisitationen werden von seinem literarischen Gegner „geistliche Schauspiele" genannt, durch welche den Superintendenten ungebührliche Kosten erwüchsen. „Der Bischof Dräseke will kommen, wir sind in der größten Verlegenheit, ruft die Hausfrau aus und verlangt Geld zu Tapeten, Gardinen, Meubeln, die Kinder werden neu gekleidet, und die Eltern sehen ein, daß auch sie ihre Garderobe wohl zu bedenken haben. Für eine geistliche Amtshandlung, welche ihrer Natur nach still und einfach vorüber gehen könnte und sollte, werden Hunderte verausgabt, weil allgemein die Meinung geltend ist, der Herr Bischof liebe das Glänzende; ja diese Ansicht ist so tief gewurzelt, daß Viele darauf schwören wollen, der Bischof würde meinen, daß alles christliche Leben da erstorben sei, wo er nicht mit Serenaden und Ehrenpforten, mit umkränzten Büsten und Gedichten empfangen werde." Was Dräseke auf seinen Reisen amtlich sprach, erregte ebenfalls vielfachen Anstoß. Den Geistlichen sagte er angeblich: „Ja, meine lieben Brüder, mit den weltlichen Behörden ist nichts anzufangen, die thun ihre Schuldigkeit nicht, wir müssen die Hand an's Werk legen, wir müssen Gewalt brauchen." Auch an seinen feierlichen Ansprachen hatte man viel zu tadeln, noch mehr zu belächeln, denn seine geniale Beredsamkeit artete zuletzt in Manier aus. Seine Art und Weise, unvorbereitet zu sprechen, wurde endlich sehr matt, zumal da er mit seinen Reden sich meist an das hielt, was ihm gerade zunächst vor Augen lag, wie die Inschrift

einer Altardecke, oder was ihn eben zufällig beschäftigte, wie der Name eines in sein Amt einzuführenden Superintendenten. Im besten Falle stellte er Reisebetrachtungen an über den Ort, wo er sich befand, über seine Bewohner und ihre Gewerbthätigkeit. Da er auf seinen geistlichen Inspectionsreisen sämmtliche Behörden und Collegien vor sich beschied und alle öffentlichen Institute besuchte, so sollen zuerst die Gymnasialdirektoren zusammen getreten sein und beschlossen haben ihm den Zutritt zu ihren Anstalten zu versagen.

Als die besondere Veranlassung ihres Zusammentretens bezeichneten die Lichtfreunde wiederholt Dräseke's Einschreiten gegen Sintenis. Der jetzt verstorbene Pastor Sintenis in Magdeburg hatte an einem Bilde auf der dortigen Kunstausstellung Anstoß genommen, welches das Gebet einer Bauernfamilie im Walde vor einem Crucifix darstellte und dem Kreissteuereinnehmer Ribbeck zu einem den Gegenstand weiter ausführenden Gedichte Veranlassung gab. Das Gedicht lautete:

„Wo warst du heut' so frühe schon?"
Fragt Mütterchen den blonden Sohn,
Der jubelnd, daß die Tenne schallt,
Hinein in's enge Stübchen springt.
„„Ich ging mit Vater in den Wald,
Der grünend unser Haus umringt,
Zum lieben Heiland Jesus Christ,
Der aller Noth Erbarmer ist.""

Und Anna tritt, ihr Töchterlein,
Mit Blumen jetzt zur Thür herein.
„Wo warst denn du?" „„Mit Bruder Hans
Und Vater in den Wald spaziert;

Da hab' ich mit dem frischen Kranz
Der Eiche heil'ges Bild geziert
Vom lieben Heiland Jesus Christ,
Der aller Noth Erbarmer ist.""

„Und habt ihr, wo sein Bildniß steht,
Auch fromm gesprochen ein Gebet?"
„„Wohl flehten wir zum lieben Herrn,
Und haben deiner auch gedacht,
Weil wir erlöst dich sähn so gern
Aus deiner Augen dunkler Nacht
Durch unsern Heiland Jesus Christ,
Der aller Noth Erbarmer ist.""

Die Mutter preßt mit weichem Schmerz
Den zarten Säugling an ihr Herz,
Sie legt der Tochter und dem Sohn
Die Hand still segnend auf das Haupt,
Und kniet im Geist vor dessen Thron,
An welchen ihre Seele glaubt,
Den lieben Heiland Jesus Christ,
Der aller Noth Erbarmer ist.

Da tritt der Vater schweigend ein
Und winkt dem Sohn, dem Töchterlein,
Die schleichen scheu hinaus zur Thür
Und sehn erwartungsvoll sich an.
Der Wundarzt kommt herein dafür
Und spricht: Nun sei's mit Gott gethan
Und unserm Heiland Jesus Christ,
Der aller Noth Erbarmer ist.

Die Augenbinden löst er sacht
Und senkt die Nadel mit Bedacht;
Der Schleier fällt. — „O Himmelslicht!
Und seh' ich?" seufzt sie zweifelsbang.

„Ich sehe!" und da sie es spricht,
Beugt sich der Gatte schon voll Dank
Vor seinem Heiland Jesus Christ,
Der aller Noth Erbarmer ist.

Da pilgern nun am andern Tag
Sie alle schon der Sonne nach,
Die Mutter, noch verhüllten Blicks,
(Die Wandlung dünkt sie noch ein Traum),
Im Hochgefühl des neuen Glücks
Waldeinwärts zu dem heil'gen Baum
Zum lieben Heiland Jesus Christ,
Der aller Noth Erbarmer ist.

Die Mutter ruht auf weichem Moos,
Den blüh'nden Säugling auf dem Schooß,
Und Hans und Anna auf die Knie
Sind hingesunken vor dem Baum!
Dem Vater gleich erheben sie
Die Hand empor zum Himmelsraum,
Zum lieben Heiland Jesus Christ,
Der aller Noth Erbarmer ist! —

O Freude, die im Herzen webt!
O Dank, der wortlos aufwärts strebt!
O Glaube, der den Geist erquickt,
Wenn sich in Nacht die Bahn verliert,
Und unverwandt zum Retter blickt,
Der endlich doch zum Schauen führt,
Zum lieben Heiland Jesus Christ,
Der aller Noth Erbarmer ist.

Bild und Gedicht erklärte Sintenis für katholisirendes Unwesen, das Gebet zu Christo aber überhaupt für Aberglauben, wenn nicht gar für Abgötterei, da der evangelische Christ nur an Gott selbst sein Gebet richten dürfe.

In ästhetischer Hinsicht ist gegen diese Kritik zu bemerken, daß nach der freiesten Ansicht zwar die Dogmatik an und für sich der Kunst nur wenig ganz geeigneten Stoff bietet, daß aber selbst nach ihr das anbetende Subject für alle Zeiten ein würdiger Gegenstand der Kunst bleiben wird. In religiöser Beziehung ist sie neuerdings für „puritanischen Eifer" erklärt worden. Die außerordentliche Leere und Beschränktheit, welche nicht allein das in katholischen Landen bis auf diesen Tag gebräuchliche Beten vor Bildern als puren Götzendienst auffaßte, sondern auch in der Darstellung desselben ein Vergehen des Künstlers sah, war freilich wohl schon damals in den Augen aller wahrhaft Gebildeten durch sich selbst gerichtet. Zu einer officiellen Verfolgung des Predigers Sintenis war kein Grund vorhanden, da die fragliche Art der Anbetung dem protestantischen Bewußtsein allerdings fern lag. Dennoch drang Dräseke auf dessen Absetzung. Er erreichte indessen seine Absicht nicht, ja er mußte endlich selbst, in Folge der Sintenis'schen Streitigkeit, von seinem Posten in Magdeburg weichen.

Um diese Zeit schrieb der Prediger Uhlich in Pömmelte an den Pfarrer König zu Anderbeck: „Du fragst deine (geistlichen) Brüder: Warum steht ihr so müßig am Markte des Lebens? Wohlan, wenn es Dir Ernst ist, so greife selbst mit an! Komm zu uns, daß wir berathen und vom Reden zum Handeln schreiten!" „Die Bücher in Ehren!" — schrieb Uhlich noch im Jahre 1845 — „aber ihre todten Buchstaben leisten uns nie Gewähr, daß der lebendige Geist darin wohne." — Am 29. Juni 1841 kamen zuerst 16 Theologen in Gnadau zusammen. Unter ihnen waren, wenn die Angaben richtig sind, Franke, Wegscheider, Ehricht, Erler, Klusemann, Sintenis, Hempel, Carl. Sie

verabredeten schließlich eine Versammlung für den Herbst in Halle. Hier fanden sich bereits 56 Personen ein, unter ihnen viele Nichtgeistliche. Die dritte Versammlung, von 200 Mitgliedern, wurde in demselben Herbste zu Magdeburg, die vierte, von etwa gleichem Umfange, um Pfingsten 1842 in Leipzig gehalten, wo der Archidiakonus Fischer damals bereits die ersten Nummern des von ihm im Namen der Lichtfreunde herausgegebenen „Erbauungsblattes" vorlegte. Im Herbst 1842 versammelte man sich zuerst in Köthen, wo seitdem regelmäßige Hauptversammlungen zu Pfingsten und Michaelis stattfanden. Magdeburg setzte seine sich mehr und mehr vergrößernden Kreisversammlungen fort. Halle richtete zweimonatliche Versammlungen ein, welche seit Anfang des Jahres 1845 in doppelter Form gehalten wurden, Vormittags für Gelehrte, Nachmittags für Jedermann. 1844 bildeten sich, meist halbjährig wiederkehrend, Versammlungen in Oschersleben, Halberstadt und Bublitz in Hinterpommern. Hoym in Anhalt hatte schon früher halbjährige Versammlungen. 1845 entstanden Versammlungen in Aschersleben, Eisleben, Naumburg, auf der Asse im Braunschweigischen, in Dessau, Leipzig, Königsberg in Preußen, Berlin (wo sie verunglückten) und Breslau.

Die Lichtfreunde haben gewöhnlich, wo es überhaupt geschah, ihre Meinungen in einer etwas willkürlichen Anzahl von Sätzen vorgetragen, in denen jedoch im Wesentlichen nur die drei Ideen des persönlichen Gottes, der Unsterblichkeit und des „persönlichen Heilands" enthalten sind. Ueberall, wo es sich darum handelt, solche Sätze aufzustellen, muß bei ihnen die Unbestimmtheit derselben auffallen. Man war überhaupt gegen alle bestimmten Glaubensbekenntnisse, auch wenn man sie selbst

verfassen durfte, weil möglicherweise über kurz oder lang der Geist durch dieselben gebunden werden könne. Nach der Unterschrift unter seinem ersten Bildnisse betrachtete sich Uhlich ganz im Allgemeinen als den, der die Sache des Geistes gegen die Form zu führen habe. Alle Sätze der Lichtfreunde zeigen uns ihre Glaubensmeinungen nicht als abgeschlossen, sondern als noch im Flusse und im Werden begriffen. Daneben stellten sie mit besonderer Vorliebe sogenannte „Regeln" auf, nicht allein für die Erforschung der Wahrheit und den Ausbau des Gottesreiches auf Erden, sondern auch für ihren eigenen bürgerlichen Lebenswandel. Diese Regeln gestatten uns einen tiefen Blick in das Wesen der Lichtfreunde. Mit allen Mitteln des 19. Jahrhunderts wollten sie dahin wirken, daß es in der Welt besser werde; dazu sollte Jeder bei sich selbst und den Seinigen den Anfang machen. Hauptsächlich die Geistlichen unter den Lichtfreunden versprachen einander, sich in Amt und Leben rein und treu zu beweisen. Wer nicht Wort halte, gehöre ihnen nicht mehr an.

Es dürfte schon nach dem Obigen nicht zweifelhaft sein, daß man in wissenschaftlicher Beziehung nicht ganz ohne Grund den Lichtfreunden den Vorwurf der Flachheit gemacht hat und daß Uhlich sehr im Irrthum war, wenn er einmal zu verstehen gibt, dieser Vorwurf sei von seinen alten Feinden, den Jesuiten, ausgesonnen, um dem vulgären Rationalismus zu schaden. Es trugen aber auch die Versammlungen der Lichtfreunde anfangs kaum den Character der „Wissenschaftlichkeit," vielmehr, namentlich so lange als sich fast nur Geistliche zu den Versammlungen einfanden, einen vorzugsweise erbaulichen, so daß sie etwa an die regelmäßigen Besuche erinnerten, welche in früherer Zeit protestantische Landprediger sich abstatteten, um sich

gegenseitig das Abendmahl zu reichen, eine einfache Mahlzeit mit einander zu verzehren und am Nachmittage sich über den neuesten Zustand der Theologie zu unterreden. Es war dies die gemüthliche Periode der lichtfreundlichen Bestrebungen. Zwar wurde auch schon in dieser Zeit von ihren Gegnern mit Hinblick auf die Leipziger „Erbauungsblätter" die lichtfreundliche Auffassung der christlichen Wahrheit und des christlichen Lebens, (wie König später klagte) bald „Infusionsthier", bald „ewiger Jude" oder „graues Männlein" gescholten; im Allgemeinen jedoch lebten die Lichtfreunde damals noch mit aller Welt und sogar mit ihren rechtgläubigen Amtsbrüdern in Frieden. Diese letzteren (um dies gleich hier zu erwähnen) bildeten im Herbst 1842 aus verschiedenen Zweigvereinen auf Antrag des Pastor Rhenius den „kirchlichen Central-Verein für die Provinz Sachsen", der sich von Anfang an bis jetzt (später unter dem Namen der Pastoralconferenz) in Gnadau versammelt hat. Da der Director des Centeralvereins, ein Sohn des verstorbenen Bischofs Westermeier in Magdeburg, gleich Uhlich unweit Gnadau wohnte, kam es nicht selten vor, daß beide Vereine am gleichen Tage ihre vorbereitenden Sitzungen dort in demselben Hause hielten, der eine zu ebener Erde, der andere im ersten Stock. Uhlich schrieb damals hin und her Friedensbriefe an orthodoxe Amtsbrüder, und erst nach dem Wislicenus'schen Vortrage wurden gewisse Verhandlungen zwischen beiden Vereinen abgebrochen. Es zeigte sich nun erst, daß beide Parteien sich als zwei vollkommen gerüstete Heerlager gegenüberstanden.

Später, als zu den Versammlungen der Lichtfreunde mehr und mehr Laien, selbst aus den niedern Ständen, hinzutraten, nahmen die Versammlungen statt des erbau-

lichen einen mehr pädagogischen Character an. Hatten sie anfangs nur in unbestimmter und allgemeiner Weise wirken wollen, so wandten sie sich nun unmittelbar an das Volk. Auch die große Masse habe das Recht zu fragen: Was ist Wahrheit? sagte Uhlich.

Erst in einer dritten Periode wird ein wissenschaftlicher Character in den Versammlungen sichtbar, und obgleich dieser nur zum Vorschein kam im Kampfe mit den „speculativen Freunden", welche sich jetzt als ein ursprünglich fremdes Element lebhaft zu betheiligen begannen, und obgleich die Zusammenkünfte später noch bedeutend an Umfang wuchsen, so kann man doch diese die Blüthezeit der Lichtfreunde nennen. Damals kämpften speculative Theologie und Philosophie mit dem alten hausbackenen Rationalismus vor allem Volk um die Popularität, und in Halle wenigstens gelang es, dem Letztern dieselbe zu entreißen.

Dem eigentlichen Glanzpunkte in der vorzugsweise wissenschaftlichen Periode, dem Wislicenus'schen Vortrage über die Frage: „ob Schrift? ob Geist?" folgte die vierte und letzte Periode auf dem Fuße, in der die ganze Bewegung durch den Conflict, in welchen sie mit dem Staate gerieth, einen wesentlich politischen Character annahm.

Wir lassen nun hier zuerst die fünf Verhaltungsregeln der Lichtfreunde folgen:

1) Alles so einfach, wie möglich. Diejenigen Sätze sind die wichtigsten, über welche die verschiedenen Parteien des Christenthums einig sind. Je mehr über einen Satz Streit gewesen ist, desto behutsamer ist bei seiner Verwendung zu verfahren.

2) Bei der Entwicklung der christlichen Lehre ist die

Wahrhaftigkeit die unerläßliche Bedingung. Was man nicht mit der vollsten Ueberzeugung von seiner Wahrheit und in dem reinsten Bewußtsein eigener Wahrhaftigkeit sagen kann, das bleibe ungesagt. Eine besondere Lehre für die Geistlichen und eine besondere Lehre für das Volk nehmen wir nicht an. Darum freuen wir uns, wenn sich Nichtgeistliche an uns anschließen, und halten diese Verbindung für die Grundlage des Gedeihens des Gottesreiches.

3) Alles, was die Wissenschaft unserer Zeit darreicht, werde in den Dienst des Reiches Jesu gezogen. Christenthum und Wissenschaft können nie feindlich einander gegenüberstehen.

4) All unser Streben soll vom Leben ausgehen und das Leben als nächstes Ziel im Auge haben. Unsere Probe für Alles, was wir treiben, sei stets das Leben, also die Frage, ob es uns zu guten Menschen macht, die ihre Stelle auf Erden würdig ausfüllen.

5) Wir wollen das Alte treulich benutzen, damit das Neue desto vollkommener werde. Was irgend einmal für viele Menschen für heilig gegolten hat, das muß wohl etwas in sich schließen, was der Berücksichtigung werth ist.

Die neun Glaubenssätze der Lichtfreunde lauten:

1) Wir wollen uns in unserem Glauben durch Gemeinschaft stärken und weiter bilden.

2) Unser Glaube ist das einfache evangelische Christenthum. Seine Grundzüge sind ausgesprochen in den Worten Jesu. Joh. 17, 3: Das ist das ewige Leben, daß sie Dich, der Du allein wahrer Gott bist, und den Du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen.

3) Wir erkennen es für unser Recht und unsere

Pflicht, Alles, was sich uns als Religion darbietet, mit unserer Vernunft zu prüfen, aufzunehmen, zu verarbeiten.

4) Wir erkennen, daß von den Aposteln an stets eine verschiedene Auffassung des Christenthums stattgefunden hat, und daß dies nach Verschiedenheit der menschlichen Geister nicht anders sein kann, also Gottes Wille ist. Somit achten wir es für unsere Pflicht, jede Richtung, sofern dabei redlich zu Werke gegangen wird, zu ehren, als in ihrem Rechte befindlich. Verketzern wollen wir nie.

5) Daß das Christenthum bestehe und seinen Segen bringe, dazu erachten wir für völlig ausreichend dreierlei: seine Göttlichkeit, des menschlichen Gemüthes ewige Bedürfnisse und geistige Freiheit. Sonstige Stützen braucht das Christenthum nicht und will es nicht. Einen Leib, eine Kirche, wird es schon bilden nach dem jedesmaligen Bedürfniß.

6) Als unsere erste aber und wichtigste Aufgabe erkennen wir an, uns in Amt und Leben rein und treu zu erweisen. Das versprechen wir einander, wie wir es ja längst Gott versprochen haben müssen.

7) Dabei wollen wir uns treue Handreichung thun in Rath und That, damit wir in Amt und Leben das Rechte treffen.

8) Auch um uns her wollen wir, soviel uns vergönnt ist, wirken für das Reich Jesu durch Wort und Schrift.

9) Wir freuen uns in dem Bewußtsein, daß wir mit unserem Glauben und Streben stehen auf dem Grunde der protestantischen Kirche; welcher ist nach Innen Christus, nach Außen Verwahrung gegen jede

geistige Bevormundung. Darum nennen wir uns protestantische Freunde.

Schon 1842 hatte Uhlich folgende zehn Hauptsätze ausgearbeitet, die er aber aus Furcht vor einem formulirten Glaubensbekenntnisse erst 1845 veröffentlichte:

1) „Ich finde mich bei aller Hoheit, die mir unter den Geschöpfen als Mensch angewiesen ist, mangelhaft, unvollkommen. Es fehlt mir etwas, aber das Sehnen nach Wahrheit, Tugend, Frieden, verläßt mich nie."

2) „Indem ich für dieses Sehnen Befriedigung suche, so finde ich sie nirgends besser als im Christenthum, und als dessen lebendiger Inbegriff stellt sich mir sein Stifter Jesus Christus dar."

3) „In ihm erkenne ich den erhabensten Gesandten Gottes, den Menschen, wie er sein soll, den Herrn und Meister, dem sich meine Seele mit vollem Vertrauen zu eigen geben kann."

4) „Seine Geschichte ist mir der Hauptsache nach beglaubigt, insbesondere aber ruht mein Glauben an ihn auf der Reinheit seines Lebens, der Wahrheit seiner Lehre, der Lebenskraft seines Reiches, und als auf dem letzten und innersten Grunde, daß seine Nachfolge mich selig macht."

5) „Durch Jesum kenne ich Gott als meinen Vater, den ich zu verehren strebe im Geist und in der Wahrheit, insbesondere durch unbedingte kindliche Hingebung."

6) „Durch Jesum habe ich als Richtschnur aller meiner Werke die Liebe."

7) „Durch ihn kenne ich als Aufgabe meines ganzen Lebens Heiligung, die auch dem Ziele näher kommt, aber nach jedem gethanen Schritt sich noch nicht am Ziele findet."

8) „Bin ich in dieser Aufgabe säumig gewesen, und trauere darüber, so verkündet mir Jesus, zugleich mit dem Gebot der Sinnesumwandlung, Vergebung der Sünden."

9) „Von ihm habe ich die Verheißung des heiligen Geistes, als einer göttlichen Kraft, welche im ganzen Christenthum fortwirkt und bei treuem Streben sich auch in meine Seele senkt und mir mein Ziel erreichen hilft."

10) „Für die Vollendung alles meines Strebens verweiset mich Jesus auf ein höheres Reich Gottes jenseits des Grabes, und darin auf Gericht und Vergeltung, welche aber schon hier beginnen."

Auf der großen Versammlung der protestantischen Freunde am 15. Mai 1845 zu Köthen gab Uhlich die Anknüpfungspunkte über Begriff und Wesen der Kirche in folgenden 13 Sätzen:

1) Jesus stiftet ein Reich Gottes, in welchem er zwei Hauptelemente andeutet, — den waltenden Geist, den äußeren Verein. —

2) Die Apostel sammt den ersten Christen machen eine lebendige Gemeinde aus, in welcher der Geist zu seinem Rechte gelangt. —

3) In den folgenden Jahrhunderten erstarrt die Gemeinde und der Geist wird gebunden; nun bildet sich der Begriff der heiligen Kirche zur Ungebühr aus. —

4) Die Reformation verhilft dem Geist in der Gemeinde, den Priestern und dem Herkommen gegenüber, dem Geist in dem Einzelnen, der Mehrheit gegenüber, wieder zu seinem Rechte. —

5) Bald aber erstarrt auch in der protestantischen Christenheit die lebendige Gemeinde wieder, und der Geist verkümmert, indem Vieles von dem hergebrachten Be-

griff der heiligen Kirche in die neue Gemeinschaft übertragen wird. —

6) Im 18. Jahrhundert bricht der Geist abermals durch, hat aber bis heute dem geläuterten Begriff der Kirche noch nicht die allgemeine Anerkennung verschaffen können. —

7) Die Geschichte der christlichen Kirche weist uns also Gegensätze auf, welche mit einander ringen, um sich in das rechte Verhältniß zu setzen. Diese sind die starre **Form** und der lebendige **Geist**, die Macht der **Vergangenheit** und das Recht der **Gegenwart**, die Macht der **Mehrheit** und das Recht des **Einzelnen**. Das Ergebniß war bis jetzt, daß das Erste das Uebergewicht erstrebt und erlangt, bis sich von Zeit zu Zeit das Zweite sein Recht verschafft. —

8) Indem wir das Zweite über das Erste stellen, den Geist über die Form, die Gegenwart und das Recht des Einzelnen (die Subjectivität), sofern sie sich geistig ausweisen über Vergangenheit und Mehrheit, stehen wir mit vollem Recht in der christlichen, insbesondere in der protestantischen Kirche. —

9) Wir erkennen in der christlichen Kirche nichts Anderes, als die lebendige Gemeinde der Christen, welche in der gerade gegenwärtigen Zeit leben. —

10) Wie ein Zustand der Kirche sich bewähren werde, in welchem ein Vorwiegen des Zweiten über das Erste, in welchem völlige Freiheit für das Walten des Geistes rechtlich festgestellt sein wird, dafür gibt es noch keine Erfahrung, oder vielmehr die ganze Kirchengeschichte reicht diese Erfahrung denen dar, welche mit sehenden Augen sehen können. —

11) Vor Allem sind die Wege zu vermeiden, auf welchen die Kirche nicht gehen darf, wenn sie nicht dem Geist, also dem Reiche Gottes, Eintrag thun will. — a) Das Gebot der Staatsgewalt gehört nicht in das Reich Gottes. — b) Das geschichtliche Recht hat nur eine lehrende, nicht eine maßgebende Stellung in der Kirche. — c) Auch bei der Mehrheit liegt nicht schlechthin die Entscheidung, dem Einzelnen gegenüber. — d) Aber auch der Geist an sich, den man abwartend walten lassen will, ist Nichts, als eine Redensart, hinter welcher sich Unentschlossenheit, Furcht, Faulheit versteckt. — e) Unchristlich ist jeder Weg, auf welchem man in der Kirche auf Kosten des Geistes, also des wahren Reiches Gottes, zu nützen sucht. —

12) Sorgfältig sind die Regeln zu erwägen, nach welchen die Kirche aus ihrem jetzigen Zustande, der ein Zustand des Schwankens, der Unwahrheit, der Unfreiheit, also ein unchristlicher Zustand ist, in einen bessern Zustand übergeführt werden kann. — a) Der Geist allein gibt der Form Werth. — b) Die Gegenwart gilt ebensoviel, als jede andere Zeit, und sofern sie die Erbin der ganzen Vergangenheit ist, gilt sie mehr als die Vergangenheit. — c) Auch der Einzelne gilt in der Kirche so viel, als er sich vermöge des Geistes geltend machen kann. — d) Das Glaubensbekenntniß enthalte nur Hauptlehren, und diese seien flüssige Ideen, nicht feste Lehrsätze! — e) Für die Form hat die Forderung Billigkeit, daß sich da der Einzelne der Gesammtheit, bei gewichtigen Gründen die Gegenwart der Vergangenheit unterordne. — f) Was endlich die Fortbildung des Christenthums überhaupt betrifft, so werde eine freie Verfassung geschaffen, in welcher der Geist möglichst seinen berech-

tigten Ausdruck finden kann! Freie Presbyterien, daraus freie Synoden, sind die Bedingungen dieser Verfassung. —

13) Die christliche Kirche, als die lebendige Gemeinde der Christen in der gegenwärtigen Zeit, ist nichts Heiliges; sie trägt das Heilige in ihrem Schooße und dicht daneben stete Versuchung; die schlimmste Versuchung aber liegt im Element der Hohenpriester, Pharisäer und Schriftgelehrten. —

Wislicenus, K. B. König, Uhlich.

Gustav Adolf Wislicenus, einer aus Ungarn herstammenden Familie angehörig, geboren 20. November 1803 zu Battaune bei Eilenburg, war durch die Theilnahme an der Burschenschaft, in der sein ernstes und wahrheitsgetreues, besonnenes und entschiedenes Wesen ihm eine hervorragende Stelle gesichert hatte, in demagogische Untersuchungen verwickelt, welche ihn auf die Festung führten. Ein hochadliger Freund und Gesinnungsgenosse, mit dem er dort zusammentraf, soll ihm, nachdem Beide amnestirt waren, alsbald eine Landpfarre, deren Patron er war, ertheilt haben. Von dieser wurde er an die Kirche der Vorstadt Neumarkt in Halle versetzt, nach einer Bemerkung der „Kirchlichen Monatsschrift" deshalb, weil man von ihm erwartete, er werde in dieser Stadt das kirchliche Glaubensleben befruchten helfen.

Nachdem man bereits völlig über Wislicenus aufgeklärt war, erschien er selbst den Gegnern als ein eben so gediegener, als geschickter Agitator. Man fand an ihm

nichts von momentaner Uebereilung bei äußerem Auftreten, nichts von Unvorsichtigkeit bei innerem Betriebe einer Sache, kein Vergreifen in den Mitteln, keine Leidenschaftlichkeit, keinen Eigennutz und keine Rachsucht. Er erschien als der Mann der personificirten Ueberlegung und Ruhe, des Gleichgewichts in allen Verhältnissen, des nie aufgegebenen Zuwartens auf eine thätig, aber vorsichtig vorzubereitende Zukunft.

Wislicenus hatte zu Halle in seiner einsam neben dem Wegscheider'schen Hause vor dem Kirchthore gelegenen Kirche „wegen seiner Ungeschmeidigkeit im Predigen", wie einer seiner Gegner sich sehr characteristisch ausdrückt, nur wenig Zuhörer und erwarb sich erst einen Namen durch seinen Köthener Vortrag, noch mehr aber, als er denselben nach Verlauf einer geraumen Zeit sorgsam, ja, wie es scheint, mühsam ausgearbeitet und von polemischen Bemerkungen begleitet, durch die Presse in einer Druckschrift veröffentlichte, in welcher die Einfachheit des lichtfreundlichen Wesens und Denkens gleichsam die classische Reife erlangt hat. Vielleicht war gerade deswegen die Wirkung dieses Mannes so bedeutend, weil bei ihm die Form zu denken und seine Gedanken zu entwickeln noch ganz rationalistisch war, während er doch die Resultate der Strauß'schen Lehre mit Energie sich zu eigen gemacht hatte.

Professor Wegscheider, als dessen Schüler sich König und Uhlich wohl hundertmal, Letzterer auch in seiner spätern Eingabe an den König von Preußen, bekannten, und der in den Halleschen Versammlungen stets als Zuhörer zugegen war, hatte auf dem Katheder stets seinen Schülern eingeschärft, daß der Geistliche auf der Kanzel und vor dem Altare, unbeschadet der theologischen Wis-

senschaft, an die Lehren und Satzungen der Kirche gebunden sei. Schleiermacher's System, dem ursprünglich Uhlich's „speculative Freunde" angehörten, war durchaus vermittelnd, und selbst die mythische Auffassung des Christenthums von D. F. Strauß hatte sich ursprünglich als solche angekündigt, durch welche den groben Widersprüchen, in welche der Rationalismus, zumal der vulgäre, mit der Bibel gerathen sei, begegnet werden solle vermöge einer höhern, reinern und idealen Lehre, welche namentlich jeden Verdacht absichtlicher Hintergehung des Volkes durch Christus ausschlösse. Strauß wollte also gewissermaßen, von seinen eigentlichen wissenschaftlichen Zwecken abgesehen, das über der rohen Auffassung des Christenthums verhärtete Gewissen der Geistlichkeit läutern und schärfen, war aber ursprünglich weit entfernt (man weiß dies aus seinen eigenen Predigten und kirchlichen Gebeten), seine mythische Auffassung des Christenthums zur Kirchenlehre zu machen. Mit etwas mehr wahrhaft speculativer Auffassung des Christenthums hätte auch in der That die Welt vor diesen theologischen Zänkereien bewahrt werden können. Es scheint aber, daß der Conflict, in den Wislicenus als Mensch und Priester zunächst mit sich selbst gerieth, ihn drängte, die beruhigende Kraft zu suchen, die in dem laut und öffentlich ausgesprochenen Worte liegt.

Die eigentlichen Lichtfreunde dagegen glaubten den obenerwähnten Rath ihres Lehrers Wegscheider befolgt zu haben, da sie ja eben deswegen ihre Ansichten in ihren Versammlungen aussprachen, weil sie diese zwar vor wohlhabenden Bürgersleuten, aber nicht in den Kirchen „vor Wittwen, Mühseligen und Beladnen", vor welche sie ihrer Meinung nach nicht gehörten, aussprechen woll-

ten. Die Berichte, welche durch Uhlich selbst in politischen Blättern und Kirchenzeitungen veröffentlicht wurden, schienen nur dazu bestimmt, einen Schleier über die Verhandlungen der protestantischen Freunde zu breiten. Um so schlimmer war es für sie, als sie in die Lage kamen, der Gemeinde nichts mehr als eben diese ihre Ansichten bieten zu können. Am 23. Januar 1852 wurde ein Vatermörder, der Mitglied der Uhlich'schen Gemeinde war, zum Tode verurtheilt. Wenn dieser nun vor seiner Verurtheilung dringend nach einem innerhalb der Kirche stehenden Geistlichen verlangte, so können ihn äußerliche Bedenken dazu bewogen haben. Wenn er Uhlich dabei für einen Genossen solcher, „welche herrlich und in Freuden leben, nicht aber für einen Tröster in Seelennoth" erklärte, so sehen wir in der characteristischen Aeußerung nicht mehr und nicht weniger als einen Mangel der freien Gemeinden ausgesprochen, der sich nach der Geschichte ihres Entstehens voraussehen ließ.

Der erste wirkliche Bericht über die Versammlungen wurde allgemein als eine Denunciation angesehen und änderte wirklich die ganze Sachlage. Es war der bekannte Bericht des Professor Guericke in Halle über die Köthener Versammlung vom 29. Mai 1844, in welcher Wislicenus seinen Vortrag hielt. In Folge desselben stellte man auf dem Berliner Missionsfeste am 6. Juni den Antrag die Protestantischen Freunde durch eine Erklärung gewissermaßen aus der protestantischen Kirche zu excommuniciren. Da dies auf die Anträge von Snethlage und Harnisch unterblieb, kniete am folgenden Tage die Missionsversammlung auf Röttgers Antrag nieder und that eine Fürbitte „für die Bekehrung der irrenden Brüder." Bald darauf wurde auch Wislicenus von der Behörde zur

Rechenschaft gezogen. Auch viele Proteste der Orthodoxen wurden durch die Presse veröffentlicht. Gegen diese Proteste stellte jedoch Professor Lücke in Göttingen, ein Sohn der Provinz Sachsen, die Ansicht auf: die protestantische Kirche, welche den Rationalismus in sich erzeugt habe, müsse ihn auch in sich überwinden und dürfe nicht, wie vielfach durch die Erklärungen geschah, die Kirchengemeinschaft abbrechen wollen. —

Ein journalistisches Talent war Karl Bernhard König, besonders bekannt als Verfasser des heftweise erschienenen „Rechten Standpunktes". Dieser Pfarrer war auf seinem Dorfe der Jules Janin einer preußischen Provinz, und man hat ihn nach seinem letzten Wohnort gern schlechtweg den „König von Anderbeck" genannt. König war am 19. October 1797 zu Mühlhausen in Thüringen geboren, nahm als freiwilliger Jäger an den Befreiungskriegen Theil, wurde in der Schlacht bei Ligny schwer verwundet und bis in das reifere Mannesalter hinein scheint sein ganzes Wesen in den stillen Cultus der Erinnerungen an die durchlebte große Zeit aufgegangen zu sein. Er studirte in Halle und Jena und wurde bald nach einander Prediger in Görmar und Dansstadt. So kam in stiller Träumerei auch für ihn das wichtige Jahr 1830 heran. Die Wege des Schicksals sind sehr mannigfaltig, und dieses Jahr, welches durch seine Juliusrevolution das junge Deutschland schuf, machte durch seinen Winter auch den gereiften Mann zum Schriftsteller. Lustig knatterten eines Abends die vier Feuer in den Oefen des Hauses und verzehrten das Holz des Pfarrers, der auf seiner Studierstube allein saß. Da erwacht in König die Sorge des Hausvaters. Er wird unruhig und fragt sich: was soll das werden, wenn diese

enorme Kälte fortdauert? Er sucht ein Mittel Geld zu verdienen, findet keines, und tritt in trüber Stimmung ans Fenster. Hell funkeln die Sterne, und die Blumen von Eis strahlen im köstlichsten Silberglanze. Tief ergriffen denkt er an den, der über den Sternen wohnt, und fängt unwillkürlich an zu beten. Ein paar schwere Tropfen fallen auf die Hand; doch endlich wird es hell vor seiner Seele. Noch an demselben Tage begann König unter dem Titel: „Wanderung durch Vaterhaus, Schule, Kriegslager und Akademie zur Kirche" seine Erinnerungen aufzuschreiben, und er lieferte eines der behaglichsten Bücher, die unsere Literatur in dieser Art aufzuweisen hat. Es versteht den Leser eine Nacht hindurch wach zu halten. Man denke sich, daß Goldsmiths Vicar sein Buch wirklich selbst geschrieben hätte, und man kann sich eine Vorstellung machen von der „Wanderung" Königs, in dem der Satyr erst viel später noch erwachte. Die erste Auflage mußte er indessen auf eigene Kosten drucken lassen. Die zweite Ausgabe des wirklich sehr populär geschriebenen Werkes erschien unter dem Titel: „König von Anderbeck", bei Emil Baensch in Magdeburg, aus dessen Verlage sie mit andern Schriften in den Verlag von Gustav Gräbner in Leipzig überging. Königs Schriften sämmtlich aufzuführen wäre hier nicht am Ort. Auch die oben erwähnte anonyme Brochüre gegen den Bischof Dräseke hat König zum Verfasser. Sie erschien bei Campe in Hamburg und fiel nach der Zeit des Erscheinens mit Heine's Buch über Börne zusammen, mit dem sie in ihrer Art einige interessante Vergleichungspunkte darbietet. Die wenig bekannte Schrift „Ueber die Erziehung des Landvolkes zur Sittlichkeit," welche eben so überraschende Beobachtungen über das Volk enthält, wie etwa die Er-

zählungen des Schweizers Jeremias Gotthelf, nur in anderer Form, ist vielleicht Königs bedeutendste Leistung. Als Polemiker kämpfte er auf eigene Faust und wollte nicht ohne weiteres zu den protestantischen Freunden gerechnet werden. Er befürchtete stets etwas Ungehöriges von ihnen, und zugleich klagte er, daß ihre Versammlungen resultatlos seien; er hatte nämlich stets mehr die Kirchenverfassung als gewisse theologische Streitpunkte im Auge. Manche ihrer Zusammenkünfte hat er mit Kopfschütteln verlassen, und erst später stand er den „jungen Leuten", die sich dort hervorgethan, mit seinen Flugschriften wieder zur Seite. Er entschuldigte noch, was er mit seinem „Rechten Standpunkte" nicht mehr rechtfertigen konnte, und seine wahrhaft unverwüstliche Toleranz, sein Wohlwollen und seine Milde begleiteten den Radicalismus bis an die äußersten Gränzen der protestantischen Freiheit, während er zu Hause sein Amt nicht ohne Gewissenhaftigkeit verwaltete und die religiösen Wirren mit ängstlicher Sorgfalt von seiner Landgemeinde fern zu halten wußte. Nur zum Festhalten am Protestantismus, dem Katholicismus gegenüber, ermahnte er seine Bauern noch kurz vor dem Tode. Vorsichtig suchte der behagliche Mann auf dem Lande Aufklärung zu verbreiten, und den Aberglauben bekämpfte er auf wahrhaft rührende Weise. So zog er Nachts gegen die Irrlichter in der Natur, von jungen Bauernburschen begleitet und mit Pistolen gerüstet, zu Felde, und da er so einmal auf eine Blendlaterne stieß, so starb er in der Ueberzeugung, daß sehr häufig nur die Laternen einsamer Wanderer und im Moore festsitzender Fuhrleute Veranlassung zu dem Glauben an Irrlichter gegeben hätten, den er nun bis an seinen Tod bekämpfte. König hatte einen

eigenthümlichen Sinn für das Nahe und Nächste; so wollte er, als der Gustav-Adolf-Verein sich bildete, in Oschersleben einen besondern Gustav-Adolf-Verein für das Fürstenthum Halberstadt gründen, dessen Einkünfte im Halberstädtischen selbst vertheilt werden sollten. In Oschersleben zogen ihn einst die protestantischen Freunde, da er wegen seiner Corpulenz gegen das Ende seines Lebens kaum mehr gehen konnte, auf einem Rollwagen in ihr Versammlungshaus, wo dieser ihr literarischer Anwalt, der bei den Zusammenkünften fast niemals sprach, neben der Tribüne, zur Rechten Uhlichs, so daß sein mit starken Faunenzügen gezeichnetes Mondscheingesicht dem Publikum zugekehrt war, einen Ehrenplatz einnahm. Als Pastor von Anderbeck starb er am 23. März 1846 auf dem Clinicum in Halle.

Durch die Vorsicht, die König mit seinem starken Humor und seiner oft bitteren Ironie zu vereinigen wußte, auch wohl durch die auf dem Grunde tieferer Einsicht in das praktische Leben ruhende Mäßigung erreichte er, daß er allein zuletzt unter allen Häuptern der Lichtfreunde und ihrer Verbündeten von den Behörden unangefochten dastand. Nur amtliche Verweise soll er sehr zahlreich davongetragen haben wegen der weltlichen Waffen, deren er sich im Kampfe bediente. Solche Verweise nahm er jedesmal ruhig hin ohne das geringste Aufheben und den leisesten Zeitungslärm davon zu machen, sowie er sich auch über die vielen Schwierigkeiten, welche die Censur ihm fortwährend bereitete, zu trösten verstand. Daß ein solcher Character auch seine Schattenseiten haben muß, ergibt sich von selbst, und es war thöricht, daß die Herren Sintenis und Uhlich nach König's Tode ihn im idealen Lichte darzustellen versuchten. Der Ton, der

in Königs polemischen Schriften vorherrscht, ist ein ganz eigenthümliches Gemisch von Gemüthlichkeit, Humor, Pathos und Schalkhaftigkeit, wozu sich noch die Harmlosigkeit gesellt, die er selbst einmal ausdrücklich von sich rühmt, und die allen seinen Schriften einen besonderen Reiz verleiht.

Als später mit Wislicenus auch König und Uhlich durch mannigfache Erklärungen von orthodoxer Seite her hart bedrängt wurden, und besorgte Freunde sich vielfach nach dem Schicksal der so hart Angegriffenen erkundigten, erklärte König (ebenfalls in seinem „Rechten Standpunkte"): „Wir danken für gütige Erkundigung und befinden uns recht wohl." Im dritten Hefte seines „Rechten Standpunktes" richtet er nach der damaligen Sitte des Tages ein Sendschreiben an Uhlich, mit dem gemüthlichen Schluß: „Grüße Alle, die zu uns halten, und sage meinen Freunden, daß ich entschlossen sei zu reden, so lange Gott mein Leben fristet und das Protestantenvolk mich hören will. Vorwärts, Uhlich, lebe wohl!"

Für viele Gegner der Lichtfreunde war es charakteristisch, daß sie sich am liebsten an Königs Fersen hefteten, dessen nicht selten frivole und immer aphoristische Schreibweise mit seinen Einfällen zu Erörterungen verleitete, in denen sie sich mit Gründlichkeit ergingen, obgleich sie gewöhnlich gar nichts zu Sache thaten. Stets suchten sie auch ihm gegenüber einen Anlaß, ihre allerdings unzweifelhafte wissenschaftliche Ueberlegenheit zu beweisen.

Ein Fortschritt in dieser Streitschriftenliteratur kam bereits in der Polemik gegen Uhlich zu Tage. Dem Zuchthaus-Prediger Findeis gelang es zuerst den ebenso vorsichtigen als thatkräftigen Mann aus der

Festung seines literarischen Stilllebens zu locken, indem er seinen Angriff gegen Uhlich in die Form eines Sendschreibens an diesen einkleidete. Dogmatische Beweisführungen wechselten in diesem Sendschreiben mit der Beschuldigung des Hochmuths und des Aberglaubens, und das Alles war noch von der stets wiederkehrenden Anrede: „Lieber Uhlich" durchzogen. Gegen Findeis schrieb Uhlich seine „Bekenntnisse", welche 1845 von dem Prediger Kämpfe in Magdeburg beantwortet wurden. Dieser Schleiermacherianer, den B. Bauer bei einem Besuche in Magdeburg zu einer Zeit, da Uhlich sich bereits dort befand, für den einzigen wissenschaftlich gebildeten Theologen dieser Stadt erklärt haben soll, war 1844 zuerst mit einer Controverspredigt gegen die Protestantischen Freunde aufgetreten, in der er sagte: die Lichtfreunde wollten Christum und die Apostel erst „zur Vernunft bringen", und es müsse diesen überlassen bleiben, sich „bei jenen gelehrten Herren" zu bedanken. In seiner Streitschrift zeigte es sich, daß er mit Uhlich insofern auf gleichem Boden stand, als er auf die symbolischen Bücher wenig Werth legte und den Geist der Bibel als die Norm des christlichen Glaubens betrachtete. Er suchte indessen selbst in den schroffern und festern Formen und Dogmen des Christenthums nach dem Wesen desselben und hob, was er so als wesentlich erkannte, den Lichtfreunden gegenüber mit einer Energie hervor, die ebenso groß war als die Freiheit der Untersuchung, welche ihm zu seinen Resultaten verholfen hatte. Freund und Feind klagten nun zwar über Kämpfe's Willkür. Allein der Gewinn, den er Jenem gebracht, lag sehr am Tage: denn selbst die bereits erschienene Wislicenus'sche Schrift war in einzelne Punkten durch ihn gelegentlich

besser beantwortet als durch Guericke. Welcher Schaden aber von ihm den Gegnern zugefügt war, zeigte sich darin, daß zwar endlich 1846 eine Beantwortung seiner Schrift aus der Altmark von Wolterstorff erschien, daß dagegen Uhlich sich beharrlich wieder in den Mantel des Stillschweigens hüllte. Er begnügte sich seitdem lange bei allen Angriffen, die ihm zu Theil wurden, auf eine Reformationspredigt zu verweisen, die er hatte drucken lassen über die Worte: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, wodurch er seine Sache mit der Sache Luther's in Parallele setzen, alle eigentlichen Verhandlungen abschneiden und die Frage wieder auf das Gebiet der bloßen Popularität und der Volkssympathien hinüberspielen wollte ohne zu bedenken, welche gewaltigen Streitkräfte gerade Luther mit seinem treuen Melanchthon vom Gebiete der freien Schriftforschung, der Sprachforschung und aller Zweige der Wissenschaft für sich und die Reformation ins Feld geführt hatte.

Mit einigem Glück jedoch hat später Uhlich sich in seinem „Büchlein vom Reiche Gottes" als Schriftsteller versucht, einem Katechismus, mit dem er zunächst der schon durch König verspotteten Ausgabe des Luther'schen Katechismus mit Anmerkungen von Harnisch die Spitze bieten wollte, und in dem selbst die Gegner ein gewisses organisatorisches Talent des lichtfreundlichen Agitators erkennen zu wollen schienen.

Wir wenden uns jetzt mehr im Allgemeinen zur Characterisirung dieses merkwürdigen Mannes, da sich dieselbe am schicklichsten an das Erscheinen der „Bekenntnisse" anreihen wird.

Nach der durch Wislicenus und Guericke berühmt gewordenen Pfingstversammlung an der Tafel der

Lichtfreunde sang man gemüthliche Lieder von dem sächsischen O'Connel, der sich seinen Wollsack und sein Regiment in Köthen geschaffen, der in Pömmelte zwar keine irischen Felsen, aber irischen Moor genug habe, dessen Spur die Geistlichkeit und selbst ein König — von Anderbeck — halte, dessen Reden für Hunderttausende lang genug seien, und von dem es nach andern Scherzreden endlich hieß:

Den Mann, so brav, such' ihn nur weiter,
Du findest so leicht nicht sein Bild;
Viel tapfere Trinker und Reiter,
Doch wenig, so ernst und so mild.

Man mußte ihn zu jener Zeit erzählen hören, wie er, von frommen, einfachen Eltern erzogen, schon früh sein Nachdenken auf einfache Dinge der Religion richtete, mußte ihn selbst über die Schwierigkeiten reden hören, sich seine religiösen Ansichten zu bilden, ihn entwickeln hören, wie jeder einzelne Glaubenssatz auf vielerlei Gründen, jahrelangen Erfahrungen, auf gar verschiedenen innern und äußern Vorgängen beruhe, um nicht zu lächeln über das scheinbar Willkürliche und Zufällige in seinen religiösen Ansichten, wenn er fortwährend von Gott dem Vater sprach, ohne jemals Gott den Sohn, ohne etwas Anderes als den „obersten Gesandten Gottes an die Menschheit" folgen zu lassen, wenn er die ganze Religion zwar nicht mit Wislicenus in gewöhnlichen, obgleich „guten", Zeit- oder Menschengeist, aber doch in „heiligen Geist" auflöste, und wenn er dann wieder sich selbst und seinen Freunden eine „christliche Vernunft" zuschrieb. Gestützt auf Einfachheit, hatte dieser Mann offenbar segensreich gewirkt, ehe er vor die Oeffentlichkeit trat. Das kleinste Herzenskämmerlein war für ihn

kein zu beschränkter Wirkungskreis gewesen, und er würde, hätte er nicht selbst die Oeffentlichkeit gesucht und sich still auf seinen Dörfern gehalten, dort in der That noch viele Jahre hindurch für einen Pietisten habe gelten können. Ob er dabei auch schon den Samen der Aufklärung in die empfänglichen Gemüther gesenkt und auf diese Weise den Satz wahr gemacht habe: „Keiner ist so schlau und fischt so im Trüben wie Uhlich", bleibe dahingestellt.

Uhlich war geboren zu Köthen 27. Februar 1799. „1824 hatte ich — erzählt er — noch nicht ganz 25 Jahre alt, mein Predigerleben begonnen, zu Diebzig in Anhalt. Mein Dörfchen lag freundlich am Walde, die Gemeinde wurde bald zutraulich, die Kirche war ansprechend, das Herz war frisch. Meines katholisch gewordenen Fürsten Ungunst erweckte mir Gunst in Preußen; im vierten Jahre wurde ich hier Landprediger, hatte nun zwei Gemeinden, Pömmelte und Felgeleben, unfern Schönebeck, eine reichliche Einnahme und genoß im vollen Maaße das gemüthliche Glück, das die Dichter mit Recht dem Stande des Landpredigers vor andern Ständen nachrühmen. Lust und Kraft, noch etwas mehr zu thun, als zu predigen, fanden allmählig in Predigerconferenzen, Lehrerzusammenkünften, Bildungsversuchen im Dorfe selbst, die sich zu Stande bringen ließen, ihre Anwendung und Befriedigung; die Behörden waren freundlich und hatten mitunter ein lobendes Wort, in den Gemeinden ließ sich gut Umgang halten, im Hause wuchs eine Schaar Kinder heran. Als die Jahre reiferer Männlichkeit erreicht waren, dehnte sich die Thätigkeit ungesucht in ziemlich weite Kreise aus. Denn das hatte ich nicht gedacht, daß ich Sprecher des Fortschrittes

unter vielen Tausenden werden sollte, als ich im Jahre 1841 eine Anzahl Prediger zu einem Vereine veranlaßte, welcher zur Abwehr von Beeinträchtigungen der Lehrfreiheit verbunden sein wollte."

Höhepunkt der Bewegung.

Indem wir nun zu dem geschichtlichen Verlauf der religiösen Bewegung zurückkehren, muß zunächst von der Wirkung der mehrerwähnten wichtigen Wislicenus'schen Schrift die Rede sein, welche endlich im Februar 1845 erschien. Sie hatte den Erfolg einer Brandfackel, und schon wenige Tage nach ihrem Erscheinen sprang der Professor Guericke gegen den Autor an, indem er durch sein „Comitat für die Dachpredigt des Pfarrers Wislicenus" fünf Fragen, welche Wislicenus den Orthodoxen vorgelegt hatte, z. B. ob sie in Wahrheit glaubten, daß Bileam's Esel gesprochen habe, für seine Person mit einem „lauten und freudigen Ja" beantwortete. Eine besondere Antwort auf die fünf Fragen erschien von dem Irxleber Müller, dem Gegner Königs. Wir nennen außerdem als Verfasser von Gegenschriften Niese in Schulpforte, Th. Schwarz zu Wik, V. Strauß in Bückeburg, Neuenhaus in Halle, Böhmer in Breslau, Harnisch in Elbey und Petersohn.

Bereits vor dem Erscheinen der Schrift von Wislicenus war in Magdeburg eine Provincialsynode abgehalten, welche zur Hälfte aus Superintendenten, zur andern Hälfte aus meist ältern Geistlichen bestand und

deren Mitglieder sich friedlich in die Fractionen A, B und C, wie sie behutsam die Rechte, das Centrum und die Linke nannten, geschieden hatten. Dabei stellte sich heraus, daß von 179 Deputirten nur 29 der Bibel unbedingte Geltung zugestehen wollten, während „Schrift und Kirche unter täuschendem Mantel von bedeutend Mehrern geradezu verworfen wurden", und „Viele, Viele mittelten zwischen Beiden, zwischen Christus und Belial, zwischen Leben und Tod." Auch diese Synode drehte sich wesentlich um die Frage: Ob Schrift? ob Geist? und obgleich weder Uhlich noch König oder gar Wislicenus in derselben saß, wurde die Frage dennoch im rationalistischen Sinne entschieden. Der Geist der Uhlich'schen „Bekenntnisse" schwebte unsichtbar über der ganzen Versammlung, was indessen nicht hinderte, daß man auch hier, wie auf den übrigen damaligen Synoden, die Kirche durch Erweiterung der seelsorgerlichen Gewalt zu stärken suchte. In den Synoden aller sechs östlichen Provinzen galt damals „Christus und sein heiliges Wort mehr als Luther oder Augustinus", während Harnisch später von dem „Elend des Unglaubens, der Schwäche des Glaubens und der Schaukelei des Halbglaubens" sprach, welche in Magdeburg so grell zu Tage gekommen sei.

Schon aber schien es sich in der lichtfreundlichen Angelegenheit wenig mehr um die Theologie zu handeln: denn längst war mehr und mehr das Volk, von den eigentlichen politischen Fragen der damaligen Zeit keineswegs hinlänglich in Anspruch genommen, selbst auf den Schauplatz getreten, um zu bezeugen, daß eben die religiöse Angelegenheit die wichtigste politische Frage geworden war.

Man muß übrigens annehmen, daß der protestanti-

schen Bewegung für sich allein diejenige Kraft, welche die Massen in so hohem Grade elektrisirte, nicht innewohnte, sondern daß eben das Zusammentreffen der Bewegungen innerhalb der protestantischen und katholischen Kirche jenen Zustand erzeugte, welcher offenbar schon während der Adressen an Johannes Ronge und die Deutschkatholiken seine Blüthezeit erlebte. Die Ablösung eines Theiles der katholischen Kirche von Rom rief die Sympathien auch der Patrioten hervor, und man vergaß darüber selbst im ersten Augenblicke, wie wenig Garantien Ronge's Persönlichkeit für Dauer und Gedeihen des von ihm begonnenen Werks bot. Man hatte vielleicht Ursache sich zu freuen, daß ein katholischer Priester den Brief an den Bischof Arnoldi schrieb, aber man vergaß, daß er doch im Grunde seinem Wesen nach nicht mehr als ein sehr gewöhnlicher Zeitungsartikel, daß sein Verfasser im Grunde ein Modeherr war, der auch alsbald die junge Kirche ihrem Geschick überließ und in Frankfurt neben dem Parlamente mit Demokraten und Communisten tagte. Erst Andere, deren Priesterthum etwas schwerer wog als das Ronge'sche, konnten der Bewegung einiges Gewicht verleihen, aber durch sie wurde wieder ihr ganzes Wesen modificirt, denn bei ihnen mußte man fragen, warum sie nicht ohne Weiteres zur protestantischen Kirche übergetreten seien, während der eigentliche Deutschkatholicismus sich vom Protestantismus wesentlich unterschied. Er, der die katholischen Formen möglichst mit der vollsten protestantischen Geistesfreiheit vereinigen und so die beiden Gegensätze des deutschen religiösen Lebens versöhnt in sich aufnehmen möchte, war, wie die ersten Verhandlungen in Leipzig und Breslau beweisen, fast ganz ohne eigentlichen religiösen Inhalt; er war eben nur ein Gefäß, um die feindlichen

religiösen Elemente Deutschlands in ihrer nationalen Vereinigung in sich aufzunehmen. Seine Apostel, z. B. der gemüthliche Kerbler, zogen umher und zwitscherten vom deutschen Vaterlande und von deutscher Freiheit. Von Leipzig aus erging ein Aufruf zur Begründung einer „allgemeinen deutschen Kirche."

Daß sich bei der Bildung der deutschkatholischen Kirche die protestantischen Freunde mit dem Gedanken bereits vertraut machten, ihre protestantische Freiheit in das auch ihnen sich darbietende Gefäß dieser neuen Kirche zu übertragen, ist bekannt. Man verfaßte eine Adresse, welche von Halle aus mit zahlreichen Unterschriften an die Deutschkatholiken abgeschickt wurde und in der die sehnsüchtigsten Blicke nach der Gemeindeverfassung der neuen Kirche geworfen wurden, während man der Symbole der evangelischen Kirche mit Widerwillen gedachte. Man hätte in der That wohl erwarten dürfen, daß mindestens eine zweite neue Kirche neben der deutschkatholischen sich nicht gebildet hätte, da offenbar alle diejenigen, welche sich weder in der katholischen noch in der protestantischen und deutschkatholischen Kirche befriedigt fühlen konnten, gar keine religiösen Bedürfnisse mehr hatten. Vergebens aber gab Gervinus einen immerhin zu beachtenden Fingerzeig. Die Zeit fühlte nun einmal nicht die Kraft der Einigung in sich, und hätte diese Einigung auch nur darin bestanden, aus zwei Kirchen eine dritte herzustellen, man mußte noch eine vierte und fünfte, eine Kirche des Pastor Wislicenus und eine Kirche des Pastor Uhlich daneben stellen.

Der Unterschied der protestantischen von der katholischen Bewegung beruhte damals hauptsächlich darauf, daß die Führer der Letztern, namentlich Ronge, sich im

Wesentlichen auf die allgemeinen Menschenrechte beriefen, und mit Bewußtsein einen ganz neuen Zustand der katholischen Kirche herbeiführen wollten, während jene nur die schon von Luther errungene protestantische Glaubensfreiheit wahren wollten, also sich auf historischen Grund und Boden stellten, was namentlich für die Proteste charakteristisch ist.

Auch die Streitschriften des Pastor König legen deutlich Zeugniß davon ab, daß die Lichtfreunde nur in höchst behaglicher Weise den Zustand der protestantischen Kirche vertheidigen und störende Neuerungen, wie man es ansah, abwehren wollten. Jede Forderung der Orthodoxie wurde als etwas Unerhörtes angesehen und zwar bei Weitem mehr noch von den weltlichen Beamten und sonstigen Honoratioren der Provinz als von den Rationalisten unter den Theologen selbst.

Indem wir jetzt unsern Blick auf die Kundgebungen der Massen über die lichtfreundlichen Angelegenheiten zu richten und auf die Stimme des „Volkes" zu hören haben, wollen wir hier nachträglich der „vierzig (lichtfreundlichen) Köthener Bürger, sämmtlich Professionisten", gedenken, die gegen Guericke's Bericht protestirten und dadurch in einen Streit mit diesem verwickelt wurden. Sie erklärten ihm endlich auf seine Erwiderung: „Kommen Sie auf einige Tage zu uns, wir wollen uns zusammennehmen, daß wir bei Ihrem Anblicke weder lachen noch uns ärgern. Dann wollen wir Sie in unsern Häusern, unsern Werkstätten umherführen, Ihnen jeden gewünschten Einblick in unsere bürgerlichen Verhältnisse gestatten. Wenn Sie dann finden, daß unser Glaube uns die Kraft gibt, unsre Pflichten zu erfüllen und in Familie, Gemeinde und Staat

unbescholtene und nicht ganz unnütze Mitglieder zu sein, dann wollen wir Ihnen sehr ruhig überlassen auch fernerhin: das arme Köthen! auszurufen!"

Den spätern lichtfreundlichen Protesten voraus schritt, gleichsam als die Mutter derselben, die imposante politische Demonstraion des Köthener Pfingstconvents vom Jahre 1845, welcher die Entscheidung über die schwebende Wislicenus'sche Angelegenheit in eine volkreiche Versammlung unter freiem Himmel verlegen wollte. Auf den Tag von Köthen waren damals in der That die Augen wenigstens des gesammten nördlichen Deutschlands gerichtet, und wer einst die Geschichte des parlamentarischen Lebens in Deutschland schreibt, wird nicht umhin können auch diesen umfangreichen lichtfreundlichen Convent zu berücksichtigen. Kaum erkennt man auf der diesmaligen Köthener Versammlung die Lichtfreunde wieder, die 1844 über Verrath schrieen wegen des Guericke'schen Berichts. Mit einem wirklichen Anflug von der Würde eines O'Connell eröffnet jetzt der Pfarrer von Pömmelte unter freiem Himmel die Versammlung. Es sind Deputationen anwesend, um ihr zu huldigen, und statt des Kirchenhistorikers von Halle Publicisten von Fach, besonders aus Berlin, zugegen. Biedermann aus Leipzig, der die Verhandlungen später in einer Doppelbeilage zu Nr. 43 des „Herold" von 1845 veröffentlichte, hatte sogar Stenographen mitgebracht.

Dieser großen Versammlung ging eine vorberathende Abendversammlung vorher, in der es sich bereits darum handelte, die lichtfreundlichen Geistlichen zu bestimmen, sich, obgleich die meisten von ihnen in ihrem Glauben wesentlich von Wislicenus abwichen, in gewisser Hinsicht für diesen zu erklären. Allerdings handelte es sich bereits

um eine bestimmte praktische politische Frage, und indem es namentlich dem Königsberger Deputirten gelang Uhlich zu der gewünschten Erklärung zu bewegen, wurde die lichtfreundliche Angelegenheit erst entschieden eine wichtige politische Frage im preußischen Staate. König (und wir rechnen ihm dies sehr hoch an) ließ sich nicht bestimmen der betreffenden Erklärung seine Zustimmung zu geben, und wartete die Hauptversammlung nicht ab. Die Erklärung für Wislicenus wurde am Versammlungstage selbst von 34 preußischen Geistlichen und in einer andern Abschrift von 400 Nichtgeistlichen unterzeichnet. Sie lautet:

„Seit einem Jahre ist Pfarrer Wislicenus zu Halle von einer Partei in der protestantischen Kirche angefeindet und verworfen worden, weil er erklärt hat, daß in der jetzigen protestantischen Kirche nicht die Bibel schlechthin Norm des Glaubens sei, sondern der die Bibel auslegende und richtende Geist. Anstatt zu besserer Besinnung zu kommen hat diese Partei Alles aufgeboten, um sich als Vertreter der protestantischen Kirche allein geltend zu machen, und ihren Bestrebungen thatsächliche Folgen zu verschaffen. Ihnen gegenüber erklären wir, daß wir sie nicht von fern als das, für was sie sich gibt, als Kirche, anerkennen können, sondern nur für eine Partei in der Kirche, welche durch ihre Reaction und ihren Haß gegen protestantische Freiheit dem protestantischen Princip am fernsten getreten ist. Wir halten fest an dem reformatorischen Princip der protestantischen Kirche, worin eine fortgehende Entwickelung derselben nothwendig gesetzt ist. Das Christenthum ist uns die vollkommene Religion und die Bibel die Urkunde derselben. Aber die Bibel ist uns nicht ein Buch von absoluter Autorität, weil diese nur da sein kann, wo jede Einzelheit absolute Wahrheit hat. Die Bibel ist uns also

nicht unbedingte Norm des christlichen Erkennens und Glaubens, weil sie selbst über ihre Worte und Entwickelungen auf den fortbildenden heiligen Geist hinweist. Aber wir ehren, lieben und gebrauchen die Bibel als das lebendige Erzeugniß des ersten christlichen Glaubens und Lebens, als das sichtbare Band, welches vom Urchristenthum her um alle weiteren Entwickelungen des Christenthums geschlungen ist und geschlungen bleiben wird und als das fortwährend geltende Lebens- und Volksbuch der Christen. Weil wir in dieser Ansicht zugleich den Kern der Ansichten des Pfarrer Wislicenus anerkennen, so erklären wir, daß wir im Princip mit ihm übereinstimmen."

Den ersten fernern Protest brachten die Breslauer Zeitungen vom 28. Juni. Ihr Inhalt war: wir protestiren gegen die Anmaßungen einer gewissen Partei, die, stets mit wachsender Zuversicht, seit Jahren innerhalb der evangelischen Kirche hervorgetreten, klein an Zahl, bedeutend an äußern Stützen, den freien lebendigen Glauben an die starren Dogmen und Formeln vergangener Jahrhunderte fesseln will und immer kühner und unverhüllter, leider nicht ohne Erfolg nach äußerer Herrschaft über das gesammte kirchliche Leben strebt. Ueberall wurde nun der wesentliche Inhalt dieser Erklärung wiederholt. Alsbald war namentlich ganz Schlesien von der Protestbewegung ergriffen. In der Mitte des Juli kam eine „energische Protestation" aus Königsberg. In Berlin und Potsdam wurde am wichtigsten die von den Schülern und Anhängern Schleiermacher's, Sydow, Jonas, Lisko, Schultz, Ebert, Pischon, Klotz und Hoffbach ausgegangene Erklärung der 86 vom August, der sich auch die Bischöfe Eilert und Dräseke anschlossen, welchem Letztern seit seinem freiwilligen Ausscheiden aus

seinem Amte die Geistlichen der Provinz Sachsen ohne Unterschied der Parteien durch die der Gustav-Adolf-Stiftung verwandte und später mit derselben vereinigte „Dräseke-Stiftung" einen nicht unverdienten Beweis ihrer Achtung gegeben hatten. Ohne sich für Wislicenus oder auch für Uhlich zu entscheiden erklärten sich die 86 gegen diejenigen, welche fortwährend durch neue Erklärungen Wislicenus, Uhlich und König excommunicirten und riefen in die religiösen Wirren der Zeit den Satz hinein: Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit.

Mit den zahllosen Anschlußerklärungen zu dem bischöflichen Proteste war die Bewegung wieder zurückgekehrt in den Schooß der Provinz Sachsen und der Anhalt'schen Lande, welche letzteren namentlich wegen Köthens durchaus mit zu dem eigentlichen Lichtheerde gehörten, wenngleich die Führer der Bewegung sämmtlich in der Provinz Sachsen ihren Sitz hatten. Die Versammlungen, welche im Jahre 1845 seit der Köthener Versammlung gehalten wurden, waren die interessantesten und belebtesten, die überhaupt stattfanden, und zeichneten sich fast sämmtlich durch ein gewisses dramatisches Interesse aus, das ihnen sonst fremd war. Wenngleich wir oben nicht ohne Grund die kurze Periode, wo die verschiedenen Elemente der Wissenschaft in diesen Versammlungen gegeneinander auftraten, als die eigentliche Blüthezeit der lichtfreundlichen Bewegung bezeichneten, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß die Versammlungen im Jahre 1845 aller Orten äußerlich glänzender und imposanter waren als früher. Dies kam schon dadurch zu Tage, daß fast nirgends mehr seit dem Tage von Köthen geschlossene Räumlichkeiten die Menge der Lichtfreunde fassen wollten, sondern diese an den meisten Orten unter freiem Himmel tagen mußten,

was nicht wenig dazu beitrug den Enthusiasmus zu steigern.

Doch es wird angemessen sein hier einmal das Bild einer lichtfreundlichen Zusammenkunft aus dieser Zeit aufzurollen.

In allen bedeutenden Städten der Provinz Sachsen hat Uhlich während dieser Zeit seine Freunde, man könnte sie Agenten nennen, mit denen er in regelmäßigem Briefwechsel steht. Am Abende vor dem Tage der Versammlung langt er in einer Mittelstadt im Hause seines Freundes an und wird hier alsbald durch die Liedertafel des Orts freundlich begrüßt. Bald wird er in den Saal eines Gasthauses geführt, und hier treten einige hundert Männer zusammen, welche vor allen Dingen Auskunft über das Wesen der protestantischen Freunde begehren. Am folgenden Morgen findet die eigentliche Versammlung Statt. Man muß auch diesmal aus Mangel an Raum vor dem Gasthause im Freien auf einer Terrasse tagen. Die Lichtfreunde sind das sehr wohl zufrieden. Wir streben — sagen sie — nach Licht, und da umströmt uns das Licht, wir betrachten die ganze Welt mit ihren mannigfaltigen Erscheinungen als die Schule für den denkenden Geist, und da sind wir nun in der weiten freien Welt; wir geben uns dem frischen Drange der Zeit nach Erkenntniß und Fortschritt hin, und da stehen wir nun mitten in den frischen Trieben und Sprossen der Natur, vom frischen Hauch der Luft umweht; geistige Freiheit, unbedingte Oeffentlichkeit sind unsere Elemente: „hier wird Freiheit und Oeffentlichkeit auch nicht einmal von einer Mauer beschränkt.“ So stehen sie da, indem kaum die Terrasse die Menge faßt; der größte Theil der anwesenden Frauen hat die Fenster des Saales besetzt, über ihnen allen das schöne Dach frischbe-

laubter Eichen und darüber der blaue Himmel, ihnen zu Füßen die Stadt; jenseits derselben schweift der Blick frei über die Felder und Höhen. Zwei Tische sind zusammen an die Wand des Saales gerückt und mit einem Teppich überbreitet; darauf ein Stuhl und ein kleiner Tisch als Platz des Sprechers und Ordners Uhlich. Er tritt auf und fragt in dieser herzerhebenden Umgebung: „Wollen wir nicht unsere Empfindungen gegen den ewigen Vater, dessen Nähe wir Alle spüren, im Gesange ausströmen lassen?" Man singt das Lied: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht", und wendet sich dann zu einer Erörterung über das Positive im Christenthume nach freier Forschung. Ein Mahl mit vielen Trinksprüchen macht überall den Beschluß.

Gegenwirkung; Franz von Florencourt.

Vergegenwärtigen wir uns kurz die Meinung über Uhlich, wie sie bis zu Florencourts Auftreten gegen ihn war. Uhlich erschien als „eine einzelne Natur, welche den Boden des theologischen Zweikampfes ganz verlassen und versucht hat die Worte zu finden, welche das Volksbewußtsein ausdrücken." Der Glanz der Popularität, der einen ihrer Amtsbrüder umschwebte, bestach in seiner besten Zeit selbst die orthodoxen Geistlichen. Man sah einen „rationalistischen Schwärmer" in ihm, und kaum konnte Jemand besser empfohlen sein als durch die scheinbare Vermittelung von Gegensätzen, durch welche man so viel zu leiden gehabt hatte. Auch kann eine sehr wahre Aeußerung

in dem später näher zu erwähnenden Manuscripte „die evangelische Kirchenzeitung und die kirchliche Politik Preußens" sogleich hieher gezogen werden: „Die Lichtfreunde haben zwei Verhältnisse, auf welche sie sich stützen: Das eine ist das Panier protestantischer Freiheit, welches sie vertreten, und welches ihnen viele Bundesgenossen zuführt, die mit ihnen und ihrem Christenthum nichts gemein haben als die ähnliche Furcht, es sei daran, daß man das protestantische Princip des Ertragens der Gegensätze alteriren, und die Einheit der Kirche zerbrechen wolle. Das andere ist die ihnen gebotene Möglichkeit sich mit der politischen Opposition zu verbünden und sie zu ihrem Zwecke zu gebrauchen, wie die Opposition hinwiederum die Lichtfreunde zu ihren Absichten verwenden möchte."

Noch im Sommer des Jahres 1845 erstand Uhlich ein Widersacher, dessen mündliche Rede bei den Lichtfreunden verhallte, gedruckt aber im Rheinischen Beobachter, verbreitet vom Rauhen Hause auf die Orthodoxen die gewaltigste Wirkung übte. Ein Ungläubiger, wie er sich darstellte, verlangte von jenem rationalistischen „Volksbewußtsein" selbst, daß es das strengere kirchliche Leben als die weit über ihm stehende organische Erscheinung anerkenne. Der gefeierte Vertreter dieses Volksbewußtseins sah, weil er es mit dem geistlichen Amte vereinen wollte, sogar seinen bis dahin selbst von den orthodoxen Amtsbrüdern oft belobten Charakter angegriffen. Als Heuchler und Lügner wurde er angesehen. Wenn er wieder ehrlich werden wolle, wurde ihm gesagt, so müsse er aus der Kirche austreten.

Noch waren keine Maaßregeln bekannt, welche die Behörden gegen Uhlich in kirchlicher Beziehung ergriffen hatten. Selbst der General-Superintendent der Provinz

Sachsen, Möller; wies amtlich auf das Auftreten Florencourts als eines „ernsten Mannes von draußen" hin. Wie in anderer Weise das Auftreten von Dräseke gegen Sintenis, so entstand auch Florencourts Auftreten gegen Uhlich durch den Gegensatz der reicheren und der dürftigeren Bildungselemente der Zeit, so weit sie in der Provinz Sachsen vertreten waren. Ohne Zweifel reizte Florencourt, welcher bis dahin den Reichthum der ganzen Culturepoche nach der nationalen Erhebung von 1813 hatte auf sich wirken lassen, das beschränkte Wesen der eigentlichen Lichtfreunde und Uhlichs besonders, der an dieser ganzen Entwickelung keinen andern Antheil hatte als den eines ehemaligen Hörers rationalistischer Collegia in Halle. Im „Herold" hatte Florencourt früher zwischen Uhlich und Wislicenus zu Gunsten des Letzteren unterschieden, jedoch ohne an dieser Unterscheidung später consequent festzuhalten.

An dem Schriftsteller Florencourt, wie er etwa bis dahin gewesen war, mußte zunächst Eins auffallen: er war durch und durch noch ein alter Student, ein alter Burschenschafter. Dergleichen Persönlichkeiten mußte man damals in ihrer Art gelten lassen. Konnten sie doch ihren Ursprung jedenfalls durch eine große Zeitbewegung rechtfertigen, im weitesten Sinne selbst noch durch die der Freiheitskriege. Wurden doch selbst auch bejahrte Männer, welche das ganze Deutschland „Väter" nannte, für Lebenszeit auf dem akademischen Standpunkte durch die demagogischen Untersuchungen festgehalten. Ein Aufsatz, den Florencourt dem Andenken eines früh verstorberen Freundes widmete und auch in die erste Auswahl seiner Aufsätze aufnahm, gibt von dem Studentenleben seiner Zeit ein anschauliches Bild. Die Frage: ob constitutionelle Monarchie oder Republik? war damals in den Burschenschaften an der

Tagesordnung, und die Meisten, auch Florencourt, waren für die Letztere. Der reisende Student wurde in der Universitätsstadt, wohin er kam, im Wirthshause, das er dort aufsuchte, sofort in Disputationen gezogen, die oft auch durch die geöffnete Kammerthüre bei dem Gastfreunde fortdauerten bis in die Nacht. Florencourt's größte Lust war eine solche streng-logisch durchgeführte Disputation, welche als ein Kunstwerk betrachtet werden konnte. Dem Gange und Wesen dieser freien akademischen Disputationen, scheint uns, ist die Architektonik der Aufätze in seiner früheren schriftstellerischen Periode ganz analog. Durch den oft glänzenden, stets anschaulichen Stil, der, wie es im Gespräch zu geschehen pflegt, Bilder, Beispiele und anderes zur Erklärung dienende Beiwerk von den zunächst liegenden und concretesten Dingen hernimmt, schimmert stets die Verstandesthätigkeit in einfachen logischen Schlußfolgerungen hindurch. Diese Logik aber wird wieder durchkreuzt von den vielen oft ganz willkürlichen Abschweifungen, in denen vom Hauptthema mehr oder weniger unabhängige Stoffe zuweilen fast erschöpfend behandelt werden; ferner von den vielen persönlichen Bemerkungen, Reservationen, Verwahrungen und Erklärungen aller Art, die sich wie im Gespräch überall hin ausbreiten, dem Selbstgefühl einer originellen Persönlichkeit nach vielen Seiten hin Raum zu schaffen suchen, und seine Darstellungsweise, die sich oft zu den besten Leistungen namentlich unserer poetischen Prosa erhebt, ganz unnachahmlich machen. Daß er aus jenen Unterhaltungen in der Burschenschaft bedeutende Bildungs-Elemente in sich aufgenommen, sagt er selbst. Es gehörten ihr eben viele, im Grunde längst über die Universität hinaus gewachsene junge Männer an, hauptsächlich wohl um von Studentenverbindungen aus umgestaltend in die politischen Verhält-

nisse einzugreifen. Wenn sie hierin den Irrthümern ihrer Zeit huldigten, so braucht darum die Summe ihrer positiven Kenntnisse nicht allzu gering, ihr Verstand nicht stumpf und ihr Wille nicht schlecht gewesen zu sein. Florencourt selbst repräsentirt die Gattung des „alten Studenten" aus jener Zeit wohl am besten. Er wurde übrigens in die demagogischen Untersuchungen verwickelt und saß längere Zeit in Kiel auf dem Carcer der Universität. Als er sich schon mit einer Holsteinerin geringen Standes verbunden hatte, füllte seine ganze geistige Thätigkeit noch immer die Burschenschaft aus. Seine Absicht war übrigens schon damals nach Amerika zu gehen. Erst als ihm die zu diesem Zwecke bestimmte Summe in Hamburg (er wohnte eben unweit dieser Stadt auf dem Lande) entwendet und er mit Weib und Kind ohne Brot war, begann er seine literarische Thätigkeit.

Florencourt war durch Wienbarg zu den Blättern der Hamburger Börsenhalle herangezogen, die er dann eine Zeit lang redigirte. Hier füllte er fast das ganze Blatt mit seinen publicistischen Aufsätzen, seinen Kritiken und Uebersetzungen. Aufsehen erregte sogleich seine Vertheidigung des Erzbischofs von Cöln. Uebrigens vertrat er Tag für Tag die einfachsten Forderungen des Liberalismus, namentlich Constitution und Preßfreiheit. Mit seltener Wärme und Ausdauer behandelte er sie als das unerschöpfliche Grundthema aller seiner Aufsätze bis zum 18. März 1848. Von Hamburg zog er später nach dem Königreiche Sachsen. Zwischen ihm und seinem damaligen Freunde Robert Blum war in jener Zeit noch kein wesentlicher Unterschied. Aus Leipzig ausgewiesen, zog er mit Weib und Kind nach der Gegend des Thüringer Waldes zu. Zwischen Weißenfels und Naumburg schlug er selbst einen

Fußweg über die Schönburg an der Saale ein, während der Wagen mit seiner Familie langsam auf der Chaussee zwischen den beiden Städten hinfuhr. Indem er nun, um wieder auf die Chaussee zu gelangen, durch ein kleines freundliches Seitenthal des herrlichen Saalthals zwischen Wiesen und Mühlen dahinschritt, gefiel er sich dort so sehr, daß er ein auf dem Gipfel eines Weinbergs ganz einsam liegendes Wohnhaus von dem Besitzer miethete und den Wagen mit Weib und Kind hierherholte. Dieser zweite Zufall machte ihn, den Schwager des nachmaligen Ministers von Westphalen, da er im Herzogthume Braunschweig geboren war, erst zum Preußen. Er wurde hier der Nachbar des alten Jahn zu Freiburg, der oft über Saale und Unstrut zu ihm herüberkam. Florencourt und Jahn, Beide Männer der Burschenschaft, der Eine eine stille verlegene, der Andere eine laut daherstürmende, riesige Erscheinung, bezeichneten einen Gegensatz, der in der Burschenschaft selbst lag.

Florencourt, der wohl ursprünglich in einem der kleinen thüringischen Fürstenthümer seinen Wohnsitz hatte nehmen wollen, war in der Absicht dieser Gegend zugezogen dort in ländlicher Stille eine Geschichte der Burschenschaft zu schreiben, welche vom Publicum längst erwartet wurde. Er begann auch auf seinem Weinberge, entschloß sich aber bald das begonnene Unternehmen fallen zu lassen, schickte dem Buchhändler das bereits empfangene Honorar zurück, und lebte eine Zeit lang ganz ohne alle weitere Beschäftigung als die sich jedem Landbewohner in der Natur darbietet. So lebte ja auch Jahn in einem der nördlichen Thäler von Thüringen nur der Beschäftigung, die Hof und Garten, und was sich sonst mit seiner Häuslichkeit in Verbindung setzen ließ, ihm boten. Mit Karst und Spaten ackerte

Florencourt damals den preußischen Grund und Boden um, und erst nachdem er auf diese natürliche Weise sich zum Bürger dieses Landes gemacht hatte, trat er wieder mit publicistischen Arbeiten hervor, die von jetzt an alle schon, wenngleich bis zur Märzrevolution fast durchgängig oppositionel, ein specifisch preußisches Gepräge trugen. Hatte schon immer ein friedliches, ruhiges Bürgerthum sich am Horizonte aller seiner politischen Anschauungen und Wünsche erhoben, so waren namentlich diese Arbeiten so sinnig und so sehr nach allen Seiten hin bestrebt der Fülle des concreten bürgerlichen Lebens zu ihrem Rechte zu verhelfen, daß wir diesen im ersten Bande der „Zeitbilder" wieder abgedruckten Aufsätzen in dieser Beziehung kaum Etwas an die Seite zu setzen wüßten. Wir führen hier als Probe einer so sinnigen Beurtheilung an, was er allerdings erst einige Jahre später über Itzstein's und Hecker's Ausweisung schrieb: „Seine Thäler des Harzes, seine thüringischen Wälder darf der Deutsche nicht besuchen, wenn es der Polizei nicht gefällt. Itzstein und Hecker können z. B. keine Rheinreise mehr machen."

Er begann mit einem Hymnus auf den neuen König Friedrich Wilhelm IV., dessen bloßes Auftreten Bewegung in das bis dahin todte und mechanische Staatsleben gebracht habe, und sah der baldigen Verleihung einer Constitution mit Zuversicht entgegen. Als er sah, daß er sich hierin getäuscht hatte, verstummte er wieder auf lange Zeit. Dagegen erweiterte sich der Umkreis seiner persönlichen Thätigkeit über die Schönburger Feldmark hinaus bis nach dem eine kleine Stunde entfernten Naumburg hin. Ein Zweckessen, das man dem nach Berlin durchreisenden Herwegh gab, und zu dem er aus seinem Winzerhause nach Naumburg kam, war die erste Demonstration, an der er

dort Theil nahm. Später kaufte er ein von Garten und Weinland umgebenes, an den hohen Saalufern gelegenes schlichtes Haus in der nächsten Nähe von Naumburg. Jetzt war seine Thätigkeit ausschließlich darauf gerichtet in der Stadt, deren Bürger er nun war, politisches Leben zu wecken. Er gründete die Liedertafel, welche anfangs jedenfalls eine mehr politische Vereinigung war, und stiftete in dem nahen Dorfe Altenburg ein Lesezimmer für seine Naumburger Freunde. Zum Stadtverordneten gewählt, suchte er von Naumburg aus die Idee des gesetzlichen Widerstandes anzuregen, um eine Verfassung zu erzwingen. Das Naumburger Beispiel blieb ohne Nachahmung, und Florencourt mußte mit seinen Collegen ausscheiden.

Es ist schon gesagt worden, daß Florencourt's persönliches Auftreten gegen die Lichtfreunde diese selbst anfangs fast zu sehr befremdete, um nur einigermaßen richtig verstanden zu werden. Die Zerflossenheit, in welche „die Freunde" eine stundenlange Rede des Pastor Uhlich aus Pömmelte und der Gesang des bei ihnen sehr beliebten Liedes „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht" versetzt; die idyllische Situation, in welche sie sich hinein phantasirt hatten (Pastor Uhlich machte von Zeit zu Zeit darauf aufmerksam, daß man sich unter dem weiten Himmelsgewölbe, im Schatten hoher Bäume befände), mochte ihnen das Auftreten ihres Gegners wie eine störende Naturerscheinung vorkommen lassen. Einmal — so heißt es in dem von Uhlich selbst über die Versammlung erstatteten Berichte — habe der Regen die Versammlung unterbrochen; nun aber (nachdem der Regen vorüber) habe es „den eigenthümlichen Zwischenfall" gegeben, daß Jemand aufgetreten sei, und

ohne im mindesten altgläubisch zu sein, mit den schärfsten und schwersten Worten die „protestantischen Freunde" angegriffen habe. Ruhig stieg Herr von Florencourt auf die Tribüne neben den Pastor Uhlich und begann zu lesen. Seine Stimme war klanglos, seine Gestalt erschien etwas gebückt. Bei den härtesten Stellen seines Vortrags wandte er das Gesicht etwas von seinem Blatte ab zur Seite, um den Blicken des Pastor Uhlich, der neben ihm auf der Tribüne saß, zu begegnen, was den Anschein gewann, als mache er demselben von Zeit zu Zeit eine leichte Verbeugung. Noch immer auf der Tribüne postirt, richtete Uhlich sich, fortwährend vom Publikum beobachtet, hoch empor, funkelte zornig mit den Augen, schlug den Mantel um, setzte sich nieder und erhob sich abermals. In der Rede, welche Florencourt in Naumburg hielt, schien Alles, was seinen Worten hätte zum Schmuck dienen können, absichtlich vermieden zu sein. Kein Bild, nicht einmal eine rhetorische Wendung, fand sich in ihr; es lag etwas Fürchterliches darin ihn in nackten, dürren Worten die einfachsten Dinge sagen zu hören. Am stärksten wurde der Unwille des Publicums, als Florencourt verlangte, die protestantischen Freunde sollten aus der protestantischen Kirche austreten, und hierbei bemerkte, daß unter Friedrich Wilhelm III. die Sectenfreiheit den Preußen genommen gewesen sei. Als der Redner fortfuhr, daß diese Freiheit wieder gewonnen sei, sprach sich von einer anderen Seite her, aber etwas kleinmüthiger, der Unwille aus. Es wurde so still, daß man gehört haben würde, wenn eine Nadel zur Erde gefallen wäre. Die Worte, welche Jahn nach dieser Rede gegen Florencourt richtete, waren genau folgende: „Darauf ist gar keine andre Antwort als mit dem Knüppel aus dem Holzlande." Uhlich beschwichtigte Jahn und hielt

dann gegen Florencourt noch eine Rede, die aber wenig zur Situation paßte.

Müßte man annehmen, daß Florencourt's Auftreten gegen die protestantischen Freunde in Naumburg und die üble Behandlung, die er dabei erfuhr, zu seinem späteren Uebertritte zum Katholicismus mitgewirkt hätte, so würde dies als ein schwerer Vorwurf auf dieser Versammlung lasten. Schon seit seiner Erziehung durch einen Braunschweigischen Landprediger, welcher mit dem Zöglinge Karten spielte, soll sich Florencourt's eine große Verachtung der niedersächsischen protestantischen Geistlichkeit bemächtigt haben, die sich durch das Auftreten der Lichtfreunde bis zum Hasse steigerte. Allein eben so gewiß ist es auch, daß er von Anfang an sich und seine Familie von der Kirche auf eine unverantwortliche und selbst bei den „Gebildeten unter ihren Verächtern" nicht übliche Weise geschieden hatte; daß er sich und seine Familie wie eine kleine freie Gemeinde ansah und ansehen mußte; daß er noch auf der Naumburger Versammlung den Glauben an die Dogmen der evangelischen Kirche von sich wies, daß er die evangelische Kirche wohl in abstracter Weise gegen ihre innern Feinde vertheidigte, aber sich selbst ihr niemals genähert und ihr in Schrift und Sitte ruhendes inneres Leben nicht durch eignen Antheil erkannt hat. Als Florencourt's Verlangen erfüllt und die lichtfreundliche Bewegung in das Sectenwesen abgeflossen war, rettete er sich selbst aus einem Sectenwesen heraus in den Schooß der katholischen Kirche. Zur evangelischen Kirche hatte er nie gehört, und uns konnte er daher mit seiner Schrift über seinen Uebertritt auch nicht beschimpfen.

Verhalten der Behörden bis zum Jahre 1846.

Die weltlichen Behörden schienen damals zum Theil die religiöse Bewegung als einen Abzugskanal für den politischen Liberalismus zu betrachten. Gewiß ist, daß fast jedes heftige Auftreten gegen die Lichtfreunde, welches ein ferneres Einschreiten der geistlichen Behörden hervorrufen zu wollen schien, ihnen mißfiel.

Nach der Köthener Pfingstversammlung im Jahre 1845 erschien bei Röse in Berlin die schon oben erwähnte Schrift: „Die protestantischen Freunde und ihre Gegner." Diese Schrift soll mehr oder weniger von dem damaligen Ministerium des Innern ausgegangen sein. Der geistvolle und gewandte Verfasser, welcher nicht mehr in Preußen lebt, vertheidigt das Auftreten der eigentlichen Lichtfreunde fast unbedingt und will offenbar hierdurch auf das damalige Cultusministerium einwirken, welches, schon lange zu Schritten gegen Uhlich gedrängt, denselben nicht mehr ganz abgeneigt sein mochte. Er hat diesen einigermaßen idealisirt und eine Art von Rohmer aus ihm gemacht. Voller Bewunderung stellt er sich fast ganz mit ihm auf Einen Standpunkt. Ganz verächtlich wird dagegen König behandelt, der unser Interesse gerade erregt durch die Verbindung des preußischen Patriotismus mit dem Altliberalismus, durch seine reichere Vergangenheit, seine Verwundung bei Ligny und seine fast mythischen Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV. Selbst Wislicenus darf, wer Uhlich gelten läßt, nicht als bloße „Mißbildung" abfertigen. Der Conflict, in den er als Mensch und Priester mit sich selbst gerieth, erschien bei der einmal von ihm aufgenommenen

Richtung als groß, tief und wahr; ergreifend war er an und für sich bei einem protestantischen Geistlichen mit Weib und Kind. Das Verständniß desselben ist dem Publicum verloren gegangen, weil es ihn stets nur als einen Conflict mit den Behörden betrachtete, und nicht als eine Erscheinung, welche mehr in der eigenthümlichen geistigen Organisation dieses Pfarrers ihren Grund hatte. Auf die Kirche mußte er in gewisser Hinsicht eine heilsame Wirkung üben. Fügte er doch dem von ihm gegebenen Beispiele noch die ausdrückliche Warnung hinzu: „Ihr, die ihr in geistliche Aemter wollt, laßt euch warnen! Es ist nicht gerathen etwas wider das Gewissen zu thun. Merkt euch das Wort Luthers, mit dem er sich vor Papst und Priesterschaft, vor Kaiser und Reich nicht fürchtete. Wollt ihr euch fürchten, wenn ihr die Aussicht nach dem sicheren Pfarrhause schwinden seht, ihr, jung und mit gebildetem Geiste, denen noch die ganze Welt offen steht, wenn sie dieselbe verstehen und sich zu rühren Lust haben, und denen noch nicht die Sorge für Weib und Kind obliegt? Ein freies, wahrhaftiges Gewissen, das ist Grund und Quelle alles innern Friedens, alles wahren Lebensglückes. Ihr steht am Scheidewege" u. s. w.

In Nr. 90 und 91 der evangelischen Kirchenzeitung von 1845 wurde der Autor jener halbamtlichen Schrift selbst für einen Lichtfreund erklärt. Er verfaßte darauf im Jahre 1845 eine noch merkwürdigere Abhandlung „die evangelische Kirchenzeitung und die kirchliche Politik Preußens", welche uns im Manuscripte vorliegt. Das erste Capitel behandelt: „Die Anklage." Das zweite Capitel ist überschrieben: „Die Unruhe im Volke." Es ist nicht möglich die Signatur der damaligen Zeit nicht nur in kirchlicher, sondern auch in politischer Hinsicht besser zu vervollständigen

als durch Mittheilung dieses Abschnittes aus dem Manuscripte:

„Wer das öffentliche Leben unbefangen betrachtet, dem kann der große Unterschied zwischen 1840 und 1845 nicht entgehen. Denn damals war es stille, wo jetzt der lebendigste Antheil Aller an politischen wie religiösen Fragen herrscht. Die Betrachtung, wie und wodurch dieses neue Leben erweckt wurde, ob Einer den Ursprung aus dem Willen und Gemüthe des Herrschers, oder aus eignem Verdienste, oder aus den Fügungen der Vorsehung ableiten will, gehört nicht hierher. Zu dem vorliegenden Zweck genügt, daß dem so ist.

Ebenso wenig aber kann entgehen, daß die klare verständige Staatsmaschine, die bis 1840 der einzige Punkt war, wo Leben herrschte und Leben ausging, ihre sonstige Energie zu versagen scheint, und daß sich überall, wo das erwachte Leben von der Staatsmaschine berührt wird, eine entschiedene Reibung, ja Unzufriedenheit und Gehässigkeit erzeugt, welche um so mehr zur Klugheit mahnt, als die größten und kleinsten Theile der Staatsmaschine selbst, vom Geiste der Gegenwart erfaßt, schwankend zwischen damals und jetzt, Diesseits und Jenseits in sich selbst unsicher zu werden drohen.

Dies verbreitet den Zustand des Unbehagens, da wohl Jedem klar ist, daß wir einer neuen Zeit entgegen sehen, nur Wenige aber den Weg kennen und den leuchtenden Stern sehen, der den Weg weist.

Um diesem Unbehagen zu entgehen, machen sich freilich Viele auf den Weg, da sie aber das Ziel nicht kennen und die Bedingungen nicht, unter denen in Preußen ein Ziel erreicht werden kann, so irren sie umher auf so seltsamen

verworrenen Pfaden, daß man kaum noch die Grundrichtungen bezeichnen kann.

Indem die politisch noch unerfahrne Zeit, beunruhigt durch die in ihr selbst gährenden Stoffe, diesen Zustand zu überwinden trachtete, hoffte sie, wie dies immer zu gehen pflegt, zuerst vom *Wunder* ihre Rettung. Ein neues Regiment sollte an *einem* schönen Morgen das goldne Zeitalter heraufbeschwören, und als Inhalt dieser heiligen Frühe dachte man sich, was sich eine unerfahrne Zeit denken kann, etwas Unausführbares.

Als das Wunder ausblieb, sprach man von *getäuschter Hoffnung* und nicht erfülltem Versprechen, und redete vom Unverstande der Minister, weil sie den Willen des Herrschers nicht fassen könnten. Weitere Vorwürfe hemmte die Ehrfurcht vor dem Geschlechte, das Preußen groß gemacht hat, was aber auch die Befangenheit der Gemüther nur vermehren konnte.

Als die Wirkung dieser Redensarten ausblieb, verfielen die Menschen darauf selbst einzugreifen, *ihr politisches Bekenntniß zu formuliren*, die Consequenzen zu ziehen, und zum Angriffe auf die Büreaukratie, denn so nennen sie die Staatsmaschine (?), fortzuschreiten. Eine Verfassungsänderung sollte erstritten werden.

Als aber auch diese Hoffnung in den factischen Verhältnissen einen Widerstand fand, so begann es den Menschen zu tagen, daß eine Verfassung nichts werth sei, sobald die Menschen nichts taugen, welche diese Verfassung verstehen sollen. *Man mußte also nicht blos die Verhältnisse, man mußte auch die Menschen ändern*, die Jugend erziehen, die Massen erziehen, das Volk erziehen. Diese Erziehung begann durch die Presse, da das Regiment zu fest war, um andere Mittel zur Erziehung aus der Hand

zu geben. Allein auch die Presse fand eine feste Linie, welche sie nicht überschreiten konnte, und für praktisch-communistische Bestrebungen war weder Gelegenheit noch Möglichkeit.

So war denn die politische Opposition gezwungen immer tiefer zu greifen, und kam zuletzt auf den Boden, auf welchem von je die Erziehung des deutschen Volkes ruht, aus welchem jede große deutsche That entsprungen ist. *Dieser Boden ist das religiöse Leben.*

Hier aber fand die politische Opposition ihre Grenzen aus zwei Gründen; einmal weil abstracte Phrasen und das Geschrei nach einer kirchlichen Verfassung allein den religiösen Sinn des deutschen Volkes *nicht befriedigen*; zum andern, weil sie die religiöse Opposition schon in *anderen Händen* fand.

Es gibt im religiösen deuschen Leben auch eine Opposition, die aber weit mehr berechtigt ist, als die *bisherige* politische Opposition, *weil sie nie ohne positive Elemente sein kann*. Denn der religiöse Stoff des deutschen Gemüthes ist zu zähe, als daß dies Gemüth durch eine vom Nichts ausgehende und in das Nichts auslaufende Dialektik befriedigt werden könnte. Wer also auf diesem Gebiete eine oppositionelle Wirkung sucht, der muß wenigstens einen Theil des religiösen positiven Stoffes haben und anerkennen. Es handelt sich bei dieser Opposition nicht um die Existenz des Stoffes, sondern nur um eine verschiedene Behandlung des Stoffes. Die Einen wollen nur das als Stoff gelten lassen, was das Gesammtbewußtsein der Gegenwart davon hat und versteht, und wollen mit ihrer menschlichen Freiheit in dem Stoffe schalten und walten; die Andern sehen im überlieferten Stoffe ein unantastbares Gesetz, eine Nothwendigkeit, wel-

cher sich die menschliche Freiheit fügen muß; die Einen gehen auf die Freiheit, die Andern auf die Nothwendigkeit.

Allein Freiheit und Nothwendigkeit schlingen sich im politischen und religiösen Leben jeden Augenblick durcheinander, und ist das Räthsel dieses Knotens die Last, unter der die Sterblichen seufzen. Es bleibt nur die Hoffnung, daß es ein ewiges Gesetz gibt, nach welchem diese zwei Mächte zu den höchsten Lebensschöpfungen zusammenwirken. Diese Hoffnung wird bestärkt, weil wir in jeder Schöpfung der Kunst, sei sie Staatskunst, religiöse Kunst oder Dichtkunst, ein Gleichgewicht und Ebenmaaß dieser Mächte finden, welches als Offenbarung und Eingebung auf uns wirkt. Diese Hoffnung wird zur Gewißheit durch die Erscheinung Christi mit dem Ebenmaaße aller Form und alles Wesens, dessen Anschauung in jedem Augenblicke als typisches Gesetz, wie Freiheit und Nothwendigkeit, Göttliches und Menschliches verwebt werden müssen, einen vollendeten Maaßstab des Handelns gibt. Wer also nur die Freiheit oder die Nothwendigkeit sucht, statt die vollkommene Durchdringung beider zu suchen, der steht in einem falschen Princip. Aus diesem falschen Princip kann keine Dialektik, kein menschliches Wort erlösen, sondern nur die Lebenserfahrung, und wäre ein Gebäude noch so groß und verziert mit den höchsten Ideen, oder noch so verständig und voll mathematischen Scharfsinnes, es ist nur Schein, sobald es auf einem falschen Princip ruht.

Wer aber zu einem falschen Princip schwört, ist Partei, und es ist ein festes Gesetz der Geschichte, daß im Verhältnisse, wie eine Partei wächst, auch die andere zu wachsen sucht, sei es nach Außen, durch Anziehung neuer, bisher fremder Verhältnisse; sei es nach Innen durch bestimmte Formulirung ihres Glaubensbekenntnisses.

In dem Maaße also, in welchem die religiöse Opposition in Preußen durch die politische Opposition aufgeregt und in den Vordergrund gedrängt wurde, mußte auch die religiöse Gegenpartei des andern falschen Princips mächtiger werden. Auch sie mußte versuchen die Menschen zu ändern, ein Bekenntniß zu formuliren und nach demselben das Volk zu bessern und zu erziehen. Auch sie mußte versuchen die Verhältnisse zu ändern, weil die Verhältnisse ihrem falschen Princip nicht entsprechen.

Wie aber die politische Opposition in ihren Erziehungsbestrebungen ein Hinderniß in der religiös positiv deutschen Natur gefunden hatte, so fand die religiöse Gegenpartei mit ihrem Bestreben die Verhältnisse zu ändern und frühere Zustände herbeizuführen eine Grenze in der Festigkeit der Regierung, welche von ihr deshalb einer zu großen Nachgiebigkeit gegen die Zeit angeklagt wird.

Wie aber die religiöse Opposition, obwohl sie mit der politischen nichts zu schaffen hat, durch die Macht der Verhältnisse, durch den Unverstand der Menschen und das ähnliche Bestreben nach Verfassungsänderung der politischen Opposition verbündet wurde, so wurde scheinbar die Regierung mit der politischen Gegenpartei verbündet, weil diese ihre Angriffe auf die Verhältnisse einstweilen einstellte, und die Regierung zum gemeinschaftlichen Kampfe gegen die religiöse Opposition aufrief, welche sie einzig als staatsgefährlichen, politischen Radicalismus aufzufassen wußte.

Da die Menschen nicht gewohnt sind, scharf zu denken, und alle diese Verhältnisse, welche wir hier dogmatisch aus-

einander gelegt haben, oft in der Seele des Einzelnen widerstreitend sich durcheinander treiben: so entstand das Chaos von kirchlichen, staatlichen, politischen und religiösen Ideen, Begriffen, Meinungen und Stimmungen, welches den wahren Fortschritt hemmt; so kam es, daß in einem Lande, wo es nie Parteien gegeben, fast Jeder Partei geworden ist. Daher kommt es, daß viele die Lösung des Wirrwarrs der Seelen von einem neuen Wirrwar hoffen oder befürchten; daher kommt es endlich: daß in unserm öffentlichen Leben sich zwei Gespenster bekämpfen, daß sich in den Zeitungen und geselligen Kreisen ein Schattenleben erzeugt hat, welches mit dem wirklichen Leben, mit dem, was in Staat und Kirche wirklich geschieht, nichts gemein hat. Man hört nie das, was geschieht, keiner lebt in der Gegenwart, alle in der Vergangenheit oder Zukunft, in dem, was hätte geschehen sollen, oder in dem, was geschehen wird.

Daher kommt das Unbehagen, die Reibung, Unzufriedenheit, Gehässigkeit, und daher auch die Hemmung der Staatsmaschine.

Man scheint das Wesen der Politik vergessen zu haben, welche weiter nichts ist, als die Kunst, die Menschen, wie sie sind, und die Verhältnisse, wie sie sind, zu einem energischen Ganzen zu vereinigen und dadurch die Menschen zu fördern, bis sie sind, wie sie sein sollen, und die Verhältnisse, bis sie sind, wie sie sein können.

Man möchte aber jetzt die Menschen ändern und die Verhältnisse ändern von Grund aus; und wenn die Einen vom Staate in ihren Erziehungstheorieen gehemmt, nur von einer neuen Verfassung etwas hoffen; die Andern aber die Verhältnisse einstweilen festhalten, um in der Menschenbesserung nicht gehemmt zu werden, so ist Eins wie das

Andere ein Luftgespenst, welches nur beunruhigen kann; beide sind selbst auflösend und negirend, obwohl man das Eine Liberalismus, das Andere Conservativismus getauft hat. Denn es ist ebenso radical, in Verhältnissen, mit bloßen Theorieen von Constitutionalismus und bloßen Ideen von Christenthum operiren zu wollen.

Diese beiden Schemen beunruhigen uns, und diese beiden Schemen müssen in den Hintergrund, wenn wir des Unbehagens los werden wollen.

Es handelt sich nur darum, ob sich eine politische Combination finden läßt, wodurch beide zugleich in den Vorhof des Tempels getrieben werden, um da die Lehrlingsjahre abzudienen und erst Erfahrung zu gewinnen; oder ob man mit dem Liberalismus zuerst, oder mit dem Conservativismus zuerst anfangen muß, um alsdann den andern folgen zu lassen.

Dies richtet sich nach dem Grade ihrer Gefährlichkeit, und dieser nach dem Grade der Unruhe, welche im Volke dadurch erzeugt wird.

Nun gibt es aber zwei anerkannte Thatsachen: einmal, daß die Deutschen das loyalste Volk auf Erden sind, daß ihre ganze Geschichte, Alles, was sie Großes gethan haben und thun werden, auf der innigen Verbindung von Fürst und Volk ruht. Zum andern, daß die Deutschen in religiösen Dingen, zumal in der Freiheit der Gewissen und des Geistes, sich nichts bieten lassen, und daß sie, ihrem Wesen nach Protestanten, hierin keinen Oberherrn anerkennen als Christum, dem sie all' ihre Freiheit verdanken.

Wenn es sich also darum handelt, die Unruhe, welche einen deutschen Stamm erfaßt hat, zu beschwichtigen, so

ist zuerst die Untersuchung nöthig, ob irgend ein Verhältniß entstanden ist, welches die Deutschen in ihrem religiösen Bewußtsein alterirt. Denn dies ist der einzige Fall, in welchem sie auch politisch ihre angeborene Loyalität aus dem Auge setzen und Gott mehr dienen als dem größten Sterblichen.

Alterirt also in Preußen der Liberalismus oder Conservativismus das deutsche religiöse Leben, so muß derselbe eher in den Vorhof.

Die sogenannten Liberalen, Gesinnungstüchtigen oder Zeitgemäßen oder wie man sie heißen mag, welche die Menschen in Ruhe lassen wollen oder müssen, aber die Verhältnisse von einer Theorie aus ändern möchten, stoßen in ihren Bestrebungen auf ein unwandelbares Gesetz der deutschen Natur, an dem sie zerschellen. Die Deutschen werden eine Constitution, welche auf einer mathematischen Trennung der sogenannten beiden Gewalten, des Fürsten und des Volkes ruht, nie begreifen, am wenigsten die Protestanten. Der moderne Constitutionalismus kann also für sich allein nie eine gefährliche Unruhe erzeugen, was das jämmerlich kleine Ende aller Revolutionen, die ohne die Fürsten in Deutschland unternommen wurden, hinlänglich beweist. Die ungefährliche Unruhe, die er erzeugt, sobald man ihn nicht mit etwas Anderm verwechselt, kann höchstens die Regierung beunruhigen, nie die Massen und das Volk; so lange aber schadet das Raisonniren wenig. Freilich hat sich der Constitutionalismus der jüngsten Zeit mit einer Art von Menschen verbündet, welche das Christenthum und die Person Christi als verschollen betrachten, und insofern allerdings die religiöse Natur der Deutschen antasten. Allein dieser schwache Angriff kümmert die Deutschen wenig, und fürchtet sich in der That

kein Mensch vor diesem thörichten Beginnen, obwohl viele sich vorstellen, sehr besorgt zu sein. Der deutsche Protestantismus hat noch lange nicht vergessen, daß der Quell seiner Freiheit im Christenthume liegt, und da weder der Constitutionalismus, noch die religiöse Negation irgend eine äußere Macht haben, um mit äußern Mitteln ihr verflachtes Geschwätz als Gesetz aufdrängen zu können, da sie die Einzelnen in Ruhe lassen, und nur die Verhältnisse ändern, dem Deutschen aber nicht in seinen Familiensinn greifen wollen, da endlich die reale Welt noch nie durch abstracte Theorieen überwunden worden ist, so ist auch diese Allianz sehr ungefährlich, und wird ungefährlich bleiben, so lange eigentlich communistische Bestrebungen unerbittlich niedergehalten werden.

Ganz anders ist es mit der Neigung derjenigen, welche ohne directen Angriff auf das Bestehende von bestimmten religiösen Ideen aus, die sie für wahr halten, die Menschen ändern wollen, und versucht sind, sich an die Regierung anzulehnen, weil sie ja angeblich auch das Bestehende erhalten wollen. Da die Erziehung des Deutschen in seinem Gemüth anhebt und aufhört, so wollen sie ihn religiös gemüthlich erziehen. Dadurch aber wird die deutsche Natur jedes Einzelnen beunruhigt, und er wird in demjenigen gestört, was er für sich allein haben will, in seinem Verhältnisse zu Gott. Dies lassen sich aber die Gemüther nicht bieten, denn noch hat kein Irdischer die Idee gebracht, welcher sich alle unterwerfen müßten. Mögen also die religiösen Ideen noch so gewaltig groß sein, so sind sie doch nicht von Gott, denn sie wirken beunruhigend auf die Masse des deutschen Volkes, das doch sonst noch nie, so lange es einen Protestantismus gibt, vor wahrhaft großen und göttlichen Ideen zitterte, wohl

aber vor der Aussicht zittert, daß diese Ideenmenschen, welche auf der andern Seite als politische Conservative der Regierung verbündet scheinen, zu äußerer Macht gelangen könnten. Diese Angst ist so groß, daß die einfachsten reinsten Maaßregeln verdächtig erscheinen, und daß sich die Menschen, obwohl ihrer Natur nach durch und durch loyal, der Opposition in politischen Dingen zuneigen.

Freilich, man weiß nicht, wo Diejenigen sind, welche die weltliche Macht erstreben, um geistliche Zwecke zu vollbringen, und die geistliche Macht, um weltliche Ziele zu verfolgen; man weiß auch nicht, wer sie sind, vielleicht sind sie gar nicht; — es ist nur die Luft, die uns zuträgt, es sei dem so; es sind kleine Zeichen, auf die man aufmerksam macht, wenige Menschen, auf die man deutet; es ist auch nicht die evangelische Kirchenzeitung, welche viel Schönes und Gelehrtes enthält, aber es ist der Ton, der durch sie hindurchgeht, die Essenz ihres Wesens, und darum sieht sie die öffentliche Stimme als Organ dieser Bestrebung an.

An der evangelischen Kirchenzeitung und ihren aufreizenden Worten hat sich die Unruhe des Volkes so sehr gesteigert, und deshalb muß sie mit sammt ihrem Bestreben zuerst in den Hintergrund."

In einem spätern Capitel heißt es: „Das erste Palliativ ist die Meinung, welche angesehene Männer beherrscht, daß die Zustände leicht gebessert werden möchten, wenn sich der preußische Cultusminister auf einen rein juristischen Standpunkt beschränkte und ohne Einmischung in das innere Leben der Kirche weiter nichts unternähme, als daß er die Rechte des Herrschers an die Kirche zu wahren suchte.

Dies möchte richtig sein, wenn unsere Kirche neben ihrer idealen Einheit irgend eine Realität und irgend

äußere Einrichtungen hätte, welche ihr erlauben für ihr inneres Leben selbst zu sorgen.

Allein jetzt gibt es noch keine Kirche und kann keine geben, so lange der Fürst summus episkopus ist, und nicht bloß die äußere Haltung, sondern auch das innere Leben der Kirche garantiren soll.

Wir wissen wohl, daß der Monarch das Episkopat als factisches Recht besitzt; wir danken auch der Vorsehung, daß sie unter dem Schutze des fürstlichen Episkopats die protestantische Freiheit gepflegt und gewahrt hat. Dadurch ist es gekommen, daß eine Kirche, welche sich jetzt frei entwickelt, sei es in eine Consistorial- oder Presbyterial-Verfassung, nie wieder versuchen kann, eine vollständige Trennung von Kirche und Staat zu erreichen, und weil das jetzige Band unnatürlich ist, überhaupt jedes Band zu lösen; dadurch ist es ferner gekommen, daß eine neue Kirche nie mehr versuchen kann, eine Knechtschaft der Seelen einzurichten und ein ausschließendes System festzuhalten, wie heute noch trotz ihrer Rechte und Freiheiten die schottische Kirche, wie heute noch die evangelische Kirchenzeitung mit ihren Anhängern, wenn sie Macht dazu hätte.

Allein die Zeit scheint gekommen, wo die Kirche ihr inneres Recht gegen das factische Recht der Kirche geltend machen muß, und der Fürst scheint dies selbst anzuerkennen, wenn er durch Berufung der Synode und deren Fortbildung in eine Landessynode daran denkt, sein Recht, so weit es das innere Leben der Kirche angeht, in die Hände der Kirche zurückzugeben. Zu tadeln, daß dabei ein gemessener Gang eingehalten, daß eine so ernste Sache nicht der Eile und Hast einer so wirren Zeit hingegeben wird, ist nur Sache der Unerfahrenen, welche meinen, die Welt stürze morgen zusammen, wenn sie nicht heute schon von

ihrer Unruhe errettet werden. Auch würde man ruhig und vertrauungsvoll abwarten, wäre nicht durch die ungeschickten Manöver der evangelischen Kirchenzeitung und der Lichtfreunde die Aufregung so störend und tiefgehend geworden, daß ein entscheidender Schritt nöthig scheint und zweifelhaft bleibt, ob ein Palliativ und die Lösung innerer Fragen nach äußeren Rechtsformen jetzt günstig wirken könnte. Entscheidend aber wäre nur eine Thatsache, welche das unnatürliche Band von Kirche und Staat in ein natürliches verwandelte.

Jedoch kann vielleicht die Regierung noch einen zweiten Weg einschlagen, ehe sie zum Aeußersten schreitet, und der Kirche ihr Recht zurückgibt, vielleicht kann sie, wie Viele wünschen, zu dem früheren Princip des laissez-faire, laissez-passer zurückkehren, und den Frieden dadurch erhalten, daß sie heute die Lichtfreunde, morgen die evangelische Kirchenzeitung, heute Schleiermacher, morgen die Orthodoxen begünstigt. —

Dies kann sie nicht mehr thun. Denn es ist keine Zeit des Absindens, des Indifferentismus, der Unterhandlung, es ist eine Zeit der politischen Entschiedenheit."

Noch in einem andern Capitel heißt es: „Der Mittelpunct der protestantischen Kirche ist Christus.

Der Mittelpunct des protestantischen Staates ist Christus.

Darum ist auch der protestantische Staat der einzig wahre Staat, und die protestantische Kirche die einzig wahre Kirche, darum sind nur sie einer Form, d. h. eines Resultates der beständigen gegenseitigen Einwirkung fähig. Denn Christus ist die einzige Erscheinung, in welcher die wichtige Vermittelung der Freiheit und Nothwendigkeit, der Liebe

und des Gesetzes unter die Menschen gekommen ist. Da aber die richtige Vermittelung dieser Mächte die Aufgabe des Menschengeschlechts ist, und bei jedem Handeln versucht werden muß, so kann nur der Staat, nur die Kirche die wahre sein, wo Christus der Anfang und das Ende, d. h. der Mittelpunct ist. Wie Christus Gott und Mensch zugleich war, so gehört er auch der Kirche und dem Staate zugleich als Mittelpunct an. Da der Gott in ihm nicht von einem Menschen vertreten werden kann, so kennt auch die protestantische Kirche keine Stellvertretung, darum aber kennt sie keinen Unterschied von Laien und Geistlichen; sie weiß nichts davon, „„daß die Geistlichen Priester und Könige sind,"" sondern nur, daß Jeder Priester und König ist, der in Christo ist; sie kennt nur einen äußerlichen Unterschied, insofern nach dem Gesetze der Arbeitstheilung und der Wahl des Berufes der Geistliche sich ausschließlich dem Amte hingibt, Christi Lehre zu predigen und auszubreiten. Auch das Verhältniß der Geistlichen zu einander ist durchaus republicanisch, denn sie sind vor Christo alle gleich. Ganz zufällig ist die äußere Ordnung in der Kirche, ob durch die Geschichte ein Epikopalsystem eingerichtet wurde; der erste Landesbischof ist darum in der Kirche doch nicht mehr als der unterste Geistliche. Es sind nur historische Verhältnisse und politischer Verstand, welche über diese zufällige äußere Form zu entscheiden haben. — Wohl aber kennt der protestantische Staat eine Stellvertretung, da Christus nach der menschlichen Seite hin vertreten werden kann. Diese Stellvertretung ist die Obrigkeit; sei es nun eine Republik oder ein König, welche Gesetz und Gnade üben. Weil aber ein solcher König nicht, wie der König eines katholischen Staates, nur Stellvertreter des Menschenverstandes ist, für

welchen seine Katholicität Nebensache wird, sondern der Stellvertreter Christi sein soll, so muß er ein christlicher König, aber ein protestantischer König sein.

Nun hat man freilich gesagt, ein protestantischer König dürfe nicht mehr eine rein protestantische Politik festhalten, wenn er auch katholische Unterthanen habe. Dies ist aber ein pures Sophisma. Denn da es für das staatliche Leben der Katholiken gleichgültig ist, ob ihr Fürst an den Papst glaubt oder nicht, wenn er nur den Menschenverstand in seiner ganzen Fülle vertritt, der protestantische Staat aber, obwohl nicht der Menschenverstand, sondern Christus sein Mittelpunct ist, den Menschenverstand keineswegs aus-, sondern in seiner höchsten Potenz gerade einschließt, so können die Katholiken auch unter einem rein protestantischen Regiment ein sehr glückliches Staatsleben führen. Dies beweist der Zustand der Rheinlande.

Auch mit dem religiösen Leben der Katholiken steht der protestantische Fürst nicht im Widerspruch, so weit es an Christus sich anschließt, er lebt aber im ewigen Kampfe mit Rom und dem römischen Katholicismus.

Kann der protestantische Fürst auch vermöge der Union die Katholiken ungekränkt lassen, so kann er, so viel an ihm ist, doch nie dulden, daß der Mittelpunct des religiösen Lebens außerhalb des Mittelpunctes des Staates liegt. Jener Mittelpunct in Rom aber, der um seiner Natur willen eine Herrschaft über die Dinge dieser Welt sucht, kann ja selbst nie ruhen noch rasten, und wenn ihn der protestantische Fürst in Ruhe ließe, so würde Rom in den Protestantismus hineingreifen durch Vermittelung der katholischen Unterthanen, durch die Rheinlande, durch Schlesien und Polen.

Wenn also zwischen Preußen und Rom Friede ist, so ist dieser Friede nur ein scheinbarer und nur dadurch herbeigeführt, daß zwei Massen in gleicher Kraft wider einander drängen und so mitten im härtesten Kampfe stille zu sein scheinen. Im Grunde genommen ist jedes Concordat, welches mehr sein will, als ein Waffenstillstand, nur eine Illusion; die größte aller Lügen aber ist die künstlich verbreitete Nachricht, Rom wolle den protestantischen Staat anerkennen und die gemischten Ehen anerkennen. Wie kann das Falsche das Wahre anerkennen, und wozu bedarf der Protestantismus eine Anerkennung! Ist nicht das Wesen der protestantischen Kirche, die auf Christus ruht, zugleich auch der Kampf gegen die falsche Stellvertretung, also der Kampf mit Rom? Nun ruht aber der protestantische Staat auf demselben Mittelpunct, wie könnte also Rom den protestantischen Staat anerkennen? Und die gemischten Ehen? Der Protestant kennt nur Einen Mittelpunct für Leib und Seele, dieser Mittelpunct ist Christus. In der Ehe sollen Mann und Frau Ein Leib und Eine Seele werden; wie kann das, wenn das Weib nur Ein Leib wird mit dem Manne, weil der Mittelpunct ihrer Seele in Rom liegt? Der heilige Stuhl kann die gemischten Ehen nicht zugeben, auch wenn er wollte, weil er nicht aus seinem Princip herauskann ohne sich aufzugeben. Was soll also das neue Spiel? Er will gegen ein scheinbares Zugeständniß die Unterdrückung oder wenigstens Beschwichtigung des Deutschkatholicismus erkaufen und die Reibung da mildern, wo der Katholicismus in die nächste Berührung mit dem Protestantismus kommt, in der gemischten Ehe. Und Rom kann es wagen, weil es weiß, daß ihm zu rechter Zeit, wenn es den Kampf wieder anheben will, die Weiber gewiß genug sind.

Nach all' dem ist also der Protestantismus nicht in der „„Selbstauflösung"" und „„Verweltlichung"" begriffen, sondern tief innerlich, und eine so furchtbare Einheit, daß ihm nichts widerstehen kann. Er ist keiner Bundesgenossen bedürftig, er trägt in sich die wahre Philosophie, die da ist die Kunst mit sich allein zu sein; er ist frei, voll Muthes, weil nie ohne Gott, und voll wahren Stolzes, weil er weiß, daß er nie vergehen kann, es verginge denn Christus und das Wort."

Beide höchst merkwürdige Abhandlungen enthalten neben manchem Guten, wie die Hinweisung auf eine Kirchenverfassung, für den aufmerksamen Leser die Bestätigung, daß der Mangel einer politischen Verfassung und namentlich der Preßfreiheit die religiöse Bewegung, welche für die Massen mit dem Jahre 1848 abgeschlossen wurde, großen Theils hervorrief.

Noch in demselben Jahre 1845 wurden (zuerst im Königreich Sachsen) die zu einer politischen Bedeutung gelangten lichtfreundlichen Convente verboten, nachdem schon früher die Volksversammlungen in Stumsdorf, wo sie von Hildenhagen, Beschoren und dem Grafen Veltheim, und in Schönebeck, wo sie noch immer von Uhlich geleitet wurden, verboten worden waren. Bei dem Verbote der eigentlichen lichtfreundlichen Versammlungen schlug Uhlich seinen Freunden vor sich hinfort in kleinern, häuslichen Kreisen zusammen zu finden, passende Schriften unter sich umgehen zu lassen, durch eigenes Nachdenken, durch „Forschen in der Schrift und in der Welt" sich immer klarere Erkenntniß zu erwerben, und, was ja stets die Hauptsache sei, ihre Erkenntniß, ihren Glauben durch treue Pflichterfüllung und fleißiges Guteswirken zu bewähren.

Seit dem Abgange Dräseke's, welcher von der Erlaub-

niß des Königs, noch ferner von Potsdam aus als Bischof die Provinz Sachsen zu bereisen, nie Gebrauch gemacht hat, war Möller aus Erfurt, von Haus aus ein milder Mann, als General-Superintendent nach Magdeburg berufen. Gegen Ende des Jahres 1845 wurde das Consistorium ganz von der Regierung getrennt und demselben in Göschels Person ein besonderer Präsident gegeben, dessen Aufgabe es war den nivellirenden Zeitbestrebungen gegenüber die Kirchenzucht so viel als möglich zu beleben. Er hat diese Aufgabe theils mit Bezug auf die lichtfreundliche Geistlichkeit, theils, ungefähr im Geiste der innern Mission, mit Bezug auf das Volk zu erfüllen gesucht. Um der Wislicenus'schen „Kirchlichen Reform" die Spitze zu bieten, trat zu Anfang des Jahres 1846 die halboffizielle „Kirchliche Monatsschrift" unter Rhenius' Leitung in's Leben, durch welche die Polemik gegen die protestantischen Freunde in planmäßigerer und gemessenerer Weise als bisher betrieben wurde.

Mit dem Beginn des Jahres 1846 trat in Berlin die deutsch-evangelische Conferenz zusammen, deren schon in ihrem Programm zu Tage gekommenes Hinstreben nach einer deutschen evangelischen Kirche ziemlich erfolglos blieb, und die auf die Angelegenheit der Lichtfreunde wenig oder gar keinen Einfluß übte. Ihre Mitglieder begaben sich im Februar nach Wittenberg zur Säcularfeier des Luther'schen Todestages. Auch Friedrich Wilhelm IV. war bei dieser Feierlichkeit zugegen, bei der Dr. Schmieder an Luther's Grabe in der Schloßkirche mit dem Propheten ausrief: „O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!" und bei der man überhaupt durch geistliche Reden das Volk zu überzeugen suchte, wie man bei Luther den Maaßstab suchen müsse, an dem die kleinen Geister zu messen seien, welche

in unsern Tagen „Reformation spielen" wollten. Indem man ihm das Bild Luthers ausmalte, wollte man zeigen, aus welcher Arbeit, welchen Anfechtungen, Kämpfen und Gebeten, aus welchen Todesschmerzen die evangelische Kirche und das „Wort von der freien Gnade" herausgeboren sei, und daß nicht durch „Diners, Proteste, Lustreisen, Volksschauspiele und leere Declamationen" sich eine neue Kirche machen lasse. Freilich wäre dieser Geist, mit dem man in Wittenberg das Fest feierte, fast mit der Sinnesart des dortigen Magistrats in Conflict gerathen, und das Bürgerthum feierte das Erinnerungsfest überall auf seine eigene Weise, wie man denn z. B. aus Quedlinburg der „Kirchlichen Monatsschrift" zu melden hatte, daß die dortige Liedertafel bei dem Gesange des großen reformatorischen Schlacht- und Siegesliedes „Eine feste Burg ist unser Gott" den zweiten Vers „absichtlich ausgelassen" habe.

Im Herbst erschien der Generalsuperintendent Möller zum erstenmal in Gnadau auf der Versammlung des kirchlichen Central-Vereins, von deren Besuch mindestens bis zu Göschel's Auftreten die Geistlichen fast eben so sehr als von dem der lichtfreundlichen Versammlungen officiell abgemahnt waren. Ebendaselbst aber erregte Schmieder, jener eifrige Prediger bei Luther's Todtenfeier, die Verwunderung seiner gläubigen Amtsbrüder durch den leidenschaftlichen Zuruf „Thut Buße!" Außerdem zeigte er einen manche seiner geistlichen Mitstrebenden verletzenden Unionsenthusiasmus, durch den er schon seit der preußischen Generalsynode, die im Sommer 1846 in Berlin tagte, Anstoß erregt hatte und mit Pistorius, dem Gegner König's, in eine Fehde verwickelt ward.

Die Stadt Halle im Jahre 1846 und das Wegscheidersche Jubiläum.

Die Wogen der freien religiösen Bewegung gingen damals verhältnißmäßig in Halle am höchsten.

Der Buchdruckereibesitzer Dr. Schwetschke zeigte sich in diesem Stadium für dieselbe besonders thätig, indem er dem durchreisenden Könige Vorstellungen in Betreff des suspendirten Pfarrers Wislicenus machte (welchen der König bei dieser Gelegenheit einen meineidigen Priester genannt haben soll), Festlieder zu den Gelagen auf der Traube dichtete, welche gesungen wurden bei den Erinnerungsfesten für Friedrich den Großen, Hutten, Schiller, die in Halle an die Stelle der gelehrten Versammlungen der protestantischen Freunde getreten waren, und im December bei dem zu gleichem Zwecke mehrere Tage lang außerordentlich festlich begangenen Jubiläum Wegscheiders zuerst mit seinem lateinischen Humor hervorrückte.

Julius August Ludwig Wegscheider hatte das Haus der deutschen Theologie für den Geist Kants ausgeweitet und durch die rationale Behandlungsweise derselben zuerst jenem allgemeinen Princip, welches die Religion innerhalb der Grenzen der menschlichen Vernunft stellt, Geltung verschafft, wie sein Freund und Verwandter Gesenius die historisch-kritische Richtung Semlers fortsetzte.

Wegscheider war am 17. September 1771 zu Kübbelingen im Braunschweigischen geboren und studirte in Helmstedt. Er war dann eine Zeit lang Repetent in Göttingen, später Professor in Rinteln und wurde nach Aufhebung dieser Universität 1810 als ordentlicher Professor nach

Halle versetzt. 1815 erschien sein wichtigstes Werk: die „institutiones theologiae.“ In das Jahr 1830 fallen die Anklagen gegen Wegscheider und Gesenius, welche sogar der Freiherr von Stein vergeblich unterstützte, wie wir in der ausführlichen Erwähnung derselben im 8. Bande von Varnhagen's Denkwürdigkeiten lesen. Bekannt ist ferner, daß den in Deutschland studirenden Ungarn von Wien aus Jahrelang der Besuch der Universität Halle verboten war, weil von dort aus die Wegscheidersche Theologie den Meinungen der auf den Heiden dieses Landes und in den Karpathen zerstreuten Pfarrer jene entschieden rationalistische Färbung gab, die bei den älteren Herren dort noch vorherrscht, während namentlich die slavische Jugend sich der Orthodoxie zuneigt. Im December 1846 bei der Feier von Wegscheiders fünfzigjährigem Doctorjubiläum traf anstatt eines Ordens ein Gratulationsschreiben des Ministers Eichhorn ein, welches er mit einem für den Rationalismus charakteristischen Schreiben beantwortete. Dahingegen wurde zu der glänzenden Feier nicht allein aller akademische Pomp mit seinen auf Pergament gedruckten Diplomen, seinen glatten lateinischen Beglückwünschungen, Adressen und solennen Fackelzügen aufgeboten, es legte nicht nur die Wissenschaft von nah und fern nach alter Sitte in mancherlei Dedicationen und Sendungen dem Jubilar ihre neuesten Früchte zu Füßen, sondern, wenn schon die Universität Halle und andere Hochschulen weit mehr als das Gewöhnliche gethan hatten, so gesellten sich dazu auch noch Festlichkeiten von Seiten der Hallischen Bürgerschaft. Es war damals die unheimliche Zeit, welche dem Zusammentreten des ersten vereinigten Landtags vorherging. Pastor Uhlich, damals noch der Reiseprediger der Provinz Sachsen mit dem Regenschirm unter dem Arm überbrachte im Auf-

trage der „nördlich vom Petersberge wohnenden Geistlichen" einen silbernen Pocal, welcher den Wahlspruch des Jubilars: fiat lux, als Aufschrift und auf dem Deckel die Worte enthielt „dem würdigen Meister dankbare Schüler."

Alle die zahlreichen Geistlichen, welche sich zum Kreise der protestantischen Freunde rechneten, betrachteten, wie schon angedeutet, Wegscheider als ihren Lehrer und Meister, und ihre Führer, Uhlich und König, stellten stets den Angriffen und Zumuthungen der Regierung das Argument entgegen, daß sie sich zu demselben Rationalismus bekennten, „den in Halle 1817 Wegscheider lehrte." Der Unterschied zwischen ihm und diesen seinen Schülern bestand nun eben darin, daß sie das, was er durch fortgesetzte Studien immerfort aufs neue zu begründen suchte und in stillen Hörsälen entwickelte, in den Resultaten auf den Markt trugen und mit ihrem ländlichen Unternehmungsgeiste ausbeuteten. Wegscheiders Interesse an der Entwickelung Preußens blieb bis auf die letzten Augenblicke seines Lebens rege; aus seinem Hause, vor dem Kirchthor, schickte er seine Kinder von seinem Krankenbette in die Stadt um politische Neuigkeiten zurückzubringen; wenige Wochen vor seinem Tode ließ er an mehrere alte Herren in Kopenhagen, Zürich und Hamburg eine handschriftliche, sehr umfassende Beleuchtung unserer Zustände abgehen, und seine letzten Phantasien beschäftigten sich mit der Wahlangelegenheit. „Ich muß so viel an meine armen Ungarn denken," hörte man ihn auch noch kurz vor seinem Tode sagen.

Die Theilnahme, welche sich bei seinem Krankenlager und seinem Tod in Halle zeigte, war sehr allgemein, denn seit seinem Jubiläum war er „erst recht eine populäre Figur für Halle geworden, jeder freute sich über den liebenswürdigen, einfachen, bescheidenen, propren Greis," dessen ganze

Erscheinung trotz einer gewissen körperlichen Unscheinbarkeit doch etwas höchst Einnehmendes hatte. Nicht minder schlicht als seine äußere Erscheinung war seine ganze Lebensweise. Niemals war er zu bewegen sein altes enges Schreibpult mit einem neuen zu vertauschen. An Haus und Garten hatte er große Freude und im Garten sah man noch den Greis täglich einige Stunden mit seiner leichten Hacke schalten. Mit empfänglichem Herzen erfreute er sich immer von neuem der herrlichen Aussicht von seiner Studirstube auf Stadt, Strom und Brücken, am Rauschen des Wehrs und besonders an dem schönen Buchengang neben der Saale, dessen schon Göthe in einem seiner Briefe gedenkt, worin er von seinem Besuche bei Lafontaine redet. Haus und Garten gehörten nämlich früher Lafontaine, mit dem er nahe befreundet war. Wegscheiders Eifer als akademischer Lehrer war sehr groß. An seinen Zuhörern hing er in der letzten Zeit mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit, um so mehr da viele von ihnen die Söhne früherer Schüler waren. Noch vom Krankenbette aus ließ er unter sie seine Dogmatik vertheilen. Nur einige Wochen vor seinem Tode stellte er die Vorlesungen ein, und seinen Wunsch, „auf dem Katheder zu sterben" kann man dem Sinn nach als erfüllt betrachten.

Wegscheider starb am 26. Januar 1849. Er hinterließ eine Gattin, fünf Töchter und einen Sohn. Sein Leichnam mußte — seiner lange vorher getroffenen Bestimmung gemäß — sogleich aus dem Haus geschafft werden, „es ist ja doch nur ein alter Rock," hatte er oft in gesunden Tagen gesagt. Ebenso war seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß das Begräbniß höchst einfach. Sechzehn Studenten trugen den mit Grün umkränzten Sarg, nachdem sie vorher eine vierstimmige Cantate gesungen, außer seinem Sohne und den beiden Söhnen von Gesenius folgte Niemand. Was

sonst von der Universität, von Behörden u. s. w. seine Theilnahme bezeugen wollte, fand man auf dem Friedhofe versammelt. Seine Grabstätte ist dicht neben dem Grabe Lafontaine's.

Bildung freier Gemeinden seit 1845.

Die Untersuchung gegen Wislicenus war zuerst in einer Wittenberger Conferenz, dann vom Consistorio geführt, und endlich waren die Acten zur richterlichen Entscheidung Herrn von Könen in Halle übergeben worden. Die große Spannung, mit der man der Entscheidung entgegensah, verminderte sich indessen, als endlich der Brief von Wislicenus bekannt ward. Was konnte noch mit der Freisprechung dem Geistlichen geholfen werden, der keine „exclusiven Prediger," sondern nur einen oder mehrere Sprecher in der Kirche dulden mochte, der ausrief: „hinweg mit dem Priesterrock!" statt der alten Kirchenlieder neue muntere Lieder verlangte und diese nicht mehr nach den alten Weisen singen wollte, der die Orgel, bevor sie ferner ihren Dienst thäte, wiedergeboren wissen wollte und statt der Kirchen Säle in jeder Beziehung angemessener fand? Hier war schwer zu helfen, und man mußte vermuthen, daß Wislicenus auch im Falle seiner Freisprechung auszutreten und seine eigene Kirche zu gründen gedachte. Seine Amtsentsetzung machte daher, als sie unter dem 23. April 1846 durch das Consistorium wegen grober Verletzung der für Liturgie und Lehre bestehenden Ordnung erfolgte, nur noch geringes Aufsehen.

Schon 1845 hatte sich („auf der Stätte verstörter politischer Bestrebungen" wie Karl Hase sagt) die Königsberger freie Gemeinde zu bilden begonnen, und die Ausschließung ihres Predigers Rupp aus der Berliner Versammlung von Deputirten der Gustav-Adolf-Vereine im September 1846 veranlaßte den Austritt zweier Deputirten aus der Provinz Sachsen. Auch hier war es Zeit geworden an die Bildung der freien Gemeinde zu gehen. Der evangelischen Landeskirche mußte man freilich nachsagen, daß sie dem Laien keine Schranke entgegensetzte, da diese ihre Schranke überhaupt nur dem Geistlichen entgegengesetzt werden konnte. Dem unkirchlichen gebildeten Laien war die Wislicenus'sche Entdeckung nicht neu, daß auch die deutschen Dichter gewissermaaßen „inspirirt" seien. Hatte man längst im Concreten an allen einzelnen Fragen der Zeit sich betheiligt, so sollte man jetzt mit den ehemaligen Geistlichen „die Durchführung des großen Humanitätsprincips im Ganzen und Großen" versuchen. Es zeigte sich bald, daß von den Gebildeten fast Niemand an der Durchführung einer solchen Aufgabe Theil nahm. Nur dem Handwerker und dem Krämer, der bisher nur mit der rohen Materie zu schaffen hatte, war dieser Cultus des Geistes neu und überraschend; wer jemals nur als Gymnasiast die „Bürgschaft" mit Andacht declamirt hatte, konnte wenig Interesse mehr daran finden ihn zu einer förmlichen Religion, zu einer Kirche gestalten zu helfen. Sie stehen nun „mit ihrer Dürftigkeit allein," sagte B. Bauer von denen, welche aus der Kirche ausgeschieden waren, um sich den freien Gemeinden anzuschließen. Wie aber selbst der Volkswitz in den Schichten des niederen Bürgerthums, in denen die freien Gemeinden beiweitem die Mehrzahl ihrer Erwerbungen machten, durch diese Bestrebungen geweckt wird, be-

weist die in der „Kirchlichen Monatsschrift" aufgezeichnete charakteristische Aeußerung eines Lichtfreundes: er habe anfänglich sich dem Begründer und Sprecher einer freien Gemeinde anschließen wollen, da dieser aber bereits die fünfte Religion angenommen habe, indem er erst gar keinen persönlichen Gott, dann wieder einen bloßen Schöpfer-Gott, dann gar wieder einen heiligen Geist angenommen habe und den jetzt wieder absetze, weil Einspruch dagegen geschehen sei, so könne er sich zu einem solchen inconsequenten, von jeglicher Beliebigkeit abhängigen Zugführer nicht halten und werde daher lieber für sich eine Kirche bilden, worin er sich consequent bleibe; im äußersten Falle aber, sofern er einer Kirche angehören müsse, werde er katholisch werden, damit er alle vier Wochen Absolution haben und dann wieder frisch sündigen könne. Die Personen, welche wirklich in die freien Gemeinden eintraten, wurden von den Behörden im Allgemeinen als der Niederschlag der schlechtesten Elemente angesehen. Man fand, daß die Besseren beschämt waren und ihre frühere Theilnahme oft verhehlten. Doch wurde die Opposition derselben bei Maßregeln gegen die freien Gemeinden gefürchtet.

Die Mitglieder der freien Gemeinden waren der Kirche längst entfremdet. Es waren die Anhänger derjenigen Personen, welche sich die Stiftung solcher Gemeinden angelegen sein ließen, nachdem sie über die Führung ihres geistlichen Amtes sich mit den Behörden in Zwiespalt gesetzt hatten und ihr Verbleiben in demselben gefährdet sahen. Diese Führer der freien Gemeinden waren früher Theilnehmer an den Versammlungen der protestantischen Freunde, und man ließ sie — wie selbst eine Cabinetsordre vom 30. April 1847 hervorhebt — „unangefochten, weil ihre Glaubensansicht ihnen damals noch gestattete, sich in dem Gehorsam gegen

die Ordnung der Kirche zu halten und nicht als offene Bekämpfer derselben und ihrer Lehren aufzutreten." Wie dies aber geschah „in Schrift und Predigt, in Liturgie oder Verwaltung der Sacramente und in Volksvorträgen," war auf die Gefahr hin, daß diejenigen, welche das Fortschreiten der Lehrer mit Jubel begleiteten und sie hierdurch immer weiter führten, aus der Landeskirche ausscheiden möchten, eingeschritten.

Als ein großer Uebelstand erschien es bald an den freien Gemeinden, daß sie, je freier sie waren, um so mehr jedes eigentlichen Inhalts entbehrten, um so mehr auch, selbst mit den natürlichsten und einfachsten Dingen experimentirten, und mit ihnen fremden Richtungen coquettirten. Einige von ihnen wurden von wohlhabenden Personen, welche die Opposition gegen das Kirchenregiment begünstigten, gleichsam „ausgehalten," wenn wir uns dieses profanen Ausdrucks bedienen dürfen. Diese wohnten zwar selbst in den alten gothischen Domen fort, wollten aber gern draußen im Freien noch ein leichtgebautes theologisches Landhaus unterhalten, wo allenfalls der Mensch sich selbst als Gott verehren könnte. Es gab Bauern, welche zwar nicht selbst austraten, aber den Predigern der freien Gemeinden Säcke voll Korn in's Haus brachten. Die Bürger wollten zwar gern für freisinnig gelten, scheuten aber jede Neuerung, und bald zeigte es sich, daß sie gegen jeden förmlichen Confessionswechsel einen Widerwillen hatten, sei es aus Furcht vor dem Aufsehen, das jeder derartige Schritt macht, oder sei es aus tiefer liegenden Gründen. In der Gemeinschaft des Glaubens, der schon die Väter angehörten, auszuharren, es möge kommen, was da wolle, war in den religiösen Wirren für den soliden Bürger die erste Lebensregel geworden. Wer anders hau-

delte, den bewunderte er, er nahm ihn in Schutz gegen die Regierung, er gab ihm Geld um seine Stellung behaupten zu können, aber er folgte seinem Beispiele nicht nach. Hatte Wislicenus deshalb bei seinem Ausscheiden nur auf geringe Theilnahme rechnen können, weil er für den gemeinen Mann zu weit gegangen war, so hatte hingegen Uhlich nie etwas anderes gethan als dem gemeinen Manne zu wiederholen, was er schon wußte. Mit dem Beifalle, welcher ihm einst von denen zugejauchzt wurde, die in seinen Ansichten ihre eignen beklatschten, und der sich daher oft bis zu den unter Umständen bedenklichen Worten steigerte: „Sie haben mir aus der Seele gesprochen," hatte er seinen Lohn dahin. Das Volk, dem er in religiöser Hinsicht nichts Neues bieten konnte, hatte jetzt in der That keine Verpflichtungen gegen ihn und verließ ihn. Selbst der Ungläubige wollte oft nicht gern den religiösen Hintergrund entbehren, mit dem die Religion und ihre Gebräuche das Leben schmücken. Hier und da gestaltete sich das Verhältniß so, daß die Gemeinden aus einer kleinen Anzahl meist unbemittelter Personen bestanden, daß aber die reicheren und höher stehenden sich durch regelmäßige Geldbeiträge betheiligten. Auch Beamten betheiligten sich auf diese Weise an den freien Gemeinden, welche Mitglieder nicht füglich werden konnten. Da nun alle diese gleich der bezeichneten Classe von Bürgern die Versammlungen besuchten, so wurden sie auch wohl ohne Weiteres zu den Gemeinden gerechnet, und man kann sich leicht erklären, daß die Angaben über die Zahl der Mitglieder unzuverlässig waren und sich stets widersprachen.

Da die Bildung freier Gemeinden von Halle ausging, so ist das schneidende Urtheil, das in dieser Zeit nach langer Beobachtung der Lichtfreunde Prutz über sie fällte, indem er sich auf den radicalsten Standpunct stellte, von Wichtigkeit. Als

das Charakteristische zugleich, aber das Bedenkliche, das wahrhaft Gefährliche der damaligen Epoche betrachtete Prutz den Umstand, daß die Interessen bei uns, so rasch sie sich entzünden, eben so rasch auslöschen und verschwinden. Es sei Mode sich zu enthusiasmiren, gleichviel für was; alle Mode aber sei ihrer Natur nach frivol, und unser Enthusiasmus sei frivol hauptsächlich deshalb, weil wir selbst bereits den Glauben an unsere eigene Begeisterung verloren hätten. Indessen Ein Interesse habe uns nun schon eine geraume Zeit in Anspruch genommen, und verdiene deshalb wohl eine ernste Prüfung, — und dies sei eben das religiöse. „Was England und Frankreich? Wir haben Uhlich und Hengstenberg! Was Rußland und die polnische Grenzsperre? Was spanische Heirath und englischer Zolltarif? Wir haben Lichtfreunde und Deutschkatholiken! Deutsche Verfassungsfrage? Wir beschicken die Synode. Handelscongresse? Wir gehen nach Köthen. Interessen der Kunst und Literatur? Wir disputiren über die Dreieinigkeit und erörtern die Glaubhaftigkeit des Evangelisten Lucas." Die Dogmatik sei unser contrat social, Geistliche seien unsere Volkshelden. Selbst die Staatsbehörden sähen wir vom religiösen Zuge ergriffen. Als die Folge dieser Bewegung rühme man das Erwachen eines neuen religiösen Lebens. Aber wir müßten uns doch gestehen, daß sie nicht bei den Gläubigen, sondern bei den Ungläubigen ihren Ursprung genommen habe. Und von den Fragen, welche ihr zum Grunde lägen, sei eine Rückkehr zur Kirchlichkeit nicht so leicht zu gewinnen. Auch wären die Schriften, durch welche diese Erörterungen wieder aufgenommen worden, keineswegs fromme Bekenntnißschriften, sondern „Schriften, welche mit un-

erbittlicher Strenge Consequenzen der Wissenschaft zogen, und die vom Alter geheiligten Ueberlieferungen einem scharfen, ja grausamen Messer unterzogen." Und gerade diese Bücher gefielen, natürlich nur — den Ungläubigen. Es stelle sich nun hierbei heraus, einmal, daß dieses moderne Christenthum, dieses „religiöse Leben der Gegenwart" eben ein wissenschaftliches, aber durchaus kein ursprüngliches, autochthonisches Element unseres Volkslebens sei; sodann, daß die positiven Elemente dieser Bewegung ganz illusorisch seien, daß sie eine rein negative, zerstörende sei. Die oppositionelle Theilnahme der Frommen an diesen Wirren aber könne kein positives Element in dieselben hineintragen: sie besäßen keine Popularität; „das Talent, die Massen zu packen, die Welt mit Geräusch und Lärmen zu erfüllen, gebricht ihnen, sie heißen nicht umsonst die Stillen im Lande, laute Demonstrationen, große öffentliche Debatten und Disputationen sind ihre Sache nicht." Dies sei vielmehr die Sache der Negativen, der Freidenker, der Ketzer. „Wer hat die großen Volksversammlungen zu Stande gebracht? Wer verfaßt Adressen, Proteste, Erklärungen? Wer anders, als sie, ißt Zweck, bringt Toaste aus, schreibt Correspondenzen und Berichte?" Genug, von einem modernen Christenthum könne keine Rede sein. Demnach könnte der Werth der Bewegung doch nur noch in der Ueberzeugungstreue liegen, die sich dabei kund gebe. Aber auch mit dieser sei es ja nicht weit her. Wollt Ihr einmal als Freidenker gelten — ruft Prutz — so habt auch Courage wirklich und frei zu denken! Wollt Ihr Ketzer sein, so seid es auch ordentlich! Die Welt ist schon viel heidnischer gewesen, als Ihr sie machen wollt, ja, sie ist es in diesem Augenblicke noch: Uhlich und Wislicenus, preßt

sie aus, miteinander, destillirt sie in Eins: Ihr kriegt doch aus der ganzen Gesellschaft noch nicht den zehnten, nicht den hundertsten, nicht den tausendsten Theil heraus von der „freien Religion," welche einen Kant, Fichte, Lessing, Schiller, Göthe erfüllt hat! — Auch die „Entschuldigung" läßt Prutz nicht gelten, daß dieser Kampf doch immerhin zu Gunsten der Glaubens- und Gewissensfreiheit geführt werde: denn der Glaube sei immer frei. Aber freilich — dies abstracte Glauben sei unserer Zeit nicht genug. Rein religiöse Angelegenheiten mache Jeder mit sich selber ab, sie drängen sich niemals in den Lärm des Marktes, sie geben niemals Anstoß zu Zwist und Streit, es sei denn zu geistigen Kämpfen, zu inneren Krisen des Individuums. Was nicht im Staate zu existiren weiß, existirt überhaupt nicht; was sich nicht politisches Dasein verschafft, ist überhaupt nicht. Deshalb wollen denn auch die religiösen Parteien eigentlich keine Glaubensfreiheit, sondern freie Religionsübung; sie wollen unabhängige religiöse Körperschaften, sie wollen freie, selbstberechtigte Gemeinden bilden. In der Religion sei das Moment das Rechtes gar nicht vorhanden; und darum seien es auch im Grunde politische Rechte, um welche hier der Streit sich drehe. Wäre das nicht der Fall, so würden ihnen die Regierungen gar nicht in den Weg treten. „Und ebenso die eigentliche Gegenpartei hätte gewiß nicht das Mindeste dagegen, daß wir zur Hölle fahren von wegen unserer Gottlosigkeit: nur Amt und Brot haben, Wirksamkeit, Einfluß, politische Stellungen haben — das sollen wir nicht! Ketzer (man erlaubt es uns) mögen wir sein: nur nicht Professoren, nicht Prediger, nicht Räthe und Minister! Secten dürfen wir bilden, aber nur keine Gemeinden, d. h. keine

vom Staate anerkannten, politisch berechtigten Körperschaften!" Mit Einem Worte also: diese vermeinte religiöse Bewegung der Gegenwart sei gar keine religiöse, sie sei eine politische Bewegung. Die Regierungen, wie gesagt, hätten dies wohl erkannt; sie hätten sich durch die theologischen Stichworte nicht darüber irre machen lassen, daß es in der That politische Agitationen, politische Tendenzen seien, welche Vielen vielleicht, ja den Meisten bewußtlos, nichts destoweniger all diesen Erscheinungen zu Grunde liegen. Nicht Alle freilich, die sich in diesen Kampf eingelassen, thaten dies, ohne die eigentliche Bedeutung desselben zu kennen, und von diesen sind die Meisten nur allzugeneigt, dieses „theologische Incognito unserer politischen Entwickelung, diese mönchische Maskerade" zu entschuldigen, wohl gar zu vertheidigen, indem sie verschiedene Vortheile davon anzuführen wissen. Sie sagen, es sei dies diejenige Form, welche dem deutschen Charakter am Meisten entspreche, das deutsche Volk müsse vor Allem von der Speculation, von der Theologie ausgehen und zur Politik eigentlich erst erzogen werden. Hiergegen wird behauptet, ein Volk sei allemal ein politisches Volk, es werde erst ein Volk, indem es sich politisch consolidire; möglich nun, daß wir in der That noch kein Volk seien; aber auch in diesem Falle wäre diese theologische Cur eine sehr unglückliche. „Mir thut der Magen weh, und Ihr curirt mich am Bein, ich will schwimmen lernen, — und Ihr lehrt mich Seiltanzen." Wenn man ferner geltend mache: diese Discussionen, nöthig oder unnöthig — sie brechen den Unterschied der Stände, indem sie zu größeren Versammlungen Gelegenheit geben, sie bieten eine Schule zu parlamentarischen Uebungen, wir lernen darin reden, unsere Meinung

aufstellen und verfechten, so wird zwar gesagt, daß etwas Wahres hierin liege: aber doch auch bemerklich gemacht, daß auch in diesen Versammlungen die Mehrzahl blindlings mitlaufe, ohne zu wissen, wo und wie, bloß weil die Mode es wolle, daß die Masse stumm bleibe, während fast nur Professoren, Geistliche, Lehrer, allenfalls noch Advokaten, reden, lauter Leute also, die ohnedies an das Sprechen gewöhnt sein müssen, obgleich man sie hier allerdings selten gut und geistreich reden höre. Noch Andere meinen, es sei gleichgültig, wo das Werk der Befreiung begonnen werde; der freie Staat sei ganz wünschenswerth, allein sie wollten einmal mit der Befreiung der Kirche beginnen. „Sie wollen ein Haus bauen und, statt beim Grunde, fangen sie beim Dachstuhl an. Von der freien Kirche zum freien Staate gibt es keinen Weg — warum nicht? Weil der unfreie Staat die freie Kirche gar nicht dulden, weil die freie Kirche im unfreien Staat gar nicht zum Dasein gelangen kann." Die Neigung aber, bei der Befreiung der Kirche anzufangen, habe ihren Grund in der Leichtigkeit, in kirchlichen Dingen in den Ruf eines freisinnigen Mannes zu kommen, und in der Gefahrlosigkeit, mit der man diesen Ruf behaupten könne. „Wäre von der Energie, dem Fleiß, der Schlauheit, welche man auf kirchlichem Gebiete zu theologischen Zwecken wahrhaft vergeudet hat, nur ein Weniges gespart worden für unsere politischen Angelegenheiten; hätte dieselbe Unermüdlichkeit, dieselbe Sorglosigkeit, dem Publicum tausendmal dasselbe vorzusagen, auch unseren politischen Pamphletisten zur Seite gestanden, wahrlich, es stände anders mit uns in Deutschland!" In Widerspruch mit dieser Abhandlung in den „Kleinen Schriften" von Prutz erkannte freilich Arnold

Ruge, der Herausgeber der ehemaligen Halliſchen Jahrbücher, Wislicenus und die jungen deutſch-katholiſchen Prediger als diejenigen an, in denen die Principien der Reformation die Fortſetzer und Erneuerer gefunden, welche die Zeit bedurft und die Philoſophie gefordert habe.

Allein wichtiger als Ruge's Stimme aus Zürich und auf die ſpätere Zeit entſcheidend auch für das Schickſal der freien Gemeinden war der Rücktritt der „ſpeculativen Freunde," wenn ich eine Anzahl berühmter Halliſcher Gelehrten mit dieſem älteren Uhlich'ſchen Ausdrucke zuſammenfaſſen darf. Es iſt gewiß, daß dieſe Männer durch den Eintritt in die freie Gemeinde ihre innere Entwickelung und in ſofern auch ihre Zukunft abgeſchnitten hätten. Aber leider haben nun die freien Gemeinden in der Provinz Sachſen keine einzige Perſönlichkeit von umfaſſender und anziehender Bildung aufzuweiſen. Sie waren unfähig die Aufgabe, welche ſie ſich nun einmal geſtellt hatten, wiſſenſchaftlich zu durchdringen. Kein Gelehrter von reicherer Begabung, keine Perſönlichkeit, die ein größeres Intereſſe erregen konnte, als das, welches der locale Ausdruck des ſächſiſchen Charakters gewährte, gehörte ihr an. Die politiſche Taktloſigkeit war auffallend, wie wenig ſtaatsgefährlich die freien Gemeinden auch ſein mochten. In Halle gab man eine Schrift „die Kriſis der religiöſen Bewegung" heraus, mit welcher ſich gewiſſermaßen jene wiſſenſchaftlichen und politiſchen Elemente von dieſer Bewegung losſagten, um ſich von nun an der Politik zuzuwenden und die nationale deutſche Partei in der Provinz Sachſen zu vertreten. Nur Einer von dieſer Partei blieb der Bewegung inſofern getreu, als er ſich zwar nicht der Wislicenus'ſchen Gemeinde anſchloß, wohl aber am 3. October 1847 mit einer An-

zahl Hallischer Lichtfreunde aus dem Bürgerstande zu der dortigen deutschkatholischen Gemeinde trat, welche sich hinfort „christliche freie Gemeinde" nannte. Prediger derselben war damals der ehemalige Pfarrer Giese aus Arensnesta. Eine durchaus krankhafte Erscheinung, hatte Giese früher einer hyperorthodoxen theologischen Richtung gehuldigt, bis er sich in das Reich des freien Geistes warf, in dem er eine Zeit lang als ein kurzsichtiger und beschränkter Bacchant umhertaumelte, ohne daß sich deshalb sein Gesichtskreis auch nur um eine Spanne breit erweitert hätte. Wegen politischer Vergehen auf die Festung geschickt, soll er in seiner dortigen Muße zu seinem früheren politischen und religiösen Standpuncte zurückgekehrt sein und eine bußfertige Eingabe an den König gerichtet haben, welcher sich auch bereit erklärte ihn zu begnadigen und ihm einen angemessenen Wirkungskreis wieder zu verleihen, jedoch zunächst moralische Garantieen für die Dauer seiner neuesten Entwickelungsepoche verlangte und ihm deshalb vorschlug, sich auf längere Zeit nach dem Rauhen Hause in Hamburg unter Wichern's Aufsicht zu begeben.

Als Sprecher der ersten freien Gemeinde in Halle durfte während der ersten Zeit ihres Bestehens außer Wislicenus auch der frühere Priester Horárik aus Ungarn („ein ungetreuer Sohn der katholischen Kirche, aber ein sehr getreuer Sohn der Hallischen Jahrbücher") betrachtet werden.

Die freie Gemeinde zu Halberstadt wurde 1847 gestiftet, die Nordhäuser Gemeinde (jetzt neben der Magdeburger wohl die wichtigste) 5. Jan. 1847. Die freien Gemeinden zu Quedlinburg und Aschersleben waren von geringer Bedeutung. Außerdem befanden sich freie

Gemeinden zu Schönebeck, Hadmersleben, Burg, Egeln, Zeitz, Delitzsch, Gerbstädt, Friedeberg, Nemsdorf, Suhl, u. s. w. Zwischen dem Zusammentritt der freien Gemeinde in Halle und in Magdeburg liegen 2½ Jahr.

Sichtlich trat, wie auch beim Erlasse des Religionspatents oder Toleranzedicts vom März 1847 ganz richtig erwogen wurde, schon während die freien Gemeinden sich bildeten, eine Stärkung der preußischen Landeskirche, namentlich in der Provinz Sachsen, ein. Mit großem Jubel wurde am 13. April auf der Gnadauer Conferenz die vom Könige bei Eröffnung des ersten vereinigten Landtages gehaltene Thronrede vorgelesen, besonders wegen der Worte: „Ich und mein Haus wir wollen dem Herrn dienen." Der Bischof Dräseke hatte einen Kampf mit dem Ministerium Altenstein zu bestehen, ehe er Missionspredigten halten und für auswärtige Missions-Vereine sammeln durfte; jetzt ward durch den Pastor Rocholl ein besonderer Missionsverein für die Provinz Sachsen ins Leben gerufen, der mit seinen Missionsfesten seitdem in der magdeburger Börde und in der neuhaldensleber Gegend von Dorf zu Dorf zieht. Ein goldener Ring, der bei dem unter fünf alten Eichen gehaltenen Missionsfeste in Althaldensleben am 25. Juni in das Barett eines Geistlichen geworfen wurde, welcher die Gaben für die Heidenwelt in Empfang nahm, legte Zeugniß ab für das stille, aber mächtige Wachsthum des Glaubens im Lande selbst.

Das Jahr 1847.

Bis zum Herbst 1847 befand sich Uhlich in der Kirche, der, wie seine Gegner sagten, „behutsam aber stark" von der Kirchenlehre abwich. Wir müssen ihn jetzt in Magdeburg aufsuchen, wo er sich in weitschichtige literarische Unternehmungen eingelassen hat, denen er seitdem treu geblieben ist, obgleich ihm dadurch höchstens der Ruhm nicht eines guten Volks-, sondern nur eines gelesenen Localschriftstellers zu Theil geworden, der mit allen Mitteln der Colportage seine mit den höchsten Ideen sich beschäftigenden, aber ebenso unbeholfen als flüchtig geschriebenen Blätter und Hefte in dem allmählich wohl erweiterten Umkreise weniger Quadratmeilen zu Tausenden an den Mann zu bringen wußte.

Durch die Versammlungen der Lichtfreunde im Börsensaale zu Magdeburg war Uhlich, halbjährlich vom Dorfe hereinkommend, dort näher bekannt geworden. Einem wie kleinen Theile der Gemeinde dieselben auch nur zugänglich gewesen sein konnten, trug ihm doch der Kirchvorstand der Katharinenkirche eine Predigerstelle an. Er trat diese Stelle im October 1845 an, obgleich er sich in seinem Gehalte dadurch verschlechterte, ein Uebelstand, der allerdings in Folge seiner Popularität, so lange er im Amte war, mehr als ausgeglichen wurde. Uhlich hatte seinen eigenthümlichen Boden verlassen. Er glaubte sich in der Stadt freier bewegen zu müssen als auf dem Lande. In gewisser Hinsicht trat erst durch seine Anstellung in Magdeburg die religiöse Bewegung in die Kirche selbst und in's Volk ein. Es hatte sich von selbst verstanden,

daß die Rationalisten unter den Predigern an den kirchlichen Gebräuchen festhielten. Uhlichs Amtshandlungen in Pömmelte waren von seiner Vereinswirksamkeit getrennt und seiner öffentlichen Thätigkeit gegenüber gleichsam nur wie Privathandlungen erschienen oder umgekehrt. Diese Trennung wurde durch seine Berufung nach Magdeburg aufgelöst, und dies war der erste Schritt, der ihn von dem Wesen des mit der Kirche allerdings durch eine lange Gemeinsamkeit verwachsenen alten Rationalismus schied. Er wurde zu Magdeburg auch in der Kirche beobachtet, er sollte nun erst ein Reformator werden und fühlte sich veranlaßt die Symbole nach seinen Volksreden zu modificiren. Zudem befand er sich nun unter den Augen des Consistoriums, welchem er gleichsam gegenübergestellt schien, während es ihn in Pömmelte vielleicht sehr gern der Beobachtung seines Superintendenten überlassen hatte. Sehr bald lag er mit dieser Behörde in offner Fehde, die sich literarisch durch den rheinischen Beobachter in Folge seiner Reformationspredigt vom 2. November 1845 entspann. Sodann wurden ihm seine Bibelstunden in der Pfarrwohnung am 20. December 1846 polizeilich untersagt, weil sie, anfänglich zur Erbauung und Belehrung von Mitgliedern der Gemeinde bestimmt, zu öffentlichen Volksversammlungen geworden seien, die an die Stelle der Erbauung Polemik, Agitation und Aufregung gesetzt hätten. Daran aber knüpfte das Consistorium eine Vorladung und begehrte Auskunft über den Anlaß, den Uhlich zu Händeln mit der Polizei gegeben habe. Im Jahre 1847 empfing er ein tadelndes Rescript, welches ihm mancherlei liturgische Willkür vorhielt. Er wurde gefragt, ob er zur kirchlichen Ordnung zurückkehren wolle. Seine Taufen und Trauungen,

ja, sein sonntäglicher Altardienst war nicht frei von Sonderbarkeiten. Auch der Beifall und die Verehrung, die ihm in dieser Zeit auf verschiedene Weise durch 16 Todtengräber, 97 Frauen und 71 Väter von Confirmanden bezeugt wurde, hatte etwas Sonderbares. —

Anstatt das apostolische Glaubensbekenntniß als sein eignes und seiner Gemeinde Glaubensbekenntniß vorzutragen, las er es mit der Bemerkung: „Das apostolische Symbolum lautet" vor. Schon auf einer der frühern Versammlungen protestantischer Freunde in Halle hatte er gesagt, daß er hierdurch sein Gewissen zufrieden stellen wolle, welches mit dem Inhalte jenes Symbolums nicht mehr übereinstimme. Prediger Uhlich, so bemerkte einst einer seiner Gegner, liest das apostolische Symbolum vor mit den einleitenden Worten: Das apostolische Symbolum lautet, und der Chor antwortet im Namen und an der Stelle der Gemeinde durch ein dreimaliges Amen: Ja, so lautet das apostolische Symbolum, ja, so lautet es.

Ein Schreiben des Consistoriums vom 27. Mai 1847 machte es Uhlich zum Vorwurfe, daß er das Versprechen, was er am 1. October 1845 vor Einführung in sein Amt zu Magdeburg abgelegt und wonach er seinen ernsten Vorsatz erklärt habe bei allen Aufgaben seiner geistlichen Amtsverwaltung sich von der gewissenhaftesten Prüfung leiten zu lassen, „in dem einzigen und unzweideutigen Sinne", in dem es gefordert und von ihm auch verstanden sei, nicht gehalten habe. Es habe sich demnach die Bürgschaft, welche das Kirchenregiment in demselben zu besitzen geglaubt, als unzureichend erwiesen. Denn Uhlich habe nicht aufgehört die Kirchenlehre „in Schrift und Wort auf der Canzel und an anderen Orten anzugreifen", ja er sei noch bestimmter und

aufregender aufgetreten und habe sich selbst Abweichungen von der Agende erlaubt. So habe er öffentlich geleugnet „die hohen Artikel der göttlichen Majestät", die nach den Schmalkaldischen Artikeln „in keinem Zank noch Streit" seien, weil die römische und die evangelische Kirche dieselben in gleicher Weise bekennen. „Auch Ihre Predigten geben hiervon Zeugniß, — heißt es in der Verfügung — vor Allem aber ist Ihre am ersten Ostersonntage d. J. gehaltene Predigt zu erwähnen, mit welcher Sie nach Ihrer befremdenden Erklärung die Gemeinde in dem Glauben an die Auferstehung stärken wollten, in welcher Sie aber in der That diesen Glauben, wenn auch nicht ganz ohne den Gebrauch anders zu deutender Worte, untergraben haben. — Allen diesen Ausscheidungen haben wir, so lange wir sie als vereinzelte Uebereilungen ansehen konnten, nicht ohne schmerzlich ernste Sorgen, aber in Geduld und Hoffnung einer noch möglichen Sinnesänderung, wozu es Ihnen nicht an Veranlassung gefehlt hat, bis jetzt nachgesehen; gegenwärtig würden wir aber auf Grund der eingeleiteten Verhandlungen und nach unserer Amtspflicht, der Kirche, welcher wir dienen, diejenige Freiheit vor fremder Lehre zu sichern, welche ihre Gegner für sich in Anspruch nehmen, nicht länger anstehen dürfen, gegen Sie zu verfahren, wenn Ihnen nicht inzwischen in Folge Ihres Immediatgesuchs vom 16. April, in welchem Sie am Throne die Bitte um christliche Schonung und Geduld ausgesprochen haben, die ernste und entscheidende Aufforderung zugegangen wäre, Ihre Stellung zur Kirche nochmals zu erwägen und alsdann zu wählen, ob Sie das Amt der Kirche in Zukunft Ihrer Pflicht gemäß verwalten oder freiwillig niederlegen wollen, um

außerhalb derselben ein Diener Ihrer Lehre nach freier Ueberzeugung und „„vollkommen sicher vor jeder Anfechtung““ zu werden. Zur ernsten Ueberlegung über die Ihnen gestellte Alternative ist Ihnen bereits eine geraume Bedenkzeit gestattet gewesen, daher wir nunmehr hierüber, und zwar binnen drei Wochen, vom Empfange dieses an gerechnet, Ihre schließliche Erklärung hiermit einfordern, wobei wir ausdrücklich bedingen, erstlich, daß die Ihnen gestellte Frage: ob Sie das Amt der Kirche in Zukunft Ihrer Pflicht gemäß verwalten wollen? im Sinne der obigen Vorhaltungen aufzufassen, die Antwort also gleichfalls nur in diesem Sinne zu geben ist; zweitens, daß wir hiermit nicht ein Versprechen wider Ihr Gewissen, selbst nicht mit beschwertem Gewissen fordern, sondern allein ein ganz freies, ganz treues und ganz wahres, offenes Versprechen. Nur ein solches wird uns für die Zukunft eine Bürgschaft gegen offene und versteckte (anonyme) Anfeindungen der Lehre, für eine treue, den Ordnungen der Kirche und den Forderungen des Amtes entsprechende Verwaltung desselben sein.

Ein Bericht von amtlicher Seite her aus dieser Zeit weist darauf hin, wie die „lichtfreundliche Partei“ alles Mögliche thue, um dem Kirchenregimente gegenüber eine imponirende Haltung einzunehmen. Man gefalle sich darin die Anzahl der lichtfreundlich Gesinnten möglichst zu vergrößern, neun Zehntheil der gesammten Einwohner Magdeburgs sollten offen oder im Geheimen der Sache der protestantischen Freunde zugethan, ein Aufruhr solle, wenn nicht den Lichtfreunden ihre Forderungen bewilligt würden, zu fürchten und der Aufruhr dann nicht mehr auf andre Weise zu unterdrücken sein als durch Gewalt. Man könne nun immerhin zugeben, daß auf solches Reden einzelner

Mißmuthiger im Verkehr des geselligen Lebens kein weiteres Gewicht zu legen sei; allein was solle man dazu sagen, wenn ein Correspondent der „Ziller'schen Allgem. Ztg. für Christenthum und Kirche" aus Magdeburg berichte, daß Uhlich die mehrwöchentliche Bedenkzeit, die derselbe sich vom Consistorium auf die hinsichtlich des Nichtgebrauchs des apostolischen Glaubensbekenntnisses bei Taufen und Abendmahl vorgelegten Fragen erbeten, nicht etwa aus dem Grunde nachgesucht habe, als ob er sie für sich selbst bedürfte, sondern einzig und allein um des Consistoriums willen, damit letzteres nämlich die Sache nochmals reiflicher überlege, die Gefährlichkeit der Magdeburger Zustände ins Auge fasse und von jeder Aufrechthaltung der gemeinsamen kirchlichen Ordnung Uhlich gegenüber abstehen möge. „So wundern wir uns denn auch nicht über das, was am zweiten Ostertage das allgemeine Stadtgespräch in Magdeburg bildete. An diesem Tage strömte eine solche Menge Volkes in die Katharinenkirche, daß die Thüren gleich zu Anfang geschlossen werden mußten, weil kein Raum mehr in der Kirche vorhanden war, und daß leicht mehrere Hunderte gar keinen Eingang fanden. Es hatte sich nämlich in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß Hr. Pastor Uhlich am 2. Ostertage seine letzte Predigt halten werde. Und sollte sich bestätigen, was erzählt wird, daß derselbe in seiner Predigt nicht undeutlich habe durchblicken lassen, es möge so sein, wie das Gerücht besage, so verdiente es den schwersten Vorwurf, daß er an dem Tage, wo einzig und allein die große Thatsache der Auferstehung Jesu von den Todten zu feiern war, zugleich ein rein persönliches Interesse verfolgt habe." Daß eine solche „geflissentlich hervorgerufene und so vielfach genährte Aufregung" sich

auch ferner in einzelnen eclatanten Fällen kund geben werde, stehe zu erwarten: sei doch nun in Magdeburg, wie früher in Halle, der Fall vorgekommen, daß eine Anzahl der Pathen bei der Taufe gegen die Anwendung des apostolischen Glaubensbekenntnisses eine entschiedene und allem Anschein nach gemeinschaftlich vorher verabredete Retinenz bewiesen habe. Allein ebenso gewiß werde sich diese künstlich hervorgerufene Aufregung in Magdeburg auf die Dauer so wenig halten, als sie sich in Halle gehalten habe. „Will der Hr. Pastor Uhlich aus der Halbheit und Inconsequenz und dem Gewimmel von Widersprüchen, worin er sich bisher bewegt, herausgehen und dem Wislicenus, nachdem die Gemäßigten unter den protestantischen Freunden ihn haben fallen lassen, die Hand zum neuen Bunde reichen, so wird allerdings die Bildung einer Dissidentengemeinde auch in Magdeburg die unausbleibliche Folge sein; aber auch diese neue freie Gemeinde dürfte schwerlich eine größere Bedeutung gewinnen, als die Geist- und Lichtgemeinde eines Wislicenus oder eines Bayerhofer. Will aber Hr. Pastor Uhlich auf seinem bisherigen Standpuncte verharren und sich auch ferner lediglich innerhalb der Schranken des Röhr'schen Rationalismus bewegen, so wird für ihn die Nothwendigkeit eines offenen Bruchs mit der evangelischen Landeskirche gar nicht eintreten, da die evangelische Landessynode sich für den Grundsatz ausgesprochen, daß nicht gegen den eklektischen Rationalismus, sondern nur gegen grundstürzende Irrthümer kirchenregimentlich mit Amtssuspension einzuschreiten sei."

Uhlichs Antwort auf das Schreiben des Consistoriums vom 23. Mai erfolgte unterm 23. Juni. Seine Eingabe weist in Betreff des Versprechens, das man ihm

vor seiner Bestätigung als Prediger in Magdeburg abnahm, „jede Hindeutung auf Zweideutigkeit, sofern dieselbe ihm gelten soll, entschieden zurück." Was seine Wirksamkeit betrifft, so habe er von Paulus die Lehrweisheit der christlichen Liebe gelernt, welche in Hinsicht auf ältere Auffassungsweisen mit Schonung verfahre. Ebenso sei er auch in seinen Schriften von meist polemischem Inhalt nur milde aufgetreten: „aber es können Zeiten eintreten, wo mißverstandener Eifer oder hierarchische Gelüste die evangelische Freiheit gefährden und ein ernstes und scharfes Wort zur Pflicht machen." Der Agende habe er sich „in evangelischer Freiheit bedient." Ueber die Stellung des Consistoriums spricht sich Uhlich mit folgenden Worten aus: „Das hochw. Consistorium ist Aufsichtsbehörde, und solches Amt zu üben mag in zwiespältiger Zeit, wie die unserige ist, schwierig sein. Aber daraus wird zunächst nur die Pflicht folgen über sich zu wachen, daß man nicht parteiisch verfahre. Bedarf diese Pflicht aller Behörden, die Pflicht der Gerechtigkeit, noch einer besonderen Einschärfung, so ist dieselbe gegeben in der ernsten Warnung Jesu: „„Niemand unter Euch wolle Meister sein."" Nachdem Uhlich nun auf das Verfahren des Consistoriums gegen ihn etwas näher eingegangen ist, heißt es weiter: „Wo ist zu solchem Verfahren die evangelische Berechtigung? wo ist im Evangelium nur Entschuldigung dafür? — Wenn denn nicht gute Gründe lediglich, sondern ein äußerer Umstand in Betracht kommen sollen, wohlan, so berufe ich mich auf meinen König, welcher in seiner Cabinetsordre vom 30. April auf meine Bitte vom 16. desselben Monats die Rationalisten in der Landeskirche anerkannt, und darf wohl von Niemanden mehr als von der Behörde, unter deren Augen ich seit

20 Jahren mein Amt verwalte, das Zeugniß erwarten, daß ich an dem Bau der evangelischen Kirche, was eben evangelische Kirche ist und allein sein kann, redlich und nach Kräften mitgearbeitet, und nicht jemals als Bekämpfer der Lehre und Ordnung derselben aufgetreten bin." Wenn aber die persönliche Ansicht der Herren Mitglieder des Consistoriums dieselben zu dem Wunsche bewege, daß der Rationalismus beseitigt werden möge, wie denn die sogenannte Rechtgläubigkeit immer ausschließlich gewesen sei, so dürften für die Erfüllung dieses Wunsches keine andern als evangelische Mittel gebraucht werden, „also gute Gründe", und, bis diese den Sieg errungen haben würden, die Geduld der christlichen Demuth und der christlichen Liebe. Klar und unzweideutig seien die Warnungen der Bibel: „Den Geist dämpfet nicht" und „wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er steht und fällt seinem Herrn." Das Consistorium deute in seinem Erlasse auf die verfassungsmäßige Ordnung in der Kirche hin. Es sei freilich Thatsache, daß in der deutschen protestantischen Kirche die dogmatische Richtung der Kirche stets von großem Einflusse sei. „Es ist Thatsache, daß unsere jetzige Agende aus dem Kabinete hervorgegangen ist, und noch leben der Zeugen viele, wie die Einführung der Agende in den einzelnen Kirchen durch geistige Würdenträger mit bald sänftiglicher, bald strenger Hinweisung auf den Wunsch des Landesherrn bewirkt, oder bei entschiedenen Geistlichen auch nicht bewirkt worden ist. Thatsache ist es, daß der Landesherr seine Consistorien nach seiner persönlichen Ansicht wählt, daß also, wollten die Consistorien Glaubensgerichte sein, das Höchste in der Kirche von dem Ermessen eines einzelnen Menschen abhangen würde. Folgt aus einem solchen Zustande nicht

die ernste Verpflichtung für die geistlichen Behörden ein Richteramt in der Kirche mit heiliger Scheu fern zu halten?" — „Wenn jetzt hochw. Consistorium von der Kirche spricht, so ist diese Kirche gar nichts Andres als das Kirchenregiment, welches sich auf Satzungen stützt, die irgend einmal in der Kirche ihre Geltung hatten, das ist aber mit andern Worten eine Kirche katholischer, nicht evangelischer Art." — „Ist es wohl erhört eine ganze, aus Tausenden bestehende Gemeinde für nichts, für gar nicht stimmfähig, für völlig unberechtigt zu erklären, wenn sie, sammt ihrem Prediger und ihrem Patron, ihren Heiland anders versteht als die Personen, welche gerade das Kirchenregiment inne haben? Erlaubt es die christliche Demuth sich in solcher Weise zum Vormund vieler Seelen aufzuwerfen, welche Christus zur Freiheit erlöst hat?" — „Das hochw. Consistorium fordert eine Erklärung von mir. Mit Entrüstung weise ich die Voraussetzung, welche in der Fassung dieser Forderung liegt, zurück, als könnte ich, wenn ich ein Versprechen gebe, nicht ein ganz freies, ganz treues und ganz wahres, ganz offenes Versprechen geben. Aber ich habe dem hochw. Consistorium kein Versprechen gegeben. Ich habe eidlich gelobt und will es halten: die mir wohlbekannten Pflichten meines Amtes zu erfüllen; ich will als treuer Seelsorger mit allem Ernst und Eifer bemüht sein durch Lehre und Wandel das Reich Gottes und meines Herrn und Meisters Jesu Christi zu bauen; mein Gott wird mir seinen Beistand dazu nicht versagen. Ich fühle wohl, indem ich meine Antwort schließe, daß ich in meinem Lebenswege auf einem sehr bedeutungsschweren Puncte angekommen bin. Noch aber gebe ich mich der Hoffnung hin, daß sich, was drohend vor mir liegt, in Segen auflösen werde. Darum schließe

ich mit dem, was uns irrenden und sündigen Menschen bei unsern Verwickelungen so wohl ansteht, mit einer herzlichen Bitte. Lassen Sie, meine Herren, ich flehe Sie darum an, den Gährungsproceß der Kirche in dieser Zeit sich aus sich selbst weiter entwickeln und greifen Sie nicht mit eigenmächtiger Hand hinein; Christus hat nun einmal dazu keinen schwachen Menschen bevollmächtigt! Wenn der Herr Minister, wenn mein König mich aus seiner Höhe und Ferne als einen Agitator, d. h. doch wohl als einen Menschen, der aus verwerflichen Gründen Verwerfliches treibt, betrachten — führen Sie dort meine Sache. Mehrere von Ihnen kennen mich ja näher, namentlich hat Herr Generalsuperintendent Möller von da an, wo er sein jetziges Amt angetreten hat, stets den offenen Blick in mein Herz und in mein Leben gehabt; es kann Ihnen nicht verborgen sein, daß ich nicht in kleinlicher Eitelkeit etwa nur das Meine suche. Die das thun, haben sich längst nach andern Wegen umgesehen. Fassen Sie mein Wirken ins Auge, es ist ja unter Gottes Gnaden ein gesegnetes geworden. Ich berufe mich blos auf meine volle Kirche; ich berufe mich auf die Früchte in den Lebenskreisen, auf welchen ich bisher zu wirken Gelegenheit hatte. Ich bin ein einzelner Mensch, der bald unter den Wellen des Menschenstromes verschwinden wird, und wenig liegt daran, wie er verschwindet; Ihnen aber liegt daran, daß Sie auch an mir die Bruderpflicht erfüllen, und durch Hinausdrängen aus der Gemeinschaft wird diese nicht erfüllt. Fassen Sie den geistigen Zustand Magdeburgs, der Umgegend, der Provinz, des protestantischen Deutschlands ins Auge; es kann Ihnen nicht verborgen sein, daß unzählige Zeitgenossen an der Predigt dessen, was Sie Grundthatsachen und Grundwahrheiten des Christenthums

nennen, nur Anstoß nehmen, nicht Erbauung finden können, wie jetzt nun einmal durch die Entwickelung eines halben Jahrhunderts die Lage der Dinge geworden ist, vielmehr auf dem Puncte stehen zu sagen: wenn eben nur das, was ihr uns darbietet, Christenthum ist, dann mögen wir das Christenthum gar nicht. Wenn Ihnen bei Ihrer jetzigen Ansicht Bekümmerniß um das Seelenheil der Zeitgenossen schwer auf der Seele liegt, so befehlen Sie Gott die Sache, der nun einmal nicht will, daß schwacher Menschenarm in solche Dinge eingreife. Die Wahrheit muß ja siegen; nur will sie allein mit der Waffe des Geistes siegen."

Unterm 9. Juli antwortete das Consistorium auf Uhlich's Eingabe vom 23. Juni. Es bedauert von Uhlich in Betreff aller der Puncte, welche in der Consistorial-Verfügung vom 27. Mai zur Sprache gebracht seien, ausweichende Antworten erhalten zu haben. Es sei nun dasjenige „als erschöpft" anzusehen, was man „aus wohlmeinender Absicht und in Hinblick auf den großen Ernst dieser Sache" zur Verständigung und gütlichen Auseinandersetzung pflichtmäßig habe versuchen dürfen. Jetzt müsse der Weg förmlicher Disciplinar-Untersuchung behufs Feststellung der Erledigung derjenigen Anschuldigungspuncte betreten werden, welche man ihm in der Aufforderung vom 27. Mai nur vorläufig als das Ergebniß bisheriger Wahrnehmungen vorgehalten habe. Unter diesen veränderten Umständen, jedoch „im Sinne der Consistorialverfügung vom 27. Mai", werden demnach jetzt die förmlichen Fragen gestellt: ob Uhlich die kirchenordnungsmäßigen Vorschriften der Agende von nun an bei allen seinen Amtshandlungen treu und pünktlich zu befolgen entschlossen sei? ob er gegen das Bekenntniß der evangelischen Kirche, wie es der lutherischen und reformirten Kirche gemeinsam sei, namentlich

auch gegen das apostolische Glaubensbekenntniß, niemals und in keiner Weise künftighin angreifend verfahren wolle? Wenn er sich nach seiner subjectiven Ueberzeugung dazu nicht verstehen könne, was man aufrichtig bedauern würde, so sei die fernere Frage: ob er das Lehramt in der evangelischen Kirche freiwillig niederlegen und sich unter den Schutz des allerhöchsten Patentes stellen wolle. Auf diese Fragen, von welchen man nichts nachlassen könne, werde hiermit nochmals — und zwar binnen 4 Wochen — eine kurze und bündige Antwort mit Ja oder Nein gefordert. Diese von Göschel und Möller (Beide traten nachmals zu verschiedenen Zeiten in den Ruhestand) unterzeichnete Verfügung wurde von dem letzteren Herrn noch mit einer dreiundzwanzig Druckseiten füllenden Zuschrift an Uhlich begleitet, welche auf die in dessen Eingabe vom 23. Juni ausgesprochenen Ansichten näher eingeht. „Wenn Sie etwa meinten — heißt es in der Einleitung — die folgenden Blätter seien zu dem Ende beschrieben worden, um Ihrer Ausforderung auf „„die Waffen des Geistes nach christlicher Kampfesregel"" Seitens des k. Consistoriums zu genügen, so wäre dies eine völlige Verkehrung des thatsächlichen Verhältnisses. Gewiß, sollten Sie sich im Ernste überreden, um der Streiche willen, welche Sie gegen die evangelische Kirche geführt, befinde sich diese in der Lage, ihr Daseinsrecht von Neuem erkämpfen zu müssen; und sollte ich mir einbilden, daß die Berufung in mir liege, durch meine Gelehrsamkeit oder Kunst auszumachen, ob die angefochtene Kirche stehe oder falle, so wäre dies Uebermuth auf beiden Seiten. Wir wollen uns dessen nicht schuldig machen. Die Sache liegt ja anders. Der rechtmäßige Besitzer eines Hauses hat dem der ihn vertreiben will, die Urkunden seines Besitztitels durchaus nicht aufzuweisen; es genügt vollkommen, wenn

der Letztere nur die Entdeckung machen lernt, daß er im Unrechte sei. So weit geht im vorliegenden Falle, was ich im Auftrage der zur Wahrnehmung des Hausrechts (1 Tim. 3, 15) bestellten Kirchenbehörde zu bewirken habe, und ich bitte herzlich dies ruhig zu erwägen, und wenn Sie hinter einer Thüre einem Riegel begegnen, doch ja nicht zu dem Ausrufe sich verleiten zu lassen, es werde auf dem Gebiete des Geistes Gewalt gebraucht. Dafür werde ich meines Orts zu sorgen haben, daß der Nachweis Ihres Unrechts mit klaren Gründen und würdig geführt werde." Als den Hauptpunct, worüber eine Verständigung eintreten müsse, betrachtet Möller Uhlichs Erklärung, daß er sich nicht für verpflichtet halte, dem Consistorium ein (neues) Versprechen über seine geistliche Amtsverwaltung abzugeben, und diese Ansicht sucht er zu widerlegen. Durch die ganze Ausführung zieht sich eine gewisse hausbackene Ironie, welche für Uhlich vernichtend werden konnte. So wird die Bemerkung von Uhlich, daß das Consistorium doch auch nur aus sündigen Menschen bestände, wie er sei, sehr belobt, aber bemerkt, daß das Consistorium nicht erst seine Sündlosigkeit nachzuweisen brauche, um einem Geistlichen seines Sprengels in irgend einem Puncte Vorstellungen zu machen. Als interessant in Bezug auf die Stellung des Consistoriums heben wir noch Folgendes aus dieser Zuschrift hervor: „Wenn Sie sich aufgefordert fühlen, gegen die Gelüste der Hierarchie ein Hort zu sein, mit Dransetzung Ihres Friedens, Ihres Amtes, ja Ihres Lebens, so werden Sie nichts dawider haben können, wenn wir wirklich berufen und verpflichtet, Wächter zu sein, in unserer Grenzfestung stehen und für die evangelische Freiheit entschlossen streiten. Ja, ich vertraue Ihrer Einsicht, Sie werden bei näherer Erwägung es wirklich höchst seltsam,

also ungeziemend finden, uns zuzumuthen: wir möchten doch die große Menge ansehen, welche gegen die Festung läuft; wir möchten doch nicht für einen Glauben eifern, welchen Niemand mehr hat! wir möchten doch nicht als schwache Menschen eingreifen wollen in den Lauf der Zeit, sondern vielmehr in der Geduld der christlichen Liebe und der christlichen Demuth stillhalten und uns in Alles ergeben. Die Geschichte unseres Vaterlandes enthält Antworten wackerer Streiter, während des Freiheitskampfes mit der Vertheidigung wichtiger Posten betraut, welche man überreden wollte, es sei nichts mehr zu thun; der König habe sein Land verloren und alles Volk sei abgefallen. Diese Antworten sind unserm Volke ins Herz geschrieben, von Dichtern besungen. Lesen Sie dergleichen gelegentlich nach." Eine Vorstellung vom 21. Juni, unterzeichnet von Mitgliedern des St. Katharinen-Kirchencollegiums und Anderen, war dem Datum zufolge bereits vor der Uhlichschen Eingabe (vom 23. Juni) eingereicht und wohl die Hauptursache des entschiedenen Tones, der in der Letztern angeschlagen wurde. Die Unterzeichner nennen sich „Freunde theils und Verehrer des Predigers Uhlich, theils demselben als Mitglieder der St. Katharinenkirche näher stehend," und schließen ihre Eingabe mit der Bitte: „Das Hochw. Consistorium wolle unsere Stimme, ob sie auch schwach sei, nicht überhören; es wolle Hochdasselbe nicht von einem Standpuncte aus, der wohl der Glaubensstandpunct der dasselbe heute bildenden Mitglieder sein mag, in welchem die Nation aber nimmer den allein richtigen Standpunct der Behörde, oder sei es auch des höchsten Kirchenregiments, erkennen wird, welches nur der über dem der Parteien sein kann — nicht von solchem Standpuncte aus wolle Hochdasselbe das Urtheil sich eingehen lassen

über eine andere, der seinigen entgegenstehende Glaubensrichtung. Auch der Rationalismus hat seine Berechtigung in der christlich-evangelischen Kirche, er hat dieselbe auch in unserer Landeskirche. Des Volkes Stimme, sagt man, sei Gottes Stimme. Des Volkes Stimme dürfte in dieser Sache aber gar zu leicht Kläger und Richter als in einer Person vereinigt bezeichnen." Am 9. Juli, unter demselben Datum, wo auch der Bescheid an Uhlich ausgefertigt wurde, antwortete das Consistorium auch den Unterzeichnern dieser Eingabe und sprach seine Verwunderung aus: daß eine so zahlreiche Bewohnerschaft von Magdeburg und unter ihr die Vorsteher der Katharinen-Gemeinde „die irrige Meinung aufgefaßt" hätten, daß es sich in dem Gegensatze, in welchem der Pastor Uhlich sich mit den Grundsätzen und Forderungen des evangelisch christlichen Lehramtes befinde, um eine „Verschiedenheit der dogmatischen Auffassung" handle und daß in dieser Beziehung „sogar für angemessen erachtet worden" sei das Consistorium daran zu erinnern, daß es sich nicht einer Parteirichtung hingeben möge.

Am 4. August schickte der Professor Guericke einen Brief an Uhlich ab, dessen Veröffentlichung er ihm ausdrücklich frei stellte, und in dem er, als „notorischer Anfänger" des Streites gegen Wislicenus und die Lichtfreunde, die Erklärung abgab, daß er entrüstet sei über die Schritte, welche die unirte preußische Landeskirche gegen ihn unternommen habe. Mit Ingrimm hatte Guericke schon gesehen, daß die evangelische Kirchenzeitung in seinen Anklageartikeln jede Hindeutung auf das Altlutherthum strich, da er den Kampf nur deswegen begonnen, weil er darin die Auflösung der unirten Landeskirche zeigen wollte. Mit Entrüstung sah er, wie diese sich nun sogar gegen

Uhlich zu helfen suchte, ohne daß er selbst ihr dadurch wieder näher kam.

Am 20. September 1847 wurde Uhlich als Prediger der Katharinengemeinde suspendirt. Man veröffentlichte auf den Rath des jetzt verstorbenen Justizcommissarius Weichsel vor dem Austritte aus der Kirche folgenden „Protest gegen die im Namen eines Kirchenregiments erlassenen Verfügungen und theils ausgeführten, theils in Aussicht gestellten Vollziehungsmaaßregeln des k. Consistoriums der Provinz Sachsen:" „Die auf kirchlichem Gebiete in neuerer Zeit stattgehabten Bewegungen haben zwar unsern gewohnten Frieden vielfach angegriffen und gestört; aber wir erkennen darin für uns den großen Gewinn, daß wir uns klarer geworden sind, was wir selber wollen und wünschen; daß das religiöse Bedürfniß unserm Herzen wieder näher getreten ist; daß wir in dem Christenthum deutlicher und inniger die Aufgabe erfaßt haben, rastlos in Erkenntniß und sittlicher Veredlung vorwärts zu streben und uns aus den Banden der Unfreiheit, Unwissenheit und Lüge zu befreien. Wir sehen in der uns gesetzlich zugestandenen Glaubens- und Gewissensfreiheit die edelste Errungenschaft der christlich humanen Entwickelung. Das Recht darauf, welches wir lange Zeit für unantastbar gehalten haben, sehen wir jetzt durch viele in unserer Nähe stattgefundene Maaßnahmen des k. Consistoriums bedroht und verletzt. Wir können und wollen aber dieses Recht um so weniger aufgeben, als mit jedem Fortschritt in Kunst und Wissenschaft, in Sitte und Leben, das Bedürfniß nach Aufklärung und Veredlung wächst und seine Befriedigung nur bei vollkommener Glaubens- und Gewissensfreiheit — d. h. die sich auch äußerlich ohne alle Einbuße anderweitiger, wohl erworbener Rechte bethätigen darf, — möglich ist. Wir er-

kennen in dem Christenthum nicht eine Summe von Glaubensformeln, die man nur zu kennen braucht, um Christ zu sein, sondern ein zur unendlichen Fortbildung in der Menschheit bestimmtes und gegebenes Lebensprincip. Wir erkennen und beanspruchen die Berechtigung einer individuellen Auffassung: denn wir halten diese für die Entwicklung des Christenthums für nothwendig. Wir wünschen der Wahrheit den Sieg; was aber auf dem Gebiet des Geistes erkämpft werden soll, muß mit den Waffen des Geistes ausgefochten werden: gegen eine staatliche Einmischung mit Waffen der äußern Gewalt müssen wir auf das Entschiedenste protestiren! Demnach erkennen wir ein „„zu Recht bestehendes Kirchenregiment"", in dessen Namen das Consistorium handelt, nicht an: ein solches können wir uns nur denken, wenn es durch eine wahre Repräsentation der Gemeinden, in denen der christliche Geist von Anbeginn gelebt und sich entwickelt hat, verfassungsmäßig zu Stande gekommen wäre; mit Entrüstung aber sehen wir, wie die Partei, die jenes handhabt, sich ausschließlich als die Kirche — uns als unselbständige Massen, als Unmündige in Sachen des Glaubens bezeichnet, und unter dem Vorwande, die Rechte der Kirche zu wahren, unsere heiligsten Rechte angreift. Wir erklären aber an unseren Rechten festhalten zu wollen: wir wollen namentlich nicht aufhören, auf Grund der Speierschen Protestation evangelische Christen zu sein: — wir wollen nicht lassen von unsern Lehrern, deren Wort und That, nach unserer Auffassung, der Lehre und dem Vorbilde Christi entspricht: — wir wollen unsere Tempel und Schulen, die unsere Vorfahren gegründet und mit ihrem Blute vertheidigt haben, nicht preisgeben: — wir wollen wahr und frei unseren Glauben bekennen und nicht dienen der Lüge und Heuchelei! Das Verfahren des

k. Consistoriums zwingt uns zu dieser Erklärung, zu der wir nicht blos im Gefühle erlittener Kränkung und zur Wahrung unserer Rechte, sondern auch zur Abwendung drohender Gefahren durch unsere Christenpflicht uns berufen fühlen! Die Verfolgung des Prediger Uhlich, dessen Name von dem überwiegenden Theile der hiesigen Bevölkerung mit inniger Liebe und Verehrung genannt wird, die empörende Beeinträchtigung der St. Katharinengemeinde, aus der man ihn gewaltsam vertreiben will, wenn er nicht als offenkundiger Heuchler sein Amt und Lehre und Wandel so verwaltet, wie es die Gemeinde und der größere Theil der Stadt (?) entschieden verwirft, — gibt uns den nächsten und dringendsten Anlaß, uns auszusprechen. Es gilt ein großes Unrecht, ein gemeinsames Unglück von unberechenbaren Folgen zu verhüten! Die Verurtheilung Uhlichs erfolgte auf Grund seiner Lehre, die angeblich den Kern des Christenthums — wozu die Dreieinigkeit, die Erbsünde, einzelne, den göttlichen, ewig unveräußerlichen Gesetzen der Vernunft auf das Entschiedenste widersprechende Sätze des apostolischen Symbolums gerechnet werden — angreifen soll! Wir erklären, daß dieser sogenannte „„„Kern““ auch von uns verworfen, wenigstens uns gleichgültig ist, weil das uns schlechthin Unbegreifliche, worüber auch die gläubigsten Theologen im Widerspruche sind, für uns kein Mittel zum Heil; — ein äußeres Bekenntniß aber ohne Glauben, nur eine gotteslästerliche Lüge uns sein kann. Wir erklären zugleich, daß diese unsere Ueberzeugung längst in uns gelebt hat, und wir nicht erst durch Uhlich dahin gebracht sind. Dagegen haben wir in Uhlichs Vorträgen eine Verkündigung des Christenthums vernommen, welche die göttliche Lehre des Heilands und insbesondere das menschenbeseligende Gebot der Liebe, klar, lauter und herzge-

winnend und so uns vor die Seele führt, wie sie der natürlichsten biblischen Auffassung und der Vernunft, die nicht im Widerspruche mit der Christuslehre stehen kann, entspricht. Das Consistorium verurtheilt Uhlich nicht blos als Prediger, sondern in seiner ganzen Wirksamkeit als Geistlicher! — Wir müssen bekennen, daß er durch diese uns erst wahrhaft ehrwürdig ist; und wir vermögen nicht zu begreifen, wie ein Mann, der, wie er, dem Vorbilde seines erhabenen Meisters nachzustreben weiß, dessen Leben in der umfassendsten Berufserfüllung und Selbstverläugnung sogar gegen Widersacher aufgeht, nicht als ein Muster für jeden Geistlichen selbst von seinen Glaubensgegnern aufgestellt werden kann. Darum müßten wir uns es zur Schmach anrechnen, wenn wir ihn fallen ließen! — Mit ihm würde unser Vertrauen auf menschliche Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit sinken! Gotteserbauung, Nahrung für Geist und Herz dürften wir bald nicht mehr in unseren Kirchen und Schulen suchen; in unsern Seelsorgern und Lehrern müßten wir die Verführer zur Gleißnerei und Heuchelei, die Werkzeuge zur Verdummung fürchten! Uhlich bedarf unser nicht: — aber die Tausende, die sein Wort zur Tugend und Glückseligkeit geleitet, die zahllosen Armen und Bedrängten, die ihre Hand nach ihm ausstrecken; seine treuen, gleichgesinnten Berufsgenossen, die in seiner Erhaltung die Bürgschaft ihres freien Wirkens suchen; wir Alle, denen an wahrer Gottesfurcht und Sittlichkeit, an innerem und äußerem Frieden liegt: können seiner nicht entbehren! Darum ist es für uns Gewissenspflicht warnend unsere Stimme gegen eine Kirchengewalt zu erheben, die unsere Zeit, unser Volk, unsere Bedürfnisse verkennt, die in einseitigem bodenlosen Eifer Unheil vorbereitet, das keine Reue sühnen wird!"

Im Herbst 1847 bildete sich die „christliche Gemeinde" zu Magdeburg, kirchlicher vor der Hand und volkreicher als die andern freien Gemeinden, mit folgender „Erklärung":

„1) Wir können den Druck des gegenwärtigen Kirchenregiments nicht mehr ertragen, darum scheiden wir aus der Staatskirche unseres Landes aus. Wir haben in unserer Kirche zufrieden gelebt bei aller Mangelhaftigkeit ihrer Einrichtung, namentlich ihrer Verfassung; denn ihre Behörden ließen bisher den verschiedenen Glaubensrichtungen freien Spielraum und duldeten Verschiedenheit der Formen. Aber jetzt machen sie allein die Satzungen und Formen vergangener Jahrhunderte geltend; nach diesen soll getauft, confirmirt werden, nach diesen soll der Religionsunterricht in den Schulen ertheilt werden; das Predigtamt soll blos von Männern besetzt werden, welche nach diesen Satzungen lehren; die es nicht thun, werden aus ihrem Amte getrieben. Diesen Druck ertragen wir nicht länger; von unserer Taufe her sind wir freie evangelische Christen.

2) Wir bleiben, was wir sind und waren, — evangelische Christen. — Das Bewußtsein, Christen zu sein, ist mit uns aufgewachsen, lebt in uns und treibt uns jetzt zu obiger Lossagung. — Wir wollen nichts Neues machen; wir sondern uns von keiner christlichen Gemeinschaft ab, wir wahren nur, wie es unsere Pflicht ist, unsere evangelische Freiheit. Freiheit ist von echter Religion unzertrennlich; denn Religion ist Gewissenssache, kein Mensch hat darin Etwas zu befehlen. Freiheit ist Grundsatz des Evangeliums; Christus hat die Seinen vom Joch der Satzungen, der Priester, jeder menschlichen Macht befreit. Freiheit ist von Neuem durch den Protestantismus

gewonnen, der dadurch erstand, daß die Väter das der Christenheit aufgelegte Menschenjoch zerbrochen und Jeden an das Evangelium selbst zu eigener Erforschung verweisen. Unsere Brüder in der evangelischen Kirche unseres Landes werden uns wie bisher als Brüder anerkennen, die wir auch sie dafür erkennen; sie verschulden jenen Druck nicht, sie leiden selbst darunter. Wo die evangelische Kirche Behörden hat, welche die evangelische Freiheit nicht beeinträchtigen, da erkennen wir, wenn wir uns dort aufhalten, gern solche Behörden als die unsrigen an. Daß wir, dort wie hier, der evangelischen Kirche zugehörig bleiben, das versteht sich von selbst. Auch in unserem Lande schließen wir uns wieder der Kirchenbehörde an, wenn sie zur evangelischen Freiheit zurückkehrt. Unser Schritt ist lediglich ein Schritt der Nothwehr.

3) Wir erkennen wie bisher die Bibel für die Urkunde des Christenthums. — Das Beste, was wir in unserem Gemüthe finden, verdanken wir, wenn wir seinem Ursprunge nachgehen, dem Christenthum, welches durch Jesus in die Welt eingetreten ist; und dieses hat seine Urkunde in der Bibel. Also der Kern der Bibel ist das Evangelium, d. h. der Bericht von dem Leben und der Lehre Jesu. Dieser Bericht enthält kein Lehrgebäude und kein in Begriffe gefaßtes Glaubensbekenntniß, sondern große Gedanken, welche die höchste Wahrheit in sich schließen, die der menschliche Geist hat erfassen können, und welche im Leben Jesu zur That geworden sind. Das Evangelium ist Geist und Leben; als solches bietet es sich dem Gemüthe dar, nicht als ein fertiger Gedankenbau, nicht als eine äußerliche Lebensordnung, sondern als eine Kraft, gut und selig zu machen, wobei immerhin verschiedene Auffassungen statthaben können. Das alte Testament ist die

Vorbereitung auf das Evangelium; die Schriften der Jünger außer den Evangelisten enthalten die erste Verarbeitung desselben. Die Bibelauslegung vergangener Zeiten kann uns zur Belehrung dienen, aber sie kann uns nicht binden; redliche Forschung, ausgerüstet mit den Kenntnissen der Sprache und Geschichte, verbunden mit der Uebung durch die That, findet und versteht den Geist des Evangeliums.

4) Unser Bekenntniß lautet: Ich glaube an Gott und sein ewiges Reich, welches Jesus Christus in die Welt eingeführt hat. — Damit sprechen wir nichts Anderes als unsern bisherigen Glauben aus. Sollen wir diesen in einzelne Lehren auseinander legen, so nennen wir vor Allem die Lehre vom himmlischen Vater, vom Menschen, als seinem Kinde, das nicht vergehen kann, von der Welt als dem Vaterhause, worin er sein Kind zur Vollkommenheit erzieht, von der Liebe, durch welche des Vaters Wille erfüllt wird, von Jesus, in dessen Leben und Streben sein Wort zur That geworden, und der dadurch Erlöser, Versöhner, Heiland der Menschen geworden ist. Aber wir mögen diese und andere Lehren nicht in eine abgeschlossene Bekenntnißformel zusammenstellen. Jeder muß zum Evangelium herantreten und dasselbe in sich verarbeiten, zum Eigenthum seiner Ueberzeugung machen, wie es seinem Gemüthe angemessen ist. Die Geschichte der christlichen Kirche warnt uns. Ihr ursprüngliches Bekenntniß war: Ich glaube an Jesus (Siehe Apostelgeschichte 16, 30 und 31, und vergleiche 10, 48 und 19, 5!); bald stellte sie ausführlichere Bekenntnisse auf und forderte diese von ihren Gliedern als Bedingung des Christenthums. Daraus ist stets Knechtung, Heuchelei, Zertrennung entstanden, da doch Christus Freiheit, Wahrhaftigkeit, Einigung wollte. Diese drei, Freiheit, Wahrhaftigkeit,

Brüderlichkeit, stehen als die ewigen Grundsätze des Evangeliums fest, welche für jegliche Gestaltung im Christenthume maaßgebend sind; wir streben, daß sie auch unser Denken und Thun durchdringen. Was die alten Bekenntnisse betrifft, so ehren wir dieselben in evangelischer Freiheit. Unser christlicher Glaube begreift also in sich die Glaubenssätze vom himmlischen Vater, von der Liebe und vom ewigen Himmelreich; die Grundsätze der Wahrhaftigkeit, Brüderlichkeit und Freiheit, wobei wir in Jesus von diesem Allem den Zeugen und Vollzieher erkennen.

5) Unsere Gottesverehrung bleibt bei Freiheit und Mannigfaltigkeit der Formen die bisherige. — Wir haben das Bedürfniß gemeinschaftlicher Erbauung; darum kommen wir zu Gesang, Gebet, Predigt zusammen. Die Kleinen weihen wir zum Reiche Gottes durch die Taufe. Durch die Einsegnung der Jugend erneuern wir diese Weihe. Wir feiern das Abendmahl als Erinnerungsfest an Jesus und als Bundesmahl der Bruderliebe. Wir weihen den Ehebund durch religiöse Feier. Die Form dabei ist uns Nebensache; der hergebrachten Formulare bedienen wir uns nach Zweckmäßigkeit und Bedürfniß, in Freiheit. Regel ist — Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn in Geist und Wahrheit anbeten.

6) Unsere Verfassung ruht auf den evangelischen Grundsätzen der Freiheit und der Liebe. — „„Einer sei des Andern Diener,"" sagt Jesus, „„„Keiner wolle Meister sein!""" Die Gemeinde regiert sich selbst durch freigewählte Aelteste bei allgemeinen Gemeinde-Versammlungen. Sie wählt einen Geistlichen, der aber nicht von Amtswegen über der Gemeinde steht, sondern als Gleicher unter Gleichen der Gemeinde in ihrem geistigen Bedürfniß dient; er ist einer der Aeltesten. Sind mehrere Gemeinden

vorhanden, so treten sie von Zeit zu Zeit durch Abgeordnete zu Berathungen zusammen. Also Presbyterial- und Synodal-Verfassung. Von selbst versteht sich, daß die allgemeinen bürgerlichen Gesetze des Landes auch für die Gemeinde gelten. In der Gemeinde selbst sind Veranstaltungen zu treffen, daß sich die Bruderliebe für die Wittwen, Waisen, Armen, Kranken, Verkommenen und Versunkenen erweise, und es ist darauf zu sehen, daß bei solchen Werken der Liebe möglichst viele Glieder der Gemeinde eine Thätigkeit zugewiesen bekommen."

Nicht ganz unähnlich der Art und Weise, wie aus dem Schooße der Katharinenkirche die Gemeinde in Magdeburg hervorging, war in dem benachbarten Halberstadt schon im Sommer 1847 zunächst aus der Martinigemeinde die „freie evangelische Gemeinde" hervorgegangen.

Da nach ihrer Ueberzeugung die evangelische Kirche, wenn man dem Geiste, aus dem sie geboren, treu bleiben wolle, nicht nur nicht rückgängig geführt werden dürfe, sondern vielmehr die von ihrem Wesen geforderte freie Verfassung bekommen müsse, in welcher sie ihr Leben nach allen Seiten hin ausbilden und entwickeln könne, die evangelische Landeskirche Preußens aber im Gegentheil von Tag zu Tag gebundener erscheine, und da die Mitglieder der freien evangelischen Gemeinde sich selbst in der Geltendmachung ihrer Ueberzeugung gehindert sähen: so (erklärten sie bei ihrem Ausscheiden) wichen sie der äußern Macht und verließen die Landeskirche, nicht aber die evangelische Gesammtkirche, indem sie sich zu einer vom Kirchenregimente unabhängigen freien Gemeinde vereinigten. Als den Kern des Evangeliums erkannte diese Gemeinde „nicht die Wunderwelt und die übrigen Vorstellungen einer längst vergangenen Zeit, von denen es in den al-

ten Urkunden umgeben ist, sondern vielmehr den geistigen und deswegen allgemein menschlichen Gehalt desselben, nämlich die Freiheit von allem äußerlich Bindenden in der Religion und dadurch von Irrthum und von Sünde, und die Liebe gegen alle Menschen." Jene Freiheit komme aus der Erkenntniß der Wahrheit und wachse durch den Fortschritt dieser Erkenntniß. Diese Liebe könne sich nur im Bunde mit jener Freiheit, indem diese nicht nach bestimmten religiösen Vorschriften und Lehrsätzen frage, sondern eine geistige Richtung sei, wahrhaft entfalten und ungehindert zur That werden. „Freiheit und Liebe sind also der Geist des Evangeliums, die die evangelische Gemeinde immer reiner zu erfassen und immer völliger in alle Lebensverhältnisse einzuführen bestrebt sein muß. Eine solche auf stete Vervollkommnung gerichtete Arbeit ist eine allgemeine und rein menschliche, und so kann und darf sich dieselbe nicht von dem Leben und Streben der Menschheit trennen, sondern muß, sich daran betheiligend, das Wahre suchen, ergreifen und fördern. Demnach muß die evangelische Gemeinde nothwendig die Gemeinde des Fortschrittes sein, wenn sie ihr Wesen nicht verläugnen will." Diese Grundsätze allein könnten die Unterzeichner als nothwendig zum Heile der Menschen erkennen. „Jeder, der in diesem Geiste leben will, ist uns in unserm Bunde willkommen, denn ein Festhalten an bestimmten Glaubenssätzen und religiösen Gebräuchen verlangen wir nicht." Um aber den Glaubensstandpunct, auf dem sie im Allgemeinen jetzt stehen, näher zu bezeichnen, stellen sie, ohne den Einzelnen dadurch beschränken und bilden zu wollen, folgende Sätze auf: „Wir glauben an Gott den heiligen Vater aller vernünftigen Wesen, den ewigen Urquell alles Lebens. Wir glauben an Jesus, der um seiner Göttlichkeit in Gesinnung

und That willen, nicht durch seine Geburt, vorzugsweise der Sohn des ewigen Vaters ist, und durch die von ihm errungene, in Wort und That kund gegebene weltüberwindende Macht der Wahrheit, Freiheit und Liebe zum Weltheiland geworden ist. Wir glauben an den heiligen Geist als den von Gott ausgehenden und in Jesus herrschenden Geist der Wahrheit, Freiheit und Liebe, der die Menschheit noch heute durchweht und sie für immer in dem echten beglückenden Leben fördert. Wir glauben, daß dieser Geist, so sehr er auch bisweilen durch Irrthum oder böse Absicht niedergehalten wird, doch zuletzt als Herr Alles richtet, und Jedem, der ihn in sich pflegt, die Bürgschaft ewiger Fortdauer ist." Mit Berufung auf alles Vorhergehende erklären sich die Unterzeichner schließlich für eine vom Kirchenregiment unabhängige evangelische Gemeinde.

Die Jahre 1848 und 1849 und die Kirche.

Die Verwaltungsbehörden der Provinz Sachsen hatten die kirchliche Bewegung von Anfang an mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt. Bis zum Erscheinen des Patents die Bildung neuer Religionsgesellschaften betreffend vom

30. März 1847 war ihre Thätigkeit wesentlich auf die Handhabung der Disciplin gegen Amtsverletzungen der Geistlichen, wie Wislicenus und Uhlich, und die Zurechtweisung der ihnen zustimmenden Geistlichen und Glieder der evangelischen Kirche beschränkt. Vielleicht hielt man ein noch energischeres Auftreten für nöthig, doch das Jahr 1848 stellte ihm unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen.

Die erste und nächste Wirkung von dem Eintreten der Märzrevolution auf die religiösen Verhältnisse überhaupt bestand darin, daß die Kirche gegen den Staat völlig zurücktrat. Statt des später in einer andern Person wieder hergestellten Consistorialpräsidenten war anfangs wieder der Generalsuperintendent allein eingetreten.

Da die Untersuchungen gegen Geistliche und akademische Lehrer das Publicum sehr erbittert hatten, so ertheilte das neue Ministerium der geistlichen Angelegenheiten unterm 24. April den Consistorien die Weisung: der Lehrfreiheit überall Raum zu geben.

Die Untersuchungen hörten nun zwar auf, doch fand eine Begünstigung der freien Richtung gegen die orthodoxe nicht Statt. Vielleicht hätte der Rationalismus damals einige Vortheile erringen können, wenn seine Häupter sich nicht in die Politik geworfen hätten. Weil sie damals als Mitglieder der freien Gemeinden gewissermaßen außerhalb des Staates standen, legten sie hier zum Unglücke der freien Gemeinden den Grund zu einer gemeinsamen demokratischen Richtung derselben, welche ihrem Ursprunge aus dem Schooße der protestantischen Freunde gänzlich fremd gewesen war und freilich auch dem Wesen je-

der Religionsübung widerspricht, da diese nothwendig über den politischen Parteien stehen soll und selbst nach unserer politischen Entwickelung, wie sie bis dahin gewesen war, eine große Mannigfaltigkeit der politischen Ansichten einschließen mußte. Uhlichs ganze Methode, wie wir sie auf den gerade deshalb einzig dastehenden Volksversammlungen in Schönebeck kennen lernten, war eine pädagogische und auf eine streng gesetzliche, ja, auf eine langsame Entwickelung berechnet gewesen. Warum rief nun ihn, nach seinem eignen Ausdrucke gerade ihn die Volksstimme zur Todtenfeier für die Märzkämpfer noch einmal auf die Katharinen-Kanzel? Seine Meinung ist ohne Zweifel, daß der Widerstand, den er als ein so mäßiger Mann gefunden habe, eine Mitursache am Gelingen der preußischen Revolution geworden sei. Seine Verbindung mit ihm fremden Elementen aber konnte dies nicht rechtfertigen. Zehn Revolutionen hätten einen wirklichen sächsischen O'Connel nicht veranlassen können den sichern Boden auf Pömmelte's Moor mit einem Tanz auf dem Wasser zu vertauschen. Hier lag fortan sogar die noch schärfere Grenze zwischen Uhlich und den früheren „speculativen Freunden."

Wie übrigens das Jahr 1848 im Wesentlichen unbenutzt für die gewünschte Ausgleichung der kirchlichen Störungen verstreichen mußte, zeigt folgender Umstand. Am 2. Juli 1848 fand eine große Versammlung der freien Gemeinde zu Magdeburg Statt, welche bei dieser trüglichen Gelegenheit auf nicht weniger als etwa 10,000 Mitglieder geschätzt wurde. Durch Stimmenmehrheit wurde entschieden, daß man in die Kirche zurücktreten wolle, wenn eine Presbyterialverfassung und der freie Gebrauch der Liturgie von den Behörden genehmigt werde. Eine Presbyterialverfassung hätte doch wohl eine gemeinsame für das

Land oder die Provinz sein oder werden müssen. Diese würde sich aber mit einer freien Liturgie nicht vertragen haben. Sogar mit der Beseitigung der Agende Friedrich Wilhelms III. hätte doch nur die Einheit der Liturgie wieder verschwinden können. Damit wären aber im Gegentheil innerhalb der Provinz nur die vielen älteren, hie und da so gesangreichen lutherischen Formulare der ehemaligen Bisthümer und anderer Landestheile wieder in Kraft getreten. Hier das moderne Bewußtsein geradezu an die Stelle der kirchlichen Ordnung zu setzen mußte selbst im Jahre 1848 als unausführbar erscheinen. Daß Uhlich am 12. März 1849 von der Katharinenkirche wiedergewählt wurde, hatte keine Folgen.

Während nun einstweilen die Lichtfreunde sich noch mit Caplan v. Berg in der preußischen Constituante befanden, hatte die Orthodoxie, welche dort keinen Platz erhalten, längst wieder den Kampfplatz auf kirchlichem Boden betreten. Rührend war um die nämliche Zeit, wo in Magdeburg die freie Gemeinde berieth, eine volksthümliche, ob auch vom Volke wenig besuchte Versammlung des Missionsvereins der Magdeburger Börde auf dem Rittersitze eines Herrn von Kotzen. Hinter seinem Garten in Klein-Oschersleben kamen zahlreiche Geistliche zusammen, aber von den Bauern erschienen verhältnißmäßig wenige, und selbst die meisten Bewohner der nächsten Dörfer zogen es vor auf den umliegenden Wiesen das Heu zu wenden. Dieselbe Sonne aber, welche die Schwarzen und die Braunen bescheint, lächelte mit besonderer Gunst nach mehrtägigem Regen auf das kleine Häuflein von Missionsfreunden hernieder. Die Hauptrede hielt der Pastor Rocholl aus Groß-Ottersleben. In diesem Manne schien noch etwas von der Naturkraft seines Heimathlandes Westphalen zu leben. Es war ihm

Ernst mit der Unzufriedenheit, daß der Mensch nicht besser ist, als er ist. Er war entrüstet darüber, daß der Mensch im Winter lieber hinter dem warmen Ofen und im Sommer lieber unter einem kühlen Baume sitzen mag, als einige Stunden weit gehen um Armen und Kranken zu helfen. Jedermann wußte er in seiner Popularität zu überzeugen, daß Christus „nicht nur für die Weißen, sondern auch für die Schwarzen und Braunen" auf die Welt gekommen sei. Von den Hottentotten wurden sehr artige Briefe an die Deutschen vorgelesen. Sie sprachen die Freude aus sie einst dort oben kennen zu lernen und bemerkten: „Das ist gut, daß Eure Missionare gekommen sind, denn bei uns war es sehr, sehr finster."

Der Gedanke an die Trennung der Schule von der Kirche, welcher in der constituirenden Versammlung Wurzel gefaßt, hatte die Geistlichkeit sehr aufgeregt, und auf dem Lande wenigstens waren die Gemeinden meist mit ihr gegen diese Trennung. Wie sehr damals von den Predigern agitirt wurde, beweist ein Ladenbergisches Ministerialrescript vom 15. September, worin verboten wurde von den Kanzeln herab zu Petitionen über die Trennung der Schule von der Kirche aufzufordern und solche in den Sacristeien auszulegen. Gleichzeitig aber schrieb der Generalsuperintendent Möller an die Geistlichen: „Ich benutze diese Veranlassung zu der Mittheilung, wie mir bei dieser Gelegenheit die Versicherung von hoher Stelle ertheilt worden, daß die in dem hohen Ministerialrescripte vom 24. April ausgedrückte Weisung, der Freiheit der Lehre überall Raum zu geben, keineswegs die Bedeutung haben solle, von der Wahrung des Lehrbegriffs der evangelischen Kirche abzusehen und Güter kränken zu lassen, welche den Gliedern der Kirche theuer sind." In dem Möllerschen Schreiben vom 12. Octo-

ber heißt es: „Es sind uns die geistlichen Sorgen nicht fremd, welche Ew. Hochehrwürden mit mehreren Ihrer Amtsgenossen nach Inhalt eines gestern hier eingegangenen Schreibens über die Tendenz empfinden, welche in der jetzt so aufgeregten Zeit das Verhältniß zwischen Schule und Kirche bedrohen und einer Auflösung zuarbeiten, die auf unser christliches Volksleben in kommenden Generationen ein unabwendbares Unheil in Aussicht stellt, wenn nicht der gesunde Sinn der Gemeinden und die Treue der Seelsorger jedes ordnungsmäßige Mittel zur Abwendung rechtzeitig verkehrt. Wenn daher, von Ihrem Gewissen gedrungen, Sie und Ihre gleichgesinnten Freunde nicht aufhören bei jeder geeigneten Gelegenheit, auch von der Kanzel, mit Ernst, Gründlichkeit und Nachdruck vor Ihren Gemeindegliedern gegen jene Tendenzen Zeugniß abzulegen, dieselben über die Begriffsverwirrung aufzuklären, welche nach Ausweis öffentlicher Blätter und Flugschriften über die Bedeutung eines bekenntnißmäßigen Religionsunterrichts in den christlichen Volksschulen herrscht und ruhig und freimüthig die Folgen zu schildern, für deren Eintreten sich Jeder verantwortlich macht, der sein pflichtmäßiges Urtheil zurückhält oder birgt, so stehen Sie dabei recht eigentlich in der Erfüllung Ihrer Berufspflicht. — — Auch wenn Sie dazu wirksam sind, daß Ihre Gemeinden in freier Weise durch besonnene und klar ausgeführte Petitionen behufs Wahrnehmung des Seelenheils ihrer Kinder und einer gottgefälligen Erziehung derselben gehörigen Orts die geeigneten Schritte thun, so bedienen Sie sich dabei eines Rechts, welches, unter angemessenen Formen geübt, mit Ihrer Stellung in einem unabtrennlichen Zusammenhange steht."

Der Minister von Ladenberg selbst erklärte am 15. December, es habe durch die Verfügung vom 15. September

den Geistlichen nicht das Recht beschränkt werden sollen die großen Fragen, welche die Gegenwart bewegen, im Lichte des Christenthums in ihren Vorträgen angemessen zu behandeln. Dennoch habe die entgegengesetzte Ansicht hin und wieder Platz gegriffen, und einzelne pflichttreue Geistliche hätten sich ungern da beschränkt gefühlt, wo sie sich durch die Noth der Zeit aufgefordert sähen, auf die Gemüther belehrend und verständigend einzuwirken. Um so mehr also würden die Geistlichen sich gedrungen fühlen durch angemessene Belehrung der Glieder ihrer Gemeinden dahin zu wirken, daß die Treue gegen König und Vaterland und der Sinn für Gesetz und Ordnung gestärkt, und da, wo sie zu wanken begonnen, wiederum befestigt würden.

Mit Bezug auf Art. 12 der Verfassung wurde unterm 12. December von Ladenberg erklärt, daß durch die Bestimmung, nach welcher die evangelische und römischkatholische Kirche, so wie jede andere Kirchengesellschaft ihre Angelegenheiten selbständig ordnen und verwalten solle, keineswegs beabsichtigt sei, die gesetzlich geordnete Gewalt zu unterbrechen, und daß mithin die Letztere so lange fortdauern müsse, bis die evangelische Kirche sich über eine neue Verfassung geeinigt habe, und es demnach ausführbar sein werde, daß der Staat die Kirche in ihre Selbständigkeit übergehen lasse. Bis zu dieser Zeit, deren baldige Herbeiführung sich der Minister zur besondern Pflicht machen werde, müsse auch die Ausübung des landesherrlichen Patronats den dazu verordneten Behörden um so mehr verbleiben, als durch Art. 14 des Verfassungsgesetzes die Feststellung der Bedingungen für Ausführung des Patronats der künftigen Gesetzgebung ausdrücklich vorbehalten sei.

Zwei Tage darauf, am 14. December, erklärte La-

denberg, in den Artikeln 18. ff. des Verfassungsgesetzes sei eine Reihe „leitender Grundsätze" für das Unterrichtswesen enthalten. Es verstehe sich von selbst, daß dieselben lediglich durch das in Art. 23 in Aussicht gestellte umfassende Gesetz, welches den im Februar 1849 zusammentretenden Kammern vorgelegt werden solle, im Zusammenhange verwirklicht werden könne. — Durch ein Ministerialrescript vom 21. December wurde Art. 16. des Verfassungsgesetzes, welcher lautet: „Die bürgerliche Gültigkeit der Ehe wird durch deren Abschließung vor den dazu bestimmten Civilstands-Beamten bedingt. Die kirchliche Trauung kann nur nach der Vollziehung des Civilactes Statt finden," vorläufig beseitigt.

Ein besonders lebhaftes Bild von den kirchlichen Zuständen von 1848 gab ein Rescript des Consistoriums zu Magdeburg, welches die Versprechung, schon damals bei Besetzung der Predigerstellen die Wünsche der Gemeinde berücksichtigen oder gar erfüllen zu wollen, vor Mißbrauch schützen will. Wo irgend, so entwickelt das Rescript, eine gut dotirte Predigerstelle offen gewesen sei, da habe sich sofort ein Candidat, d. h. ein noch nicht ordinirter Theologe, eingefunden und sich durch seine Predigten beliebt zu machen gewußt, die Gemeinde sei für ihn eingekommen, und nur die schlechtesten Stellen seien älteren verheiratheten Männern unbestritten geblieben. Es wird nun streng verboten, daß in Zukunft von Candidaten Vacanzpredigten gehalten werden und den jungen Theologen angedroht, daß ein Candidat, für den sich eine Gemeinde verwende, in dem betreffenden Falle grundsätzlich ganz unberücksichtigt bleiben solle.

In einer Pastoralconferenz zu Gnadau war die Meinung entwickelt worden, da die durch die Reforma-

tion auf die Landesherren übertragene kirchliche Oberhoheit von der Person des Fürsten untrennbar sei, so sei es ganz unzulässig, daß die Kirche, nachdem neben die Person des Königs im Staatsleben die Verfassung gestellt sei, lediglich unter Ministern stehe, welche der von Mitgliedern aller Religionsbekenntnisse nach der Kopfzahl gewählten Volksvertretung verantwortlich seien. Der König möge daher eine nur ihm verantwortliche Behörde für die innern evangelischen Kirchensachen ernennen. Ein solcher Antrag lag sehr nahe. Erzählt doch Uhlich selbst, daß im Schooße der Nationalversammlung zu Berlin außer ihm noch manche andere Prediger von freien Gemeinden in die kirchliche Commission gewählt seien. Ja, hat er doch aufgezeichnet, daß im Jahre 1848 einmal das Gerücht verbreitet gewesen sei, er selbst solle Cultusminister werden. Eine Cabinetsordre vom 26. Januar 1849 bestimmte, daß bis zu dem Zeitpuncte, wann die evangelische Kirche sich zu einer selbständigen Verfassung geeinigt haben werde, die oberste Verwaltung der innern Kirchenangelegenheiten künftig einer von dem Minister der geistlichen Angelegenheiten unabhängigen Behörde übertragen werden solle. So trat der Oberkirchenrath an die Stelle des längst wieder aufgehobenen Oberconsistoriums.

Inzwischen waren die lichtfreundlichen Geistlichen aus der Berliner Constituante nach Hause zurückgekehrt und gedachten nun, da sie sich durch ihre Taktlosigkeit für die Politik zu Grunde gerichtet hatten, die religiöse „Bewegung" in der Provinz wieder aufzunehmen. Bald wurde berichtet, daß Uhlich, welcher 1849 sein Sonntagsblatt begann, mit großen Wasserstiefeln und mit der Blouse angethan, bei Schnee- und Regenwetter auf die

umliegenden Dörfer hinausziehe, sich wieder überall mit Christus vergleiche u. s. w. Dann riefen viele Kirchenvorsteher von Magdeburg in Gemeinschaft mit ihm zu einer evangelischen Conferenz in Magdeburg auf, um eine deutsche protestantische Kirche zu gründen. Nach Magdeburg, so erklärten sie, sei von Baiern her die Aufforderung gekommen, gleichsam ein kirchliches Vorparlament zusammenzuberufen. Allein die Magdeburger Versammlung hatte keinen oder einen sehr geringen Erfolg; es zeigte sich, daß die religiöse Bewegung an der politischen wirklich zu Grunde gegangen war, und daß die bequeme Muße der lichtfreundlichen Theologen nicht genügte, um sie wieder zu beleben. Die Welt war ernster geworden. Wer religiöse Bedürfnisse hatte, sehnte sich nicht mehr danach sie in verdünnten und verflüchtigten Formen zu befriedigen; wer keine hatte, ging still vorbei und hatte mehr zu thun als aus bloßer Langweile in kirchlichen Dingen Maulaffen feil zu halten. Die Gegner Uhlichs, welcher an der St. Katharinenkirche in Magdeburg wie schon erwähnt vergeblich wieder gewählt war, spotteten, da es mit Katharinen doch nichts werde, so wolle er nun Papst der evangelischen Kirche werden. Jedenfalls waren die Häupter einer abgestorbenen kirchlichen Bewegung, welche in dogmatischen Zänkereien bestand und mit Austritten aus der Kirche endete, am allerwenigsten geeignet, um sich an die Spitze einer neuen Bewegung zu stellen, welche der Kirche die lang entbehrte Verfassung geben sollte.

Die freien Gemeinden von 1849 bis 1856.

Die freien Gemeinden erkannten 1849 auf einer General-Versammlung die große Gesammtbewegung der Neuzeit als ihre Mutter an. Die Gegner wollten schon in der Einweihungsrede des Magdeburger Gemeindehauses selbst eine geradezu antichristliche Tendenz finden. Im Ganzen erkannte man früher gerade in den Ansichten der freien Gemeinde zu Magdeburg „Bruchstücke christlicher Wahrheit." Allein wie Uhlich schon durch die Unterschrift der Erklärung für Wislicenus und durch den Eintritt in die Berliner Constitnante seine Stellung wesentlich verändert hatte, so wurde sie zum dritten Male verändert durch Sachse's Wahl zum zweiten Sprecher der Magdeburger Gemeinde im Jahre 1850. Als „sie ihrem Prediger Uhlich den Prediger Sachse zugesellt hatte, da wurde ihr ihre Aufgabe immer klarer und ihr Leben wurde immer bewußter und frischer." Uhlich selbst schildert uns mit Wohlgefallen dies neu beginnende rege Leben. Nichtsdestoweniger wurde er von Sachse zum mindesten wieder mit Ironie behandelt. Für diese aber hatte seine Eitelkeit im Wesentlichen nie etwas Anderes gehabt als Nachgiebigkeit, um sich nur auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Die Religion sollte nun menschlich werden, nachdem sie so lange den Anspruch gemacht hatte übermenschlich zu sein. Schon in einem Briefe an Wislicenus schrieb Sachse: „Auch bei meiner Stellung zu Uhlich kommen mitunter schwere Stunden. Neulich proclamirte er wieder mit peinigender Naivetät den Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit, da bin ich denn hart gegen ihn geworden,

und das thut mir hernach so leid." 1852 erschienen von Sachse drei Vorträge. In ihnen heißt es: „Also noch einmal, ich kämpfe gegen den Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit, ganz principiell, weil ich nur darin Hülfe sehe, daß die Menschen gebildet, sittlich frei und human werden, und dem steht jeder Glaube entgegen." Bald vertrat Uhlich nur noch die Opposition innerhalb der Gemeinde, und Sachse brach endlich in die Worte aus: „Oft genug habe ich laut und vernehmlich in unsern Verhandlungen ausgesprochen: ich bin kein Christ — Atheist, und nun sollte ich in einer christlichen Gemeinde ein Amt bekleiden, nimmermehr! — — — Nur in dem Bewußtsein, daß das Christliche aus der Gemeinde verschwunden sei, bin ich bis heute in meinem Amte geblieben. — — — Bliebe ich, dann wären wir also eine christliche Gemeinde mit einem atheistischen Prediger. — — — Es ist gesagt worden, wir taufen ja, wir halten Abendmahl, wir trauen ja, und wollen nicht christlich sein? Darauf muß ich erwidern, von dieser Stunde an taufe ich nicht, traue ich nicht, und halte ich nicht Abendmahl! es ist demnach unmöglich, unserer Gemeinde noch ferner christliches Wesen nachzuweisen." Man war freilich doch der Ansicht, Uhlich und Sachse seien einig genug, denn sie hätten nicht von einer Vorstellung von der Gottheit, sondern von der Entwickelung der Menschheit zur Vollkommenheit auszugehen. Die Principien waren Gott — Tugend — Unsterblichkeit, und Wahrhaftigkeit — Bruderliebe — Freiheit. Uhlich selbst erkannte an, daß in den verschiedenen Standtpuncten der freien Gemeinden ein Hinderniß für engeres Zusammenschließen liege. Er nannte seine Richtung eine christliche, die Richtung Sachse's eine philosophische.

Auch begannen schon in Sachse's Wahljahr die Beschränkungen der Magdeburger freien Gemeinde.

Eine Art von Begünstigung erfuhr der Versuch zur Ausbreitung der freien Gemeinden durch die in der evangelischen Kirche bestehenden Stolgebühren und durch die nach der eigenen Beschuldigung der Regierung bei einzelnen Geistlichen zu Tage getretene Härte bei Einziehung derselben; wir wollen eine freie Gemeinde bilden, hieß es oft; das ist das Billigste. Die Bildung einer ganzen freien Gemeinde wegen ähnlicher Differenzen ist nach Uhlichs Versicherung nirgends zu Stande gekommen.

Man führt (sagte der reformirte Prediger Lionnet zu Magdeburg) zur Erklärung des Umsichgreifens der freien Gemeinden vornehmlich das Lockende der Befreiung von der Entrichtung der Stolgebühren an. Es ist allerdings thatsächlich, daß viele aus keinem anderen Grunde übertraten, als, weil sie dort nichts zu zahlen brauchten. Doch geht dies erstlich nicht auf diejenigen, die, wohlhabend und bemittelt, zum Theil mit übervollen Händen zur Erhaltung ihrer Genossenschaften beisteuern. Anderseits fällt der Grund, der aus der Befreiung von den Stolgebühren hergeleitet wird, für diejenigen fort, die in der Kirche, sofern sie sich als wirklich unbemittelt ausweisen, von ihren Predigern stets, wenigstens in der neuern Zeit gewiß, Gebührenerlaß erhalten haben. Für solche sinkt der aus den Stolgebühren hergenommene Anlaß zum Uebertritte zu einem leicht zu durchschauenden Vorwande herab. Es bleiben noch diejenigen übrig, die, ohne zu den Bemittelten zu gehören, sich in der Lage befinden, in der Kirche Gebühren zu entrichten. Bedenkt man aber einerseits, daß solche, um einiges Geldes willen, die Augen ihres Gewissens über die Frage schließen,

ob mit dem Uebertritte zur freien Gemeinde nicht etwa ein Abfall vom Evangelio verbunden sei, bedenkt man andrerseits, daß, was an Gebühren erspart wird, nicht nur für die Beiträge zur Erhaltung der Genossenschaft daraufgeht, sondern in den Abendversammlungen und häufigen Festivitäten mindestens dreifach verschwendet wird, so sieht man sich einem so bodenlosen Leichtsinne gegenüber, daß man wahrlich aufhören muß, das Umsichgreifen der freien Gemeinden dem gerechten Wunsche der Sparsamkeit nachzugehen, zuzuschreiben, vielmehr die Gründe der ganzen Erscheinung tiefer suchen wird. „Am in die Augen fallendsten ist der bodenlose Leichtsinn, welcher die Mitglieder erfüllt. Es zeigt sich dieser erstlich in der Art und den Beweggründen des Uebertritts. Ohne die mindesten Gewissensscrupel, ohne alles vorangehende Ueberlegen und Erwägen, geschieht der Uebertritt. Das: ich gehe zu Uhlich, fließt eben so leicht über die Lippe, als wenn es heißt: mein Weg führt um die Ecke der Straße. Das: ich gehe zu Uhlich, ist in Magdeburg und Umgegend die stehende Redensart, mit der schlechte Gemeindeglieder von ihrem Prediger Alles zu ertrotzen suchen. Wir gehen zu Uhlich, ist ganz insbesondere die Auskunft, wenn bei Aufgeboten sich irgend ein Hinderniß ergibt, indem die Leute in ihrem Leichtsinne sogar übersehen, daß gerade in Beziehung auf die Präliminarien der Eheschließung die Gerichte noch strenger zu Werke gehen als die Pfarrämter. Wir gehen zu Uhlich, war insbesondere vor Ostern dieses Jahres die gang und gäbe Drohung, mit der gewissenlose Eltern ihren Prediger zu zwingen versuchten, die möglichst weit ausgedehnte Dispensation vom gesetzlichen Confirmandenalter zu erwirken, selbst wenn die Kinder in Schule und Kinderlehre die faulsten

und untüchtigsten waren. Die freien Gemeinden sind die Gefäße, welche alle der evangelischen Kirche entströmenden verdorbenen Säfte bereitwillig in sich aufnehmen."

Schon der achte sächsische Provinziallandtag hatte 1845 die Stolgebühren in den Kreis seiner Berathungen gezogen. Es knüpfte sich daran später eine gelegentliche Erwähnung zwischen dem Ober-Präsidenten von Witzleben und dem Cultusminister. Der Oberpräsident schlug eine Regulirung der Stolgebühren wenigstens in den Gemeinden vor, die sich die Grundzüge der allgemeinen Kirchenordnung angeeignet hätten. Die ganze Sachlage veranlaßte aber auch den Ober-Präsidenten unterm 16. April 1850 zu einem Circularerlaß an die Landräthe. Das Consistorium empfahl den Geistlichen in einem Circular vom 4. März 1850 die eine einfache und treue Predigt des göttlichen Wortes, die sanfte, eingehende und alle Zornmüthigkeit ausschließende Belehrung über die den Verlockten geöffneten Irrwege, die unermüdete sich drangebende Seelsorgerliebe. — Seit dem 29. September 1851 wollte in Preußen der Minister des Innern die freien Gemeinden nicht sowohl als Religionsgesellschaften, wie als politische „den Umsturz der bürgerlichen und socialen Ordnung fördernde" Vereine betrachtet wissen, denen mit allen gesetzlichen Mitteln entgegenzutreten sei. Als Zeugen dafür führte das Circular den damaligen Polizeipräsidenten Peters in Königsberg an. „Die Königsberger Dissidenten — erzählt Uhlich in seiner 1859 erschienenen dissidentischen Denkschrift — denen die Möglichkeit der gemeinsamen öffentlichen Erbauung fehlte, waren häufig in Privatwohnungen zusammen, mehrere oder weniger, je nachdem der einladende Freund eine größere oder kleinere

Stube besaß. Einhundertmal im Laufe eines Jahres, genau gezählt gerade einhundertmal, wurden solche Privatgesellschaften polizeilich auseinandergetrieben; einmal waren es einige Mädchen, die zum Clavier ein Lied der freien Gemeinde sangen."

Durch das Vereinsgesetz vom 11. März 1850 wurde somit den Polizeibehörden Veranlassung geboten den Bestrebungen der Führer der Freigemeindler ganz besonders entgegenzutreten. Sympathien gegen die freien Gemeinden zeigten sich hierbei unter den niederen Behörden der Provinz gar nicht mehr, wiewohl sie doch früher gegen die protestantischen Freunde in denselben Kreisen sehr reichlich hervorgetreten waren. Die Rationalisten überhaupt zeigten sich als treue Anhänger der Kirche, sobald man den freien Gemeinden gegenüberstand.

Die Magdeburger Regierung forderte unter dem 29. April 1850 sämmtliche Polizeibehörden zur strengsten Ueberwachung der freien Gemeinden auf und belehrte sie, daß die Magdeburger freie Gemeinde durch die Genehmigungs-Urkunde vom Januar 1848 weder das Recht außerhalb Filialgemeinden zu gründen, noch die Befugniß auswärtige Mitglieder mit irgend welcher Berechtigung in sich aufzunehmen erlangt habe. Auch bei den Untergerichten war durch die der freien Gemeinde zu Magdeburg als geduldeter Religionsgesellschaft ertheilte Concessionsurkunde die Auffassung entstanden, wie es bei Auswärtigen nur auf eine Erklärung darüber, daß sie Mitglieder der Magdeburger freien Gemeinde seien, und nicht auf eine rechtsgültige Erklärung über ihr Ausscheiden ankomme, um Civilstandsacte mit ihnen vorzunehmen. Auch auf die Berichtigung dieser Auffassung wurde durch die Regierung

hingewirkt. Endlich ging die Regierung von der Ansicht aus, daß alle andern Arten aus der Landeskirche ausgetretener Personen eben deshalb, weil kein Verein außerhalb Magdeburg die Staatsgenehmigung erhalten, keine rechtlich bestehende Religionspartei, sondern fürerst nur eine bloße Privatgesellschaft bildeten und in rechtlicher Beziehung nach wie vor als Angehörige derjenigen Religionsgesellschaft angesehen werden müßten, zu der sie bis dahin gehört hätten.

Die von den Königlichen Gerichtshöfen befolgten Grundsätze waren bei den Obergerichten der Provinz mit der polizeilichen Auffassung in Uebereinstimmung. Bis zum 26. Januar 1852 traten zwischen den Gerichten und der Verwaltungs-Behörde nur in zwei untergeordneten Puncten verschiedene Auffassungen ein. — Uhlich stand bis Ende 1851 wegen Anmaßung geistlicher Amtshandlungen in beiden Instanzen dreißigmal vor Gericht, zahlte etwa 60 Thaler Gerichtskosten und 113 Thaler gerichtliche Strafgelder. Solche Strenge gab leider die äußere Veranlassung zu einer noch größeren Verflüchtigung aller Anklänge an ein kirchliches Herkommen, was den Behörden selbst sehr unangenehm gewesen zu sein scheint. In der Gemeinde zu Magdeburg war ursprünglich beibehalten die „Weihe der Kleinen zum Reiche Gottes durch die Taufe und Erneuerung dieser Weihe durch die Confirmation." Allein „wegen der wiederholten gerichtlichen Verfolgungen der Prediger" ließ man schon 1852 die Materie des Sacramentes, das Wasser, fort, und „ein herzliches Wort an die Kinder und deren Handschlag darauf, daß sie gute Menschen werden wollten," wurde als Confirmation angesehen. Die Taufe war nur noch „ein Willkommen an die Kleinen Seitens der Gemeinde, eine Erinnerung an die Heiligkeit der

Kinderseele," wobei der Täufling mitunter ruhig in der Wiege schlief. Also ein Surrogat der Taufe. Das Königliche Appellationsgericht zu Naumburg belegte am 24. Januar 1852 auch solche „Weihereden" und „Aufnahmen in den Bund der Menschheit" als geistliche Handlungen mit Strafe. — Vom 4. August 1853 an richtete die freie Gemeinde zu Magdeburg eine Religionsschule ein. Aber schon seit dem 27. August 1853 mußten die Kinder dem landeskirchlichen Unterricht in den Schulen zurückgegeben werden. Grabreden wurden gleichfalls untersagt.

Im Herbste 1854 hatte das freie Gemeindeleben zu Magdeburg folgende Gestalt. Allsonntäglich wurden zwei Versammlungen gehalten mit Gesang und Vortrag; am Sonntag Abend war ein Lesezimmer geöffnet. Am Montag gab's den Jugendabend, an welchem zu allseitiger Ausbildung des heranwachsenden Geschlechts Vortrag, Declamation und Beantwortung von Fragen mit einander wechselten. Jeder Mittwoch Abend versammelte die Erwachsenen wieder. Lag zur Berathung kein Gegenstand vor, so füllten Vorträge allgemein bildender Art die Zeit aus. Manche dieser Versammlungen wurden durch „Kunstgesang" gewürzt. Die Gemeinde hatte zwei, zuweilen drei Gesangvereine, die mitunter ein Concert veranstalteten. Daneben saßen im engeren Kreise allwöchentlich „die Aeltesten" zusammen. Zur Vermittelung zwischen ihnen und jedem einzelnen Gemeindemitgliede dienten hundert „Helfer". Ein Frauenverein sorgte für Abhülfe der Noth. Erwachsene Töchter unterrichteten während einiger Wochenstunden im Stricken und Nähen.

Zu Ende des Jahres 1854 wurden auch im Magdeburgischen drei Versammlungen der freien Gemeinde auf-

gelöst. Am 4. Januar 1855 wurde der freien Gemeinde zu Magdeburg der Proceß gemacht. Er dauerte bis zum 29. Mai 1856 und endigte mit der Schließung der Gemeinde, welche demnach gerade acht und ein halbes Jahr bestanden hatte. Sie wurde für einen politischen Verein erkannt, während die Gemeinden zu Nordhausen, Halberstadt, Aschersleben und Burg in dieser Beziehung freigesprochen wurden: ein Widerspruch, der, im Allgemeinen genommen, nun doch nur durch die verschiedene Auffassung der Gerichte entstehen konnte. Im Ganzen waren diese freien Gemeinden auch an dem Mangel eines ausreichenden Glaubensbekenntnisses, welches sie nach außen hin gemeinsam hätte vertreten können, zu Grunde gegangen. Der Proceß der freien Gemeinde zu Magdeburg wurde von Uhlig noch im Jahre 1856 actenmäßig veröffentlicht.

Die „Religion der Zukunft" und ihre Literatur.

Seit der Unterdrückung der freien Gemeinden scheint die Thätigkeit Uhlich's nur modificirt zu sein. An einem Sommernachmittage 1857 hielt er im Buchenwalde unter einer jungen Buche sitzend, umgeben von einer großen Gesellschaft von Männern, Frauen, jungen Leuten und Kindern eine Waldpredigt. Er ging darin sonderbar

genug aus von seinem Lieblingsliede: Freut euch des Lebens. Auch scheint seine schriftstellerische Thätigkeit durch Beseitigung der persönlichen Wirksamkeit eine größere Bedeutung erlangt zu haben. Fassen wir jene daher jetzt in's Auge, welche auch die alten Uhlich'schen Ideen mutatis mutandis als Religion der Zukunft neu aufgebürstet hat.

Schon im Jahre 1851 gab Uhlich die zweite Auflage eines Gesangbuches der freien Gemeinde zu Magdeburg heraus unter dem Titel: „Hundert Lieder", welche vor dem Erscheinen einer Commission von Männern und Frauen vorgelegt war, wie denn überhaupt in der freien Gemeinde der Spruch keine Geltung zu haben scheint: es stehet den Weibern übel an unter der Gemeine zu reden (1. Kor. 14, 34. 35). In diesem Gesangbuche geben uns die Lieder „bei besonderen Ereignissen in der Gemeinde" eine Uebersicht über die literarische Kraft der freien Gemeinden. Es stellt sich auch bei dieser Gelegenheit an den freien Gemeinden der eigenthümliche Mangel einer etwas reicheren und vielseitigeren Bildung heraus. Ja, dieser gibt sich sogar kund in der Art und Weise der Aneignung fremder geistlicher Lieder von Seiten der freien Gemeinden durch Verkürzungen und Verschlechterungen. Wie es scheint nach Bearbeitung von Rasche nach der Melodie „Befiehl du deine Wege" wird des unlängst verstorbenen Spitta schönes Lied „die dürre Zeit" gesungen. Von sieben Strophen werden fünf weggelassen und zwei beibehalten. Man beachte wohl, daß es gerade die freien Gemeinden sind, welche singen:

Das Leben wird oft trübe,
Die Brust wird oft so leer,

Als ob kein Fünkchen Liebe (!)
Und Glauben (!) in uns wär'.
Das Heil, mit Noth gefunden,
Liegt uns auf einmal fern (sehr wahr!);
Doch sind auch solche Stunden
Ein Segen von dem Herrn (?).

Wir wollen hier keineswegs verschweigen, daß die hierauf folgende Strophe gerade zur vollständigen Auflösung dieser Dissonanzen bestimmt ist. Ob dieselbe aber nach so grellen Geständnissen als möglich gelten kann? Aehnliches kommt in Kirchenliedern sehr oft vor. Hier aber ist das Schlimme, daß die erste Strophe uns Seelenzustände schildert, wie sie wenigstens bei der Menge vorzugsweise aus dem Abfall vom Christenthum hervorgehen und daher der freien Gemeinde selbst zur Last gelegt werden können, welche gegen „solche dürre Zeiten" ein allzuluftiges Gegengewicht in sich selbst hat.

Ein anderes Lied schreibt die Melodie vor: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte"; eine Weise aus der Zauberflöte wäre passender. Die erste Strophe lautet:

Die alten Tempel sind gefallen,
Wir bauten uns ein neues Haus,
Und in der Wahrheit lichten Hallen
Geh'n wir als Brüder ein und aus.
Da kündet im vertrauten Worte
Des Freundes Stimme, was uns fehlt (wie bequem!),
Und Keinem schließt sich diese Pforte,
Der Menschsein sich zum Ziel erwählt.

Man denke sich, wie ein solches Lied zur Blüthezeit der freien Gemeinden in einer kleineren Stadt an einem stillen, angenehmen Vergnügungsorte gesungen wird. Nach

dem Gesange jenes Liedes spricht der „Freund" im knappen dunkelgrünen Oberröckchen, mit dem „Christuskopf", den Alles an ihm bewundert. Kaum steht er eine Stufe höher als die „Brüder". An den Seiten herum stehen für diese Tische, die zuletzt mit Bierkrügen und Stehseideln gefüllt sind. Gewiß, diese Pforte schließt sich keinem, der sich Menschsein zum Ziele erwählt, auch wenn er es nichts weniger als ernst damit meint. Die Oberförsterstochter aus dem Walde aber, die als Reiterin zu Gaste gekommen ist, ahnt schwerlich, welche poetischen Schätze gerade die alte Religion vor der Religion der Zukunft und ihren Waldpredigten auszeichnen. Den Frauen besonders hat ein poetischer Anschein die freien Gemeinden öfters empfohlen, und die von unserer Zeit allerdings verlangte Vermittelung von Idee und Wirklichkeit selbst hat in der unerträglichsten Verkümmerung ihnen noch Jünger zugeführt.

Uhlich weist ausdrücklich darauf hin, daß das Sonntagsblatt auch Gedichte bringe. Im Jahre 1859 erschien: „Sonntagsbuch. Beiträge zur Religion der Zukunft, ausgewählt aus den acht bisherigen Jahrgängen seines Sonntagsblattes von L. Uhlich in Magdeburg. Mit Uhlichs Portrait. Gotha 1859." Auch in diese Auswahl sind manche Gedichte aufgenommen. Sogar Gedichte von Mirza Shaffy (ein sonderbarer Heiliger) werden hier zur Erbauung dargeboten. Aus dem Schooße der freien Gemeinden finden wir hier deren zwei von Uhlich. Das erste davon zeigt uns das Anschließen der Poesie an die Wirklichkeit wenigstens auf eine verständigere und schlichtere Weise als das Gesangbuch der freien Gemeinden in den „Zeitliedern". Wenn Uhlich auch kein Dichter ist, so steht er doch durch diese zwei Gedichte schon weit über den andern Dichtern der freien Gemeinden. Das erste,

ein Morgenlied, bei dem uns mehr der Landprediger von Pömmelte und Felgeleben als der Sprecher einer freien Gemeinde vor Augen tritt, lautet:

Hervor aus Bett und Zelle!
Empor aus träger Ruh!
Schon strömt die Morgenhelle
Euch neues Leben zu.
Die Sonne steht am Himmel,
Der Lerche Ruf erschallt,
Und fröhliches Getümmel
Füllt Luft und Feld und Wald.

Nun fort mit wüsten Träumen!
Die Augen aufgethan!
Und ohne langes Säumen
Zum frischen Werk heran!
Noch hüpft des Blutes Welle,
Noch strammt des Armes Kraft,
Auf daß an seiner Stelle
Der Mensch was Rechtes schafft.

Willkommen, Kameraden!
Wir gehen gleichen Gang,
Und wie die Füße schreiten,
So hallet unser Sang!
Und liegen Stein' im Wege, —
Wir kommen schon vorbei,
Und faßt uns Dorn und Ranke,
Wir reißen sie entzwei.

O Leben, schönes Leben,
Noch hab' ich Theil an dir!
O Sonne, schöne Sonne,
Noch schickst du Strahlen mir!

O Vögel, lieben Vögel,
Noch singt ihr mir ein Lied.
Und manche liebe Blume
An meinem Wege blüht.

Drum fort mit alten Grillen
Und neuen Narrethei'n!
Gut ist die alte Erde
Und werth, sich drauf zu freu'n;
Und wenn wir wacker schaffen,
Was nun ein Jeder thu',
Dann schließt uns mild der Abend
Die müden Augen zu.

Das zweite ist folgendes Vaterlandslied:

Alles schweige,
Jeder neige
Ernsten Tönen nun sein Ohr.
Hört, ich sing' das Lied der Lieder,
Hört es, meine deutschen Brüder,
Hall' es wieder froher Chor.

Heil'ge Erde,
Ewig werde
Liebe dir und Lob gebracht!
Deine Berge, deine Auen
Sind so lieblich anzuschauen,
Daß uns Herz und Auge lacht.

Hohe Ahnen,
Auf den Bahnen
Aller Ehren stets voran!
Unter euren kräft'gen Streichen
Mußten schon die Römer weichen,
Fallen auf dem blut'gen Plan.

Edle Bilder
Starker, milder
Deutscher Menschenherrlichkeit:
Kaiser groß und Meister tüchtig,
Sänger süß und Frauen züchtig
Leuchten her aus alter Zeit.

Als der Priester
Stolz und düster
Allen Geist in Fesseln schlug —
Deutsches Herz das fühlt die Schande,
Deutscher Arm zerbricht die Bande,
Deutschland trotzt der Pfaffen Fluch.

Wo die Hände
Sich behende
Bei Gewerk und Kunst bemüh'n —
Deutscher Sinn hat's aufgefunden,
Deutscher Fleiß hat's überwunden
Das, was unbesieglich schien.

Hört ihr's klingen?
Solch ein Singen
Quillet nur aus deutscher Brust.
Freier Geist und warme Triebe,
Echte Freundschaft, treue Liebe,
Das ist deutscher Herzen Lust.

Liebe Heimath,
Traute Wohnstatt
Dessen was uns theuer ist,
Kräftig strahle dir die Sonne,
Daß zu neuer schön'rer Wonne
Sich dein reicher Schooß erschließt!

In der Vorrede des Sonntagsbuches spricht Uhlich die Hoffnung aus: „daß die Gedanken und Gefühle,

welche er bisher nur mit einer gewissen Schüchternheit in sich hegte, wirklich der rechte Grund eines tüchtigen und seligen Menschenlebens sind." An einer Stelle im Buche selbst ruft er aus: „Schlage Arbeitsstunde, wirble auf, Staub der Werkstatt, halle von Gepolter und Stimmen wieder, Kinderstube — hier ist das Himmelreich zu bauen." Nur leider hat er es nicht zu bauen verstanden. — Uhlich kennt das Alltagsleben wie Wenige. Aber hierauf kommt es nicht allein an. Das Gegengewicht, das dem Alltagsleben gegenübergestellt werden muß, wird doch immer den Werth des Volkserziehers entscheiden. Und dieses ist bei Uhlich zu fein, oder geradezu gesagt, wie wir schon oben andeuteten, in seiner idealen Verflüchtigung unbedingt zu leicht.

Schon im Jahre 1858 gab Uhlich heraus: „Kurzer Abriß der Vernunftreligion, Separatabdruck aus Uhlichs Sonntagsblatt Jahrg. 1858. Nr.. 11. Gotha, Stollberg'sche Buchdruckerei." Bei der Wichtigkeit dieser Schrift zur Beurtheilung seines jetzigen Standpunctes, auf welchem er keinen persönlichen Gott mehr anerkennt, geben wir den Gedankengang in folgendem wörtlichen Auszuge wieder.

Ich finde — so entwickelt Uhlich — in meiner Seele ein Verlangen, das ich mit allen lebendigen Wesen gemein habe, das bald als unbewußter Drang, bald als klarer Gedanke in mir wirkt: es ist das Verlangen, daß mir wohl sein möchte. Ich thue also das, wovon ich überzeugt bin, daß es mir Freude bringen werde, und ich wehre mich gegen das, was mir Leid droht. Ein guter Mensch, ich muß es wohl sein, auch abgesehen von der Freude, die ich davon habe. Je mehr ich mich selbst zum vollen Menschen entwickele, desto mehr erkenne ich

auch die enge Zusammengehörigkeit mit meinen Mitmenschen. Ein guter, in mir selbst seliger Mensch konnte ich und kann ich nur als Glied der Menschenfamilie werden. Also bin ich durch enge Familienbande an meine Mitmenschen geknüpft und muß ihr Recht achten und zu ihrem Wohl mitwirken. Gerechtigkeit und Liebe müssen mein Leben regieren. So bekommt jene innere Nothwendigkeit, daß ich ein guter Mensch sein muß, von außen her ihren bestimmten Inhalt. Die Menschen sind es, an denen ich mich als ein guter Mensch zu erweisen habe, und wenn ich gegen sie gerecht und gut bin, so habe ich selbst die Freude davon. Je mehr ich gut bin, desto mehr weiß ich, daß es so gut ist, d. h. daß ich bin, was ich nach meiner innersten Natur und zu meiner eigenen Befriedigung sein muß. Darin spüre ich zugleich ein Weiterstreben in mir, das mir nicht zuläßt zu denken, daß ich irgend einmal gut genug sei; und dies Weiterstreben finde ich auch in andern Beziehungen in meiner Natur. Ich richte also Wunsch und Arbeit des Weiterstrebens auf mich selbst. Meine Gedanken suche ich zu erweitern und zu berichtigen; meine Leistungen strebe ich tüchtiger zu machen; mein Thun suche ich immer mehr nach dem Maaßstabe der Gerechtigkeit und Liebe einzurichten, und kann ich dasselbe auch um mich her unter den Menschen thun, so thue ich's mit Freuden. In allem diesen Streben macht sich noch ein besonderes Bedürfniß geltend, das Bedürfniß der Wahrheit. Jede neue Erkenntniß, die ich gewinne, thut mir wohl, wie mir beim Durst ein Trunk wohlthut. So entwickeln sich, je länger ich denkend und strebend lebe, immer bestimmter und klarer in mir die drei Gesetze meines Lebens, daß ich nach Wahrheit streben, das Rechte thun und

das Schöne verwirklichen muß, und diese drei fließen in das Eine zusammen: ringe nach Vollkommenheit. So besteht meine Freiheit darin, daß ich keinem einzelnen Dinge und keinem einzelnen Ereigniß und keiner einzelnen Regung in mir Macht über meinen Willen einräume, weil eben dieser Wille sich ein für allemal einer heiligen Ordnung untergeben hat, die im Wesen der Menschheit selbst und damit in der ganzen großen Welt gegründet ist. Mitten im Bewußtsein meiner Freiheit trage ich also die Anerkennung einer Macht, die höher ist als ich. Ich sehe diese erhabene Macht in jedem Dinge nach Gesetzen wirken, die gerade dieser Art von Dingen eigen sind; ich sehe, wie die Dinge gerade vermöge der ungeheuren Mannigfaltigkeit ihrer Gesetze so ineinander greifen, daß dadurch das große Ganze und mit ihm jedes Einzelne besteht, und dadurch steht die außerordentliche Vielheit von Kräften, welche um mich weben und leben, als Eine Macht, als die All-Macht vor meiner betrachtenden Seele, als Gott. Ich fühle mich zugleich ihm nicht fremd und ferne, sondern nahe, angehörig, vertraut, verwandt, denn auch ich bin eine Welle in dem großen All-Leben, und wenn ich das Gesetz erfülle, das mir gerade, dem Menschen in der großen Ordnung der Dinge, zugewiesen ist, dann fühle ich mich einig mit ihm und in rechter Stellung zu der ganzen Welt, und das macht mich selig. Alle Religionen sind Versuche der Menschheit, das Wahre, Rechte und Schöne aufzustellen und zur Herrschaft zu bringen. Was den Stifter der einen, Jesus, betrifft, so blickt aus dem, was seine Nachfolger aus ihm und seiner Lehre gemacht haben, noch genug von seinem wirklichen Wesen und Lehren hervor, um mich zu berechtigen, daß ich mich ihm näherstehend

fühle, als jene Alle, die sich mit so großem Nachdruck auf ihn berufen. Soll ich noch ein Wort über die Quellen dieser Religion sagen? Ihre Bibel ist die ganze Welt. Die Pflege der Religion muß, wie alles Menschliche, in Gemeinschaft geschehen. Aber diese Gemeinschaft wird sich ganz andere Gesetze und Formen geben müssen, als sie in den bisherigen Kirchen bestehen. Dort fehlt die Freiheit; die Religion gehört in den lebendigen Fluß alles menschlichen Denkens hinein. Die Gemeinde muß sich Formen schaffen und bewahren, vermöge deren das, was in den Gewissen lebendig ist, stets zu Ausdruck und Geltung gelangen kann. Uebrigens sind auch unter den gläubigen Christen jetzt schon Hunderttausende, welche grundsätzlich kein geistlich Amt unter sich dulden; es sind die Quäker. So weit Uhlich.

Im Jahre 1858 erschien: „Eine Sommerreise von Uhlich in Magdeburg im Jahre 1858." Eine Reisebeschreibung mit Reisepredigten durchwebt, wie man früherhin wohl Reisenovellen einflocht.

Stellung der freien Gemeinden zur gesellschaftlichen Ordnung.

Das Statut der Magdeburger Gemeinde erklärt: in der Gemeinde sind Veranstaltungen zu treffen, daß sich die Bruderliebe an den Wittwen, Waisen, Armen und Kranken, Verkommenen und Versunkenen erweise.

Uhlich entwickelte in dieser Beziehung eine große Thätigkeit, welche von den Behörden sehr wohl bemerkt wurde. Anfangs wurde ihm durch den Mangel ähnlicher Einrichtungen in den Parochien von Magdeburg eine große Anzahl von Personen des niederen Standes zugeführt. Seine Wirksamkeit in dieser Beziehung aber war unter keinen Scheffel gestellt. Nach dem Calber Kreisblatte und dem Volksblatte sagte eine Frau: „Sonst war ich dumm, jetzt bin ich klug; wenn ich sonst in Noth war, gab mir Gott nichts; jetzt aber ist Uhlich mein Gott und Sachse mein Heiland! Wenn ich jetzt in Noth bin, so gehe ich zu Uhlich und klage es ihm, und dann gibt er mir acht Groschen, um die Noth zu stillen!"

Im Sonntagsblatte fand man zahlreiche Versicherungen über die „Verpflanzung des alten Evangeliums der Bruderliebe von den Kanzeln und Altären mitten in die Welt," von dem „Fortschritte des Menschengeschlechts zu einem Reiche der Wahrheit, der Gerechtigkeit und Liebe und des allgemeinen Wohlseins," von dem „edlen fruchtgeschwellten, unverwerflichen Kern im Volke, trotz seiner Vormünder und alledem, was diese an ihm herumgepfuscht haben," und dagegen Ausfälle auf die „Andern, welche es sich ausreichend angerechnet haben,

wenn sie die Brodsamen, die von ihrem Tische fielen, wenn sie Almosen dem Mangel zukommen ließen"; man fand Worte gegen die Mächtigern überhaupt und die Besitzenden, das Geld, den „heutigen Götzen." „Nicht Glaubensgrundsätze, sagte Uhlich, können die Menschen einigen und die Menschheit heben, sondern Lebensgrundsätze: Freiheit, Wahrheit und Liebe, ernstlich gemeint, im ganzen Gemeindeleben fest im Auge gehalten, das ist's, was uns einigt, und damit haben wir mehr Glauben als die ganze alte Kirche." Den Gemeinden wird „die Vollkommenheit eines echten Bruderbundes," allen Gemeinden insgesammt und der Menschheit überhaupt die Vollkommenheit des Gottesreiches auf Erden," vorgehalten. „Wir heben das Panier der Freiheit hoch empor und alle Welt geht darauf aus, die Rechte des Nächsten zu beeinträchtigen und sich Vorrechte zu erwerben, wir preisen die ewige Liebe und wissen recht gut, daß weit und breit die Selbstsucht auf dem Throne sitzt, welche von den Einrichtungen des bürgerlichen Lebens überwiegend genährt wird."

Deutlich ausgesprochen war im Jahre 1847 das Coquettiren mit dem Socialismus, wenn die Reform von Gustav Adolf Wislicenus ausrief: „So kommt denn herzu, Ihr Philosophen, die Ihr saget, die deutsche Philosophie sei so weit gekommen, daß sie selbst als ihre Vollendung die Praxis fordere: hier findet Ihr die Anfänge derselben! Tretet ein, Ihr Politiker, die Ihr auf jedem Landtage um Preßfreiheit petitionirt: in der freien Gemeinde herrscht Preßfreiheit und Redefreiheit! Tretet ein, Ihr Nationalen, die Ihr nach der „„Einheit Deutschlands"" verlangt: hier sind die trennenden confessionellen Schranken, ohne deren Beseitigung die deutsche Einheit

ein leerer Traum ist, gefallen. Tretet ein, Ihr Socialisten, die Ihr die Aufhebung des Proletariats fordert: hier wird mit der Bruderliebe und der allgemeinen menschlichen Bildung, mit dem „„allgemeinen Priesterthum"" Ernst gemacht."

Im schneidendsten Gegensatze zu den Grundsätzen, welche wir von Uhlich in Bezug auf Bruderliebe entwickelt sahen, steht leider jene harte Beschuldigung, welche der Prediger Lionnet in Magdeburg 1850 gegen die dortige Gemeinde aussprach. Ein maaßloser Leichtsinn, sagt er, zeige sich in der Art, mit welcher dort, selbst von Solchen, die Ursache hätten, ihren Arbeitsverdienst sorgsam zu Rathe zu halten, alle Festivitäten mitgefeiert würden. „Und an Festivitäten, Zusammenkünften aller Gattung, bald feierlichen, bald erheiternden, hat es den ganzen Winter über nicht gefehlt. Der Zustrom dazu war stets gewaltig groß. Denn Uhlich ist Meister in der Kunst seine Leute in Athem zu erhalten, und nie ist, was für ihn selber bezeichnend ist, ein Wort über seine Lippen gekommen, der Art: ihr Leute, anstatt euer Einkommen zu verprassen, geht sorgsam damit um! Jede Festivität ist eine neue Ovation für ihn, und mag dieselbe für seine Anhänger mit noch so vielen Opfern verbunden sein, gleichviel, wenn sich nur ein neuer Kranz um seine Schläfe windet. Es ist vorgekommen, daß allein stehende Frauen, die nicht einmal den Vorwand der drückenden Stolgebühren für ihren Uebertritt anzuführen hatten, sich der freien Gemeinde angeschlossen haben, um, vermöge ihres Beitrags, Zutritt zu allen Aufregungen und Unterhaltungen der bald heiteren, bald ernsten Versammlungen zu haben".

Ein nicht ungegründetes gesellschaftliches Bedenken gegen die freien Gemeinden scheint auch eine gewisse Nei-

gung, die religiösen Gebräuche in gesellige Formen aufzulösen, herbeiführen zu müssen. Charakteristisch für die müßige und völlig zwecklose Verweltlichung der Religion und ihrer Gebräuche ist folgende Anekdote: Am Abende des Confirmationstages soll der Prediger einer Gemeinde die confirmirten Kinder mit ihren Eltern zu sich eingeladen haben, um mit ihm das „Abendmahl" einzunehmen. Den Gästen habe dann die Hausfrau Butterbrot und Schlackwurst, der Hausherr ein Glas Wein vorgesetzt, und als nun einer der Väter gefragt habe: wo denn das „Abendmahl" sei, wäre die Antwort erfolgt: dies sei das Abendmahl. Obgleich man die Wahrheit der schnurrigen Anekdote verbürgen wollte, kann es uns doch nicht in den Sinn kommen, sie für etwas Anderes als ein Zeugniß des „mythenbildenden Volksgeistes"" zu geben, der ja aber bekanntlich in seiner Weise auch die Wahrheit redet.

Fassen wir das Resultat des so eben Dargelegten zusammen, so ist es folgendes. 1) Die freien Gemeinden dürfen als socialistische oder communistische Vereine oder als Gesellschaften, welche mit solchen Vereinen leicht eine Verbindung anknüpfen oder unterhalten könnten, nicht betrachtet werden. 2) Wenn schon der Senior Krause vor der Bildung freier Gemeinden warnte, weil Gefahr dabei sei in's Fleisch zu versinken, und wenn man sogar der Magdeburger Gemeinde den Vorwurf machen konnte, daß die Vergnügungen bei ihr kein Ende nähmen, weil Uhlich, zu dessen Verherrlichung jede neue Festlichkeit dienen müsse, nicht die Kraft habe, sie zu beschränken, daß sie daher ihre Mitglieder zu einem weit über Stand und Mittel der meisten hinausgreifenden Luxus veranlasse und eine neue Quelle socialer Verwirrung werde, so kann man,

möge es sich mit der Richtigkeit dieser Vorwürfe verhalten wie es wolle, doch daraus wenigstens so viel mit Bestimmtheit abnehmen, daß es mit der Lösung der einen Aufgabe, welche die freien Gemeinden sich hin und wieder gestellt haben, die sociale Frage entwirren zu helfen, gar schlimm aussieht. Da eine Körperschaft wie die freien Gemeinden offenbar stets eine praktische Wirksamkeit im Auge haben soll und sich nicht begnügen darf, theoretisch eine Zeitfrage lösen zu helfen, so sind sie von dem aufopfernden Sinne und der ganzen Praxis der innern Mission weit überflügelt.

Stellung der freien Gemeinden zur Politik.

Von größerer Wichtigkeit ist die Frage nach der Stellung der freien Gemeinden zur Politik. Auch die Regierung konnte begreiflicher Weise nicht umhin bei den erneuerten Ansprüchen der freien Gemeinden diese Frage wieder aufzunehmen und sich hierüber eine bestimmte Ansicht zu bilden. Daß dies auf eine vorurtheilsfreie Weise geschehen ist, wird Niemand bezweifeln, und wenn die Ueberzeugung von der Reinheit der freien Gemeinden in dieser Beziehung sich nicht entschieden genug aufgedrängt hätte, würde sie selbst bei den Schritten, die nach der Sachlage doch unmöglich vermieden werden konnten, es schmerzlich beklagt haben.

Während Uhlich 1850 noch der demokratischen Partei „sittliche Untüchtigkeit" vorwarf und in Abrede stellte,

daß die Demokratie, wo sie zeitweis zur Herrschaft gelangte „sich im Ganzen, als Partei sittlich groß und edel gezeigt habe", forderte er 1851 auf zur Bereithaltung auf einen Kampf für „die großen Verhältnisse des Lebens, zwischen den Mächten des Staubes und den geistigen Mächten des rechten Menschenthums", der indeß nicht bloß geistiger Art sei und für geistige Güter, sondern eintreten müsse „wenn Zustände im Vaterlande obwalten, welche die Großväter zu Friedrichs und Josephs Zeit nicht für möglich gehalten haben" und „die ganze bürgerliche Stellung gefährden."

Die ursprünglich schon durch Uhlich und Wislicenus so stark vertretenen religiösen Gegensätze innerhalb der freien Gemeinden überhaupt glichen sich später mehr aus. Die größere Uebereinstimmung zwischen den Sprechern war unverkennbar, hatte indessen ihren Grund, wie man schon früher glaubte, wohl gerade mit in dem Verhalten gegen die Maaßregeln der Kirchenverwaltung. Die radicalere Partei aber schien durch die Verwandtschaft der Familien mehrerer Sprecher enger verbündet.

Wirklich wies man denn auch hin auf „die Unerläßlichkeit des gemeinsamen" Kampfes wider die Gegner, wider jene alte Macht, welche, je weniger sie ein Gottesreich zu bauen im Stande sei, sich desto anmaßender und unerträglicher zeige, als auf „das Einigende" der freien Gemeinden bei ihren sonstigen großen Unterschieden. Auch geradezu in der behaupteten Beimischung politischer Elemente ist der Grund dieser größeren Einigung gesucht worden.

Ein radicaler Prediger der freien Gemeinden sagte über Religion und Politik ohne Weiteres: „Für uns ist

dies kein Gegensatz, sondern Politik und Religion verhalten sich uns wie zwei concentrische Kreise." — Die ganze Stellung der freien Gemeinden zur Staatsordnung, die Bezugnahme auf das Schriftwort „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen", und das „Schlagwort" ihrer Religion von „der Selbstbestimmung, der Gottesstimme in der eigenen Vernunft" gab früher zu manchen politischen Bedenken Anlaß. Der Generalsuperintendent Möller sagt über die freien Gemeinden, sie hätten „keinen Herrn" — denn wir sind freie Leute; „keinen Glauben" — denn das Wissen geht über den Glauben; „keine Taufe" — denn das Formelwesen tödtet den Geist; „keinen Gott und Vater" — höchstens eine Gottheit, die aus ihrem Schooße alles Einzelne entläßt; vor Allem aber Stimmenmehrheit, die da ist über uns Alle und durch uns Alle, und wenn sie zum Siege gelangt ist, dann auch in uns Allen.

Das Oberpräsidium zu Magdeburg erklärte noch im Jahre 1852 die freien Gemeinden zwar der bestehenden Ordnung in Kirche und Staat für gefährlich. Man folgerte dies aus der Anerkennung der Majorität und aus der Lossagung von der Autorität. Die Uhlich'sche Selbstbestimmung und die „Freiwilligkeit" eines andern Sprechers enthalte dies Princip der Majorität. Aber zugleich fand das Oberpräsidium zu Magdeburg die Behauptung, daß die freien Gemeinden politische Vereine seien, die den Deckmantel der Religion zur Verhüllung politischer Zwecke benutzen, nicht als zutreffend. Das Oberpräsidium erklärte sich daher 1852 gegen eine Abänderung oder Aufhebung der der Magdeburger Gemeinde ertheilten Concessionsurkunde vom 13. Januar 1848.

Die freien Gemeinden versichern, es seien in ihren Versammlungen Vorträge für politisch erklärt und zur Auflösung der Versammlungen benutzt, die in der festen Ueberzeugung gehalten wurden, daß es religiöse seien. Dies ist vollkommen glaublich bei ihrer religiösen Inhaltlosigkeit. Uhlich macht ferner geltend, daß ihm kein namhafter Politiker bekannt sei, der seinen Unmuth in eine freie Gemeinde geflüchtet hätte. Dies ist schon deshalb unzweifelhaft richtig, weil sich bedeutende Politiker nie aus bloßem Unmuthe vom Staate isoliren werden, wie dies die Stellung der freien Gemeinden, mindestens bis zum Herbste des Jahres 1858, mit sich brachte.

Ziehen wir auch hieraus wiederum das Resultat, so ist es folgendes: 1) Daß die freien Gemeinden zu einer bestimmten politischen Partei gehören, ist unverkennbar. 2) Dies widerspricht im Ganzen dem Wesen einer Religionsgesellschaft. Doch kann zur Erklärung außer dem Mangel eines gemeinsamen religiösen Glaubensbekenntnisses auch der Druck, den sie gemeinsam ertragen mußten, und der ihnen allerdings von selbst eine bestimmte Stellung im Staate anwies, angeführt werden. 3) Staatsgefährliche Verbindungen und Unternehmungen, selbst nur einzelner Häupter, sind sogar durch eine Haussuchung zu N. nicht erwiesen worden. Die politische Gefährlichkeit der freien Gemeinden ging daher nicht aus bestimmten Handlungen hervor, sondern stellte sich erst heraus nach Geltendmachung einer Auffassung, welche bei ihnen gewisse, von ihnen für religiös erklärte Handlungen unter diesen oder jenen Umständen in allerlei Conflicte brachte. 4) Die jetzige Regierung konnte unmöglich anders handeln, als daß sie diese ganze Auffassung beseitigte.

So ist der Artikel 12 der Verfassung eine Wahrheit geworden, welcher die gesetzliche Vorschrift enthält: „Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereinigung

zu Religionsgesellschaften und der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Religionsübung wird gewährleistet." Die freien Gemeinden haben jedoch Corporationsrechte nicht erhalten und sind auch jetzt nur religiöse Privatgesellschaften, welche unter dem Vereinsgesetze vom 11. Mai 1850 stehen. Eine nähere Ausführung über die gesammte rechtliche Stellung der Dissidenten in der Gegenwart findet man im März- und April-Hefte des Stiehl'schen Centralblattes für die gesammte Unterrichtsverwaltung in Preußen von 1859. Die Ertheilung des Religionsunterrichts ist den Dissidenten erlaubt. Die verschiedenen Aeußerungen des Cultusministeriums über diesen Punct findet man im Anhange. Ein trefflicher Erlaß des Oberkirchenrathes an die Consistorien und Anderes (s. z. B. das Augustheft des Stiehl'schen Centralblattes 1859) schließt sich ihnen an.

Anhang.

Die Bildung der Gegenwart und die Kirche.

Unter dieser Ueberschrift findet sich ein Aufsatz in einer sehr geachteten Zeitschrift. Wir setzen eine interessante Stelle desselben, die freilich die bisherige Auffassung des Blattes nicht vollständig ausspricht, hieher, zunächst um zu zeigen, wie eine vorsichtige Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten in diesem Augenblicke von allen Seiten gebilligt wird.

„Unsere classische Literatur ist nicht in dem Grade national, daß sie den sittlichen und gemüthlichen Kern unsres Volkes völlig zur Darstellung brächte; sie behält den Charakter einer gewissen Exclusivität und ist zu überwiegend Reproduction des altclassischen Ideals, als daß sie alle gesunden Elemente der eignen Nation hätte

erfassen können. Solches Zugeständniß tritt den wahrhaft genialen und unsterblichen Schöpfungen unserer Literatur nicht zu nahe; die zugestandene Thatsache beweist vielmehr nur, daß das deutsche Volk bisher weder eine wirkliche Einheit noch eine einheitliche Realität war. Eben das, was in unserer politischen Zersplitterung offen zu Tage liegt, eben das verräth sich in dem Mangel eines alle Classen der Nation wahrhaft einigenden geistigen Bandes. Nun hegen wir die entschiedene Hoffnung, daß wenigstens in Preußen die politischen Fragen bald auf die gespannte und lebendige Theilnahme der Nation rechnen können, und daß die Richtung auf das praktisch-geschichtliche Leben allerlei andere Dissonanzen versöhnen werde. Es ist vorläufig eine offene Frage, ob auf diese Weise auch die religiösen Gegensätze des Volkes zu überwinden seien. Will man sie bejahen, so muß man darauf rechnen, daß die unläugbare Indifferenz der meisten wahrhaft Gebildeten gegen die Kirche noch weiter um sich greift; daß allmählich nach ausgesprochener oder stillschweigender Uebereinkunft religiöse Fragen möglichst ganz bei Seite gelassen werden, und so durch die Gewalt der Thatsachen die krankhafte Reizbarkeit, welche ein großer Theil der Nation unläugbar in religiösen Dingen verräth, überwunden werde. Solche Annahmen setzten zugleich voraus, daß der freidenkende Gebildete zu seiner eignen inneren Befriedigung einer Kirche gar nicht bedarf, während sein höherer Standpunct es ihm doch erlaubt sich dem Bekenntnisse der Gemeinschaft, welcher er angehört, so weit anzubequemen, als es etwa die Rücksicht auf seine gesellschaftliche Stellung, auf die Erziehung seiner Kinder u. s. w. erfordert." —

Mit Rücksicht auf die Gebildeten, so weit sie nämlich

außerhalb des kirchlichen Lebens stehen, sangen einst die Dichter der freien Gemeinden:

Ein Morgenglanz geht auf vom Herrn
Die Erde zu beglücken.
Die Menschenkinder nah und fern (!)
Gewahren's mit Entzücken (!).
Es flieht die alte Nacht,
Der junge Tag erwacht,
Nach Ost, West, Nord und Süd
Wird schon das Volk durchglüht
Vom Strahl des ew'gen Geistes.

Dies Alles beruhte auf einer Täuschung. Die freien Gemeinden haben die Sympathien nicht für sich. Wenn sie auch solche Lieder noch in ihren Versammlungen singen, sagen doch ihre Reden selbst das Gegentheil. Ja, Uhlich schreibt, allerdings nicht dem Publicum überhaupt, sondern mehr nur den Kirchlichen, geradezu ein Grauen vor den freien Gemeinden zu. So ist es gemeint, wenn 1859 erschien: „Uns graut vor Euch! Rede vor der freien Gemeinde in Berlin von Uhlich aus Magdeburg. Berlin bei Geelhaar.“

Hören wir auf die Stimmen der weltlichen Presse, welche 1859 über die freien Gemeinden laut geworden sind, so fällt uns noch vor allen Dingen das Urtheil eines berühmten deutschen Journalisten auf durch jene siegende Wahrheitsliebe, welche in den Wirren und Forderungen der Zeit den Aufsätzen unserer jüngeren Publicisten zuweilen einen besonderen Zauber verleiht. Der Aufsatz ist überschrieben: „Der Protestantismus und das Laienthum“ und findet sich in No. 1 des trefflichen Journals „die Grenzboten.“ Wir wollen

nicht verschweigen, daß er von Seiten der freien Gemeinden nicht unerwidert geblieben ist. Mit gütiger Erlaubniß des Dr. Julian Schmidt lassen wir die letzte Hälfte des Aufsatzes hier abdrucken. Nach einer längeren Ausführung, welche sich über Verschiedenes ausspricht und namentlich das frühere Verfahren gegen die freien Gemeinden mißbilligt, heißt es weiter:

„So weit gehn wir mit den Anforderungen der freien Gemeinden Hand in Hand; daß wir im Uebrigen über die Entwicklung des christlichen Lebens sehr abweichende Begriffe von ihnen haben, ist schon mehrfach, zuletzt im ersten Quartal des Jahres 1857, Seite 65 auseinander gesetzt. Wir haben seit der Zeit die Zeitschrift, in welcher der geistvollste Vertreter des freigemeindlichen Wesens für seine Ansichten Propaganda macht, die Königsberger Sonntagspost aufmerksam verfolgt, sie hat uns aber nicht überzeugen können.

Ursprünglich waren die freien Gemeinden ein Nothbehelf. Das Kirchenregiment drängte die rationalistischen Geistlichen, die früher ihre Ansicht innerhalb des kirchlichen Lebens hatten bethätigen können, aus der Kirche hinaus; diese sammelten ihre Anhänger, die entweder von den gleichen Ansichten ausgingen, oder die durch das Uebergewicht einer bedeutenden Persönlichkeit bestimmt waren, zu einer Religionsgesellschaft, die zunächst einen ganz individuellen Charakter hatte. Da nun aber nichts so nahe bringt als ein gemeinsamer Druck, so bemühten sich die verschiedenen freien Gemeinden, miteinander in Rapport zu treten, und sich nicht blos über eine gemeinsame Haltung dem Staat gegenüber, sondern auch über dogmatische Grundsätze zu verständigen. Der Hintergedanke dabei war, daß durch dieses Verfahren mit der

Zeit eine Kirchenreformation in der Art des 16. Jahrhunderts zu Stande gebracht werden könne. In der Ueberzeugung, daß die Mehrzahl der Gebildeten im Stillen ihren Ansichten beipflichten, daß auch sie in der christlichen Dogmatik mehr eine symbolische als eine reale Wahrheit finden, können die Sprecher der freien Gemeinder ihr Befremden nicht oft genug aussprechen, daß diese Gebildeten nicht offen zu ihnen übertreten. Nicht selten wird dann das gegenwärtige Verhältniß der gebildeten Laien zu den freien Gemeinden mit dem Verhältniß der Humanisten zu den Reformatoren verglichen, und die Theilnahmlosigkeit der erstern aus Mangel an Muth oder aus Unklarheit über den Gang der Geschichte hergeleitet.

Es ist ein trivialer aber deshalb nicht unrichtiger Satz, daß bei allgemeinen Reformentwürfen der Ausgang das Urtheil enhält. Luthers subjective Ueberzeugung, daß die Kirche einer geistigen Wiedergeburt bedürftig und fähig sei, wurde durch die gemeinsame Ueberzeugung der Culturvölker Europas gestützt: wie es heute damit beschaffen ist, lehrt der Erfolg. Wenn die Gebildeten mit den freigemeindlichen Predigern darin übereinstimmen mögen, daß z. B. die Dreieinigkeit symbolisch und nicht real aufzufassen sei, so stimmen sie doch darin nicht mit ihnen überein, daß diese Auffassung einen productiven kirchlichen Lebenskeim enthalte. Hauptsächlich aber liegt die Abweichung darin, daß sie die Pflichten des Einzelnen dem kirchlichen Bekenntniß gegenüber verschieden auffassen. Die freien Gemeinden gehn von der Ansicht aus, jeder Einzelne habe die Verpflichtung sich über sein Verhältniß zu den symbolischen Büchern eine klare Ansicht zu bilden und diese Ansicht in einem Bekenntniß niederzulegen; wir dagegen läugnen diese Verpflichtung und gestehn offen, daß uns manche

dogmatische Streitfragen unserer Tage ebenso nahe angehn, als die byzantinischen Streitfragen über Homousios und Homoiusios. Wenn Einzelne diese Fassung der Frage dadurch umgehn, daß sie sich auf den Standpunct stellen, den Kant in seiner „„Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft"" einnimmt, daß sie ihr sittliches Leben lediglich auf das Princip des Gewissens gründen, so erklären wir, daß wir damit vollkommen übereinstimmen, daß wir aber zur Durchführung dieses Princips der freien Gemeinde nicht bedürfen, daß wir damit auch in der alten evangelischen Kirche ausreichen. Da der Conflict tiefer liegt, so sei es uns verstattet, ihn bis zu seinem Ursprung zu verfolgen.

Was Luther hauptsächlich zu seiner Reformation trieb, war die absolute Trennung des Geistlichen von dem Weltlichen, des idealen Lebens von dem realen, der Priesterschaft vom Laienthum. Diese Trennung war das Princip des Mittelalters überhaupt. Zwar waren die Germanen zum Christenthum bekehrt, aber die eigentlich christliche Gesellschaft, welche die Anforderungen des Christenthums traditionell in sich forterbte und wenigstens der Form nach befriedigte, die heilige Gesellschaft blieb von dem gemeinen Haufen der Gläubigen streng geschieden. Die durch ununterbrochene Folge der Priesterweihe mit dem Ursprung des Christenthums verknüpfte Geistlichkeit bildete eine Welt für sich, sie war die eigentliche Kirche und rekrutirte sich nur in den Klöstern, die, ohne im Anfang zum Klerus zu gehören, sich doch zum vorschriftsmäßig heiligen Leben verpflichteten, unter andern zur Ehelosigkeit. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese heilige Gesellschaft einer minder heiligen zur Unterlage bedurfte, weil sie sonst mit der ersten Generation

ausgestorben wäre: das Laienthum war eine nothwendige Ergänzung des Priesterthums. In theoretischer Beziehung war das Verhältniß zwischen diesen beiden Gesellschaften ziemlich liberal; man kann nicht sagen, daß die Priester den Laien mit ihrer Theologie lästig fielen; sie waren zufrieden, wenn die Laien über Theologie nicht raisonnirten. Als Ketzer wurde nicht derjenige bestraft, der sich um die Dogmen gar nicht kümmerte, sondern nur derjenige, der darüber raisonnirte. Dagegen war die Kirche den Laien gegenüber ziemlich streng in ihren praktischen Anforderungen; sie verlangte zwar von ihnen nicht ein heiliges Leben nach klerikalen Begriffen, aber sie hatte ein sehr umfangreiches Sündenregister aufgestellt, vor welchem man sich zu hüten habe; ein Sündenregister, in welchem die Heirath in verbotenem Grade eine nicht unwichtige Rolle spielte. Nun lag es keineswegs im Interesse der mittelalterlichen Kirche, daß keine Sünden begangen wurden, sondern nur, daß sie jedesmal für das Aergerniß an einer solchen Sünde durch die angemessene Buße entschädigt wurde. Die Vollmacht der Sündenvergebung war der Zauberstab, durch welchen die mittelalterliche Kirche das Laienthum regierte, und Tetzels Ablaßzettel war der letzte, rohste aber auch einfachste Ausdruck dieses Einflusses.

Freilich hatte diese Trennung zweier Welten in dem verwilderten 15. Jahrhundert arge Folgen. Mitten unter den Anforderungen des christlichen Spiritualismus schrieb Macchiavelli seinen Fürsten und setzte sich Alexander Borgia die dreifache Krone auf. Die Kirche war zu einer Lüge geworden und ihre Priester glichen den Auguren Ciceros, die sich nicht ansehn konnten, ohne zu lachen.

Ueber diese Lüge und Heuchelei empörte sich das ehrliche deutsche Gemüth. Luther traf den Kern der Sache, indem er zuerst den Ablaß angriff, dann die erste Quelle desselben, die Trennung des Priesterthums vom Laienthum. Wenn er, der gläubige Mönch, seine Ideen aus der Schrift und den Kirchenvätern herleitete, so faßte er doch mit seiner souveränen Natur diejenigen Puncte auf, die für sein Lebensprincip entscheidend waren: er entband sich selbst von seinem Gelübde, nahm eine Frau, trieb mit Hülfe der Fürsten die faulen Mönche aus ihren Ruhestätten, hob das Sacrament der Beichte auf und ersetzte die Werkheiligkeit, durch welche die katholische Kirche den Himmel versöhnte, die Kasteiung des Fleisches nach allen Dimensionen, durch den Glauben d. h. durch das innerliche Leben. Der geheimnißvolle Priesterstand hörte auf, jeder Gläubige wurde ein Priester und hatte nun die Aufgabe sich persönlich, ohne Beihilfe von Heiligen, mit seinem Gott zu verständigen.

Die segensreichen Folgen dieser Reformation sind bekannt. Durch sie sind die sittlichen Grundlagen des irdischen Lebens unerschütterlich festgestellt; sie können im Einzelnen erweitert und vervollkommnet, aber in ihrem Kern nicht mehr umgestaltet werden.

Indessen hatte sie für die nächste Zeit auch ihre bedenklichen Nachwirkungen.

Indem jeder Einzelne ein Priester sein und sich durch den Glauben mit Gott versöhnen sollte, brachte es die gelehrte philologische Richtung des 16. Jahrhunderts mit sich, daß man unter dem Priesterthum Theologie, unter dem Glauben Wortgläubigkeit verstehn zu müssen meinte. Jeder Einzelne glaubte die Verpflichtung zu haben sich den Katechismus auf seine eigne Weise auszulegen, sich

Gedanken über das Verhältniß der drei Personen zu machen, und diese Gedanken durch irgend einen Bibelvers zu belegen. Zwei Jahrhunderte hindurch hat namentlich in Deutschland alle Welt Theologie getrieben; die Wissenschaft und Kunst ist dadurch heruntergekommen, und selbst als im 18. Jahrhundert ein besserer Tag anbrach, schlich sich die Theologie in alle Bestrebungen ein — denn die Rationalisten dogmatisirten grade wie ihre Gegner; bis endlich durch Herder, Kant und Schleiermacher die Religiosität aus dem Gebiet des Raisonnements in das Gebiet des Empfindens und des Willens übergelenkt wurde. Leider waren die großen Werke dieser Meister für ihre Nachfolger nicht maaßgebend. Wie die Scholastiker des Mittelalters deducirten die Schellingianer und Hegelianer den Katechismus wieder aus Kategorien der reinen Vernunft, und das theologische Raisonnement brach von neuem los: es hieß zwar nicht mehr Homousios und Homoiusios, aber nun sollte jedermann darüber im Klaren sein, welche Person an sich, welche für sich, und welche an und für sich wäre. Diese geistreiche Untersuchung hat unsern Professoren und Studenten viel Kopfzerbrechen gekostet.

Man kann nicht leugnen, daß gegenwärtig ein neuer Tag beginnt. Man bezeichnet die neue Richtung gewöhnlich, nach einer häßlichen Ausartung derselben, mit dem Ausdruck Materialismus; wir würden den Ausdruck Realismus vorziehn, lassen aber auch den ersten gelten, falls man ihn nur richtig versteht. Wir beschäftigen uns jetzt mit Materien, mit Sachen, nicht mehr mit Phrasen. Es ist sehr zweckmäßig, daß sich die Naturwissenschaft gegenwärtig mit der wirklichen Natur zu thun macht und nicht mit der heiligen Dreifaltigkeit; es

ist sehr zweckmäßig, daß sich der Geschichtschreiber die Archive aufschließen läßt, um zu erfahren, was wirklich vorgegangen ist, anstatt sich über den Plan des an sich, für sich und an und für sich seienden Wesens in müßige Grübeleien zu vertiefen; und so in allen Fächern. Mit einem Wort, wir nehmen die Freiheit des Laienthums wieder in vollstem Maaße für uns in Anspruch; wir wollen aufhören Theologen zu sein, wir wollen die Natur und die Geschichte objectiv untersuchen, ohne damit für oder wider die Kirchenväter Partei zu nehmen; wir wollen unsere gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen unsern und den allgemeinen Interessen gemäß conserviren oder reformiren, ohne alle Rücksicht darauf, was Moses in Judäa für gut befunden hat; und wir bitten unsere Herren Theologen, die lichtfreundlichen wie die rechtgläubigen, höflichst um die Erlaubniß von ihren dogmatischen Streitfragen gar keine Notiz zu nehmen, über die Auslegung dieses oder jenes Glaubensartikels uns gar nicht den Kopf zu zerbrechen.

Wenn wir aber der Theologie gegenüber Laien sind, so fällt es uns deshalb nicht ein der sittlich-religiösen Gemeinschaft zu entsagen, auf der unser ganzes Leben, unser ganzes Empfinden wurzelt. Wir wollen nicht mit Herwegh die Kreuze aus der Erde reißen, welche auf den Gräbern unsrer Väter stehn, welche unsre und die Gräber unsrer Kinder verzieren sollen; wir treiben mit dem Kreuz keinen Fetischdienst wie Calderons Eusebio, aber es ist uns das Sinnbild, welches eine tausendjährige Geschichte verknüpft. Seit der Reformation ist die Kirche eine Seite unsers wirklichen Lebens geworden, die den schönsten und edelsten Regungen unsrer Natur die Weihe gibt, die wir nicht entbehren wollen und entbehren kön-

nen, auch wenn wir alle theologischen Lehrbücher gern entbehren, auch wenn uns manche wohlmeinende Predigt lästig fällt. Nicht der individuelle Prediger, nicht das von Steinen gebaute Haus macht bei uns die Kirche, der Zusammenhang ist ein geistiger, und dieser Zusammenhang des Lebens findet eine schöne Symbolik. Die Taufe weiht das Kind in jene Menschenrechte ein, die es bei den Heiden nicht besaß; die Einsegnung der Ehe gibt ihr einen tiefern, der sittlichen Natur des Menschen angemessenern Charakter, als sie im Heidenthum hatte, die Confirmation eröffnet uns eine weitere und heiligere Gemeinschaft als die enge Gemeinschaft der antiken Stadt, und jeder Sonntag erinnert uns durch die Sammlung, zu welcher die Glocke auch diejenigen aufruft, die ihr nicht folgen, daran, daß diese Erde nicht blos aus chemischen Präparaten besteht, sondern daß ein Himmel sie umschließt. Wir sind protestantische Christen, obgleich wir Laien sind.

Untersuchen wir nun, ob dieses neue Princip durch die freien Gemeinden, falls es möglich wäre ihren Zweck wirklich zu erreichen, gefördert oder gehemmt wird, so müssen wir das Letzte behaupten.

Zunächst treiben sie uns wieder in die Theologie, der wir grade zu entfliehen hoffen. So lange ich bei der Kirche meiner Väter bleibe, habe ich nicht nöthig, mein theologisches Glaubensbekenntniß an den Tag zu legen und zu rechtfertigen; der Reformer kann sich dieser Rechtfertigung nicht entziehn, und da der greifbare Gegensatz des alten und neuen Glaubens doch zunächst ein dogmatischer ist, so muß er sich nothgedrungen wieder über Ansich und Fürsich, über Homoiusios und Homousios klar werden.

Die sittliche und geschichtliche Gemeinschaft wird durch die freien Gemeinden nicht gefördert, sondern gehemmt.

Die blinden Leidenschaften der Menschen richten sich mehr gegen Namen, Farben und Redensarten als gegen Sachen. Die Verfolgungen, denen einzelne freie Gemeinden in den letzten Jahren ausgesetzt gewesen sind, erscheinen freilich ebenso abgeschmackt als widerwärtig, aber sie zeigen doch, daß grade diese Methode der äußerlichen Sonderung recht geeignet ist, den schlechtesten Fanatismus anzufachen.

Indeß könnte man sich über diese äußerlichen Nachtheile hinwegsetzen, wenn durch die freien Gemeinden wirklich die Wahrheit und innere Uebereinstimmung des Lebens gefördert würde; aber grade dagegen haben wir die stärksten Bedenken. Es scheint uns, als ob die Führer der jungen Kirche, so ehrlich sie es meinen, so begabt sie sein mögen, weder die Kraft zu einer Reformation der Kirche, noch auch nur zur Gründung einer Secte haben. Diese Kraft hat nur der Inspirirte. Die deutsche Reformation wäre nie zu Stande gekommen, wenn nicht ein Inspirirter, ein Mann, der den Ruf des Herrn unmittelbar in sich vernahm, sie geleitet hätte. Zu allem andern reicht die individuelle Kraft aus, wenn sie ihre Schranken richtig erwägt, aber nicht zu einer religiösen Wiedergeburt.

Man kann die äußerlichen Einrichtungen einer Kirche durch äußerliche Gewalt modificiren, aber eine solche Reform ist im Protestantismus nicht mehr nöthig; die protestantische Kirche hat kein einziges Institut, das sich dem Fortschritt der Cultur wesentlich widersetzte; ja wir gehen weiter: sie hat fast kein Institut, dessen die Cultur

entbehren könnte. In ihrem dogmatischen Inhalt ist vieles Unklare, dieses wird aber mehr und mehr entfernt, je weniger man sich in theologische Grübeleien vertieft. Man erinnere sich stets daran, daß die Kirche nicht blos für den Gebildeten da ist, sondern für die Gemeinschaft des Volks. Die Gemeinschaft des Volks wird aber nicht vermittelt durch das geistvolle oder gelehrte Raisonnement, sondern durch das Gewissen. Der Geistliche ist der sittliche Lehrer des Volks, dem der Gebildete ebenso angehört als der Ungebildete.

Was das Verständniß der Sachlage so ungemein erschwert, ist der Umstand, daß die religiösen Bewegungen der letzten Zeit durchweg von den großen Städten ausgehn. Hier ist es leicht einen Kreis von Gebildeten und Halbgebildeten zusammenzubringen, die in ihrer Weise über Religion nachgedacht und, was das Christenthum etwa an ihnen versäumt, durch die classische Gymnasialbildung ersetzt haben. In einem solchen Kreise kann der Prediger ohne Uebelstand als der Erste unter seines Gleichen erscheinen, er kann seinen überlegnen Verstand und seine überlegne Bildung geltend machen, er kann aber auch seine Ueberzeugung durch motivirte Einwürfe der Gemeindeglieder ergänzen und berichtigen.

So hat die Königsberger Sonntagspost mehrfach die Sache aufgefaßt. Der Prediger tritt der Gemeinde nicht kraft irgend welcher Autorität gegenüber, um sie zu belehren und zu erbauen, sondern unter seinem Vorsitz und unter seiner Leitung setzt sich die Gemeinde zusammen, um durch Nachdenken und Unterredung ein einheitliches Gemeindebewußtsein hervorzubringen. Es ist nicht ein Wissender, der die Kirche trägt, sondern eine

Reihe von Strebenden, die gemeinschaftlich den Herrn suchen. In einem Kreise, wo die Studirten überwiegen, und wo die leitende Persönlichkeit bedeutend genug ist, um keine ernsthafte Disputirsucht aufkommen zu lassen, ist ein solches Verfahren auch unverfänglich: denn wenn die Suchenden den Herrn nicht finden, so ist damit auch nichts verloren.

Nun versetze man sich aber in eine Dorfgemeinde, und male sich aus, daß der Herr Candidat die Bauern versammelt, um durch gemeinschaftliches Nachdenken und Unterreden den Herrn zu suchen! sollte es ihm in der That gelingen den Bauern begreiflich zu machen, daß sie der Träger der Kirche sind und nicht er, — was ihm zu Anfang schwer werden wird, — so fürchten wir, das Endresultat werde mit zerbrochenen Schemelbeinen in irgend einer Verbindung stehn. Wer sich einmal unbefangen unsre Bauern angesehn hat, wird sich davon überzeugen, daß ihnen gegenüber die Kirche noch immer eine sehr erhebliche Mission hat, daß sie ihnen gegenüber die Moral und Civilisation vertritt, und daß sie das nur insofern vermag, als sie ihnen mit der Autorität einer höhern Macht ausgerüstet erscheint.

Die neuen Prediger mögen noch so sehr bemüht sein sich nur als Vertreter ihrer Gemeinde darzustellen, sie können doch ihre Erziehung, die sie dem Gymnasium, der Universität und der Kirche verdanken, nicht verleugnen. Was soll aber erst geschehn, wenn diese Erziehung aufhört! wenn es jedem Haufen verstattet ist sich ein beliebiges Individuum, das ihm convenirt, zum Prediger zu setzen! Und darauf wird in der That hingearbeitet.

In Nr. 51 stellt die Königsberger Sonntagspost ihr Ideal des neuen kirchlichen Lebens fest. Sie geht von

der Nothwendigkeit aus in Preußen die evangelische Kirche frei zu geben, d. h. alle directe und indirecte Betheiligung des Staats aufhören zu lassen. „„Wir machen keinen Anspruch auf den Ruhm eines Propheten, aber dazu ist, wie uns dünkt, auch kein Prophet nöthig, sondern dazu bedarf es nur einer unbefangenen Betrachtung dessen, was im Volke lebt, um vorauszusagen, daß, so wie der Staat dem bestehenden Kirchenregiment seinen Arm entzieht, die zwangsweise zusammengehaltene Einheit der evangelischen Kirche Preußens ohne weiteres auseinanderfällt, und wir fürs Erste nichts weiter haben als eitel freie protestantische Gemeinden.““

„„So bunt es übrigens auch bei dieser Auferstehung aussehen wird, wir haben die feste Ueberzeugung, daß Religion und Christenthum dabei nicht zu kurz kommen, im Gegentheil Eroberungen machen werden, wie sie selten von ihnen gemacht worden sind. Alles wird sich in diesen Tagen der Dürre und Verschmachtung zu der neu eröffneten Heilquelle hinzudrängen, um neues Leben daraus zu trinken; Tausende und Abertausende, die vom Vater auf den Sohn und Enkel der Religion und Kirche so gut wie abgestorben waren, werden den neu constituirten Gemeinden sich zuwenden und diese Gemeinden werden sich je nach den verschiedenen Anschauungen, die in ihnen vorherrschend sind, zu größeren religiösen, christlichen, evangelischen Bündnissen vereinigen. Und diese freien Bündnisse, alle geeinigt in dem Gegensatz zum römischen Katholicismus, sie sind die neue evangelische Kirche Preußens.““

„„Welcher Protestant, welcher evangelische Christ sollte sich von diesem Bilde, das hier uns in ein paar

flüchtigen Zügen angedeutet worden, nicht lebhaft angesprochen fühlen! Müßte nicht eben vor allem die protestantische Presse Veranlassung nehmen, die evangelischen Gemeinden Preußens auf einen solchen Umschwung ihrer kirchlichen Verhältnisse und für die Arbeit, die dann gethan sein will, in aller Weise vorzubereiten und zu begeistern? Hoffentlich wird man dann anfangen, die deutschen Dissidentengemeinden mit einem andern Maaße zu messen, als man es bisher gethan hat, diese aber werden ihre zehn- und zwölfjährige Erfahrung gern zum Besten geben, ohne sich ein andres Verdienst zuzuschreiben, als die Vorläufer jener großen religiösen Wiedergeburt zu sein, die dann zunächst in der evangelischen Kirche Preußens ihren Anfang nähme.""

Wir wollen uns dieses Reich der Herrlichkeit etwas näher ausmalen: — nur wollen wir dabei nicht vergessen, daß es in Deutschland im Jahr des Herrn 1858 aufgerichtet werden soll, nicht in Schottland im Jahre 1600, wo die puritanische Gesinnung und Bildung jedes Gemeindeglied so gefaßt hatte, daß eine Gemeinde wirklich der Träger der Rechtgläubigkeit war; nicht in Amerika, wo so viel Platz ist, daß nöthigenfalls eine Gemeinde den andern, wenn sie ihnen lästig wird, aus dem Wege gehn kann. Also die kirchliche Souverainetät wird in die Gemeinde verlegt, und eine Gemeinde bildet, wer sie bilden will. Nun ist bekannt, daß die rechtgläubigen Prediger einen recht großen Zulauf haben, und die Zahl der freien Gemeinden, die einen Vilmar, Kliefoth, Hengstenberg u. s. w. an die Spitze stellen, würde ziemlich beträchtlich sein; andere würden Uhlich oder Rupp vorziehn, auch Feuerbach, Bruno Bauer und Karl Vogt würden ihre Stelle finden. Auch wir sind keine Propheten, aber wir

getrauen uns doch den Gang der Ereignisse ziemlich bestimmt vorzuzeichnen.

Zuerst würde der theologische Dilettantismus überhandnehmen, alle Welt würde über das Wesen Gottes und ähnliche Dinge eine Meinung an den Tag bringen, Wissenschaft und Kunst würden hintenangesetzt werden, die verschiedenen Gemeinden würden sich aufs tödtlichste bekämpfen und, um diesen bunten Atomismus voll zu machen, würden ein Dutzend Mormonenheilande aufstehn und die Gläubigen zum Kampf gegen die Ungläubigen vereinen. Oder ist die Königsberger Sonntagspost wirklich so blind, daß sie diese Keime der Verrücktheit und Barbarei in unserm Zeitalter gar nicht wahrnimmt? Freilich hat sie öfters den Lehrsatz ausgesprochen, die Natur des Menschen ist immer gut! da aber die Geschichte bekanntlich vieles Böse enthält, und die Geschichte für den gewöhnlichen Blick des Sterblichen nur von Menschen gemacht wird, so werden diese Anhänger des sonderbarsten aller Grundsätze zur Erklärung der Geschichte wohl den Teufel zu Hülfe nehmen müssen. Wir erlauben uns die bescheidne Behauptung, daß innerhalb dieses Atomismus bei unserm hauptsächlich durch Eugen Sue und ähnliche Propheten vorgebildeten Publicum die ausgemachtesten Charlatane den größten Anklang finden würden.

Noch einmal: wir sind keine Propheten, aber wir erlauben uns doch die Behauptung, daß wenn man sich diese absurde Voraussetzung als möglich und wirklich denkt, in dreißig Jahren folgendes das Endresultat sein würde: Deutschland würde katholisch sein.

Die Reformation war, wie wir bereits bemerkten, durchführbar, weil Luther mit dem vollen Glauben eines

wirklichen Berufs auftrat; sie schlug zum Heil aus, weil er mit seiner dämonischen Kraft einen unüberwindlichen despotischen Ordnungssinn verband. Er konnte das alte Kirchengebäude einreißen, weil sein Wille sicher und seine Hand fest genug war, um sofort ein neues aufzurichten. Man hat sich oft über die Härte beschwert, mit welcher er Karlstadt, den Wiedertäufern und andern subjectiven Propheten entgegentrat; wo nahm er, fragt man, das Recht her, gegen andere despotisch zu sein, da er selber doch den Despotismus bekämpfte? Er nahm das Recht aus seinem Glauben, der ihn keinen Augenblick im Zweifel darüber ließ, daß er nur den Willen Gottes durchführe; er nahm den Inhalt seines Glaubens aus seinem Instinct für Ordnung; er bewies seinen Beruf, indem er, der arme Doctor, der Diener seines Kurfürsten, mit einem Despotismus ohne Gleichen Deutschland beherrschte. Nachher konnte er sterben, denn sein Gebäude stand fest; 25 Jahre vorher hätten Karlstadt, die Wiedertäufer und die andern subjectiven Propheten, wenn man sie frei gewähren ließ, das Reich wieder der katholischen Kirche überliefert. Was Luther im Großen war, das waren Knox und Calvin im Kleinen: harte Eichenherzen, gar nicht sentimental, gar nicht rücksichtsvoll, gar nicht geistreich, aber ihr Wille war souverain. Spottet nur über ihre Einseitigkeit, freut euch eurer erweiterten höheren Bildung, eurer größern Humanität! Ihr werdet freilich dem Teufel kein Tintenfaß ans Gesicht werfen, aber ihr werdet auch keine neue Kirche gründen. Rüttelt nicht an dem alten Gebäude, dessen Ruinen euch begraben würden! Oder wenn euch das zu herausfordernd klingt, so setzt „„wir““ statt „„ihr““, „„wir““ sind auch damit einverstanden.

Die evangelische Kirche ist nothwendig als streitende Kirche gegen den Katholicismus; sie ist nothwendig als streitende Kirche gegen Barbarei und Bestialität; sie ist endlich unsre geschichtliche Heimath, das altgewohnte Haus unsrer theuersten Empfindungen. Auch wir halten sie der Verbesserung für bedürftig und für fähig, aber der angestrebte Weg ist ein falscher. Die Verbesserung der evangelischen Kirche erfolgt durch den Fortschritt der Wissenschaft und des Staats; das Gedeihen der Kirche hängt von ihrer innigen Verbindung mit beiden ab.

Nicht das souveraine Belieben der Masse soll die Kirche hervorbringen, aber sie steht mit der Bildung der Masse in inniger Wechselwirkung. Sorgt für gute Schulen bis in die untersten Kreise des Volks herab, und die Universitäten, die Pflanzschulen der Geistlichen, werden nicht daran denken, eine Bildung zu verbreiten, die der allgemeinen Bildung, der wirklich allgemeinen widerstrebt; gebt gute Gesetze, pflegt und erweitert die bestehenden Organisationen des Volkes, damit die Arbeit des Werkeltags von Segen sei, und es wird dem Sonntag eine aufrichtige Andacht entgegendringen. Wir haben schon früher auseinandergesetzt, daß wir selber das schöne Amt eines Geistlichen nicht auf uns nehmen können; aber dafür können wir sorgen, daß die alte Theologie, die byzantinische Dogmatik nicht wieder aus dem Schutt hervorgezogen werde. Die Geistlichen sollen Seelsorger sein und nicht theologische Streithengste. Auch hier geht das Uebel von den großen Städten aus, wo die Wirksamkeit der Geistlichen freilich eine sehr eingeschränkte ist.

Der leitende Grundsatz alles wahren Fortschritts ist, daß jeder an seinem Platz seine Schuldigkeit thut, und sich

nicht etwa einbildet, die Rechtfertigung Gottes in dem Weltganzen übernehmen zu müssen. Wir, so weit wir den gelehrten Kreisen angehören, haben die Wissenschaft zu pflegen, wie sie als das Erbe der Griechen durch das unsterbliche Wirken unsrer classischen Literatur uns überliefert ist; in dieser Beziehung sind wir vollkommen frei, jede Accommodation entwürdigt die Heiligkeit des Gedankens. Wir als Bürger haben nach bester Einsicht für das Wohl der Gemeinde und des ganzen Staates einzutreten, unsern Willen aber dem Gesetz und dem Gemeinwillen unterzuordnen. Wir als Mitglieder der historischen Kirche haben uns daran zu erinnern, daß diese Kirche, auch wenn sie nicht durchweg in reinen Händen ist, eine heilige Mission zur Erziehung des Volks, eine Pflegerin des Ideals, ein Erinnerungszeichen an den Himmel ist, der das Leben sichtbar umgibt. Je mehr wir uns überzeugen, daß wir selbst diese Mission nicht ausüben können, da die Stütze einer höheren Autorität uns abgeht, desto schonender müssen wir gegen den Standpunct unsrer Brüder sein, denen dies heilige Amt obliegt. Die augenblicklichen und localen Uebelstände einer geistlosen Rechtgläubigkeit drängen sich freilich dem Einzelnen sehr lebhaft auf, und ein locales Heilmittel, wie die Gründung einer Separatistengemeinde, mag unter Umständen für das Ganze unschädlich sein, obgleich es grade für den Gebildeten immer bedenklich bleibt, sich in einer Secte dem allgemeinen Leben des Volks zu entziehn. Aber dies Radicalmittel, allgemein angewandt, würde die Auflösung des ganzen Organismus zur Folge haben." — — —

„Vielleicht findet man die Forderung, daß der Staat keine Theologie treiben solle, mit der Forderung, daß

die protestantische Kirche mit dem protestantischen Staate in innigem Zusammenhange bleiben solle, unvereinbar. Darauf haben wir Folgendes zu erwidern.

Nicht blos vom Staat wünschen wir, daß er sich von der Theologie frei halte, sondern wir wünschen auch von der Kirche, daß sie die Theologie nur in ihren Mußestunden treibe. In dieser Beziehung stehen wir auf dem Boden Kants, Herders und Schleiermachers. Der Prediger sei ein Seelsorger, kein Casuist.

Ferner lassen wir den principiellen Unterschied, den man namentlich in einem Theil der Demokratie zwischen Staat und Gemeinde macht, nicht gelten. Es ist das auch eine von jenen unglückseligen Abstractionen, durch die in unsre Begriffe eine babylonische Verwirrung gekommen ist. Politische Gewalt ist politische Gewalt, mag ihr Umfang groß oder klein sein. Gleichviel ob von der durch die Stände controlirten Staatsregierung oder von dem durch den Kreistag controlirten Landrath oder von dem durch die Gemeindeältesten controlirten Schulzen die Rede ist: überall sind es politische Gewalten, und weder das Ministerium noch der Magistrat, weder der Landrath noch der Schulze sollen als solche Theologie treiben; sie sollen ihre Maaßregeln lediglich nach dem Gesetz und den bürgerlichen Interessen einrichten. Es ist keine leere Formel, wenn man die Kirchengemeinde von der politischen Gemeinde trennt, auch in dem Fall, daß beide die nämlichen Individuen enthalten; es ist keine bloße Vexation, wenn sowohl die Kirchengemeinden als die Prediger durch Landesconsistorien überwacht werden, die vorläufig die Einheit der Kirche vertreten und die zur organischen Einheit der Kirche nöthig sind, auch wenn für den Augenblick gegen ihre Zusammensetzung manches

eingewendet werden könnte. Es ist keine leere Formel, wenn man in der Obrigkeit (nicht blos in dem König) die bischöfliche von der politischen Gewalt scheidet. Dies ist die historische Grundlage unsrer Reformation und unsrer Kirchenverfassung, sie ist vorläufig durch nichts zu ersetzen, am wenigsten durch Synoden und Concile, die sich nie einigen, nie eine wirkliche Autorität erzwingen würden, wie das auch alle Versuche der letzten Tage gelehrt haben."

Wir haben uns in dieser Schrift unter Anderm bemüht zur Erleichterung der Urtheilsbildung die verschiedensten Stimmen aus dem Munde bekannterer Persönlichkeiten über die Bewegung innerhalb des Protestantismus zu sammeln. Wir sind natürlich sehr weit entfernt alle diese Aeußerungen vertreten zu können und könnten eine Behauptung, wie die von Bruno Bauer S. 44 angeführte im Gegentheil kaum stark genug desavouiren. Auch den Aufsatz der Grenzboten können wir nur etwa in seinen Resultaten vertreten, wohl aber dem Leser selbst in den Einzelheiten zur aufmerksamsten Beherzigung empfehlen.

Das Landvolk und die Kirche.

Um die Stellung der freien Gemeinden noch vielseitiger zu würdigen, müssen wir endlich uns zunächst nach der Kirche selbst umschauen. Wir sahen die Provinz Sachsen oben selbst von amtlicher Seite her als

rationalistisch betrachtet. Sie ist es jedoch nur vielleicht im Vergleich mit andern Provinzen, nicht an und für sich. Bei der Beweisführung könnte die Rücksichtnahme auf die jetzige Generation der Theologen, auf innere und äußere Mission eben so trügerisch sein, als es die ausschließliche Berücksichtigung der Geistlichkeit im Jahre 1845 war. Ein Blick in's Volk und was in ihm wurzelt, kann uns allein den rechten Aufschluß geben. Wir lassen aber für unsern Zweck auch unbeachtet, was im kirchlichen Leben mehr als schön und poetisch, denn als ausschließlich christlich erscheint. Noch mehr was, wie eine zweimal stürmisch von Ehebrechern verlangte Art von Kirchenbuße, doch mehr subjectiver Ausdruck ist. So werden wir darauf geführt die Sonntagsfeier in der Provinz Sachsen herauszugreifen. Wir folgen dabei der Beschreibung eines im Jahre 1858 erschienenen Buches, aus welcher wir nur zu entfernen hatten, was von dem Verf. aus früherer Zeit hinzugefügt wird und was nach unserer Erinnerung an die Provinz Sachsen selbst für das Land nicht als maaßgebend für etwas weitere Kreise zu betrachten sein dürfte. So aber darf man noch immer folgendes Bild aufstellen.

Schon der Sonnabend gilt als Rasttag. Es werden die Vorbereitungen im innern wie im äußeren Haushalt getroffen, welche die Würde und die Ruhe des heiligen Tages erfordern. Namentlich tragen die ländlichen Hausherren zur Sommerzeit auch Sorge, daß das grüne Futter für's Vieh zu rechter Zeit herbeigeschafft wird, damit nicht nöthig ist, es am Sonntag vom Felde zu holen. Meistens schon eine Stunde früher als an den gewöhnlichen Wochentagen — während des Sommers um 5 Uhr und während des Winters um 4 Uhr — er-

klingt das Abendgeläut und verkündet mit verdoppelter oder doch mit verstärkter Stimme den Anbruch des bedeutungsvolleren Feierabends: Nach dem Geläut wird dreimal, an einigen Orten drei mal dreimal die Betglocke angeschlagen. Bald ruhet die alltägliche Arbeit, und es sammeln sich die Hausgenossen um den Abendtisch. Unmittelbar aber nach dem Essen folgt in vielen Häusern noch ein Hausgottesdienst, mit dem auch sonst wohl in der Woche der Arbeitstag beschlossen wird, der aber in diesen Häusern am allerwenigsten ohne die dringendsten Hindernisse am letzten Wochentage ausfällt. Jeder greift in solchen Familien nach dem Gesangbuch, der Hausvater verwaltet ein Priesteramt. Er bestimmt die Lieder, welche gesungen werden sollen und leitet den Gesang. Wir haben demnach in der Provinz Sachsen genau das Bild vor uns, wie vor fast hundert Jahren der Dichter Robert Burns in Schottland es sah. Er erzählt in dem ergreifenden Gedichte: „Des Landmanns Samstagabend“:

Nach heitrer Mahlzeit schließet sich ein Kreis
Weit um den kleinen Heerd voll Frömmigkeit;
Mit Patriarchenwürde schlägt der Greis
Die große Bibel auf, die stolze Freud'
Schon seines Vaters, legt die Mütz' beiseit
Und zeigt die grauen Schläfe dünn und kahl;
Dann sucht er eins der Lieder, die einst weit
Von Zion tönten, mit verständ'ger Wahl
Und spricht voll Ernst: laßt Gott uns dienen allzumal!

So findet der folgende Morgen bei Alt und Jung die Herzen wohl bereitet. Die Frühstunden werden dazu benutzt die unerläßlich nothwendigen Geschäfte zu

ordnen, um dann ungestört den höheren Zwecken des lieblichen Ruhetages sich hingeben zu können. Wäre es unvermeidlich mit dem kleineren Gespann irgend noch ein geringes Werk auszurichten, so geschieht es nicht ohne eine gewisse Scheu und wird so zeitig abgethan, daß Roß und Wäglein noch vor dem ersten Vorgeläut zur Kirche wieder an Ort und Stelle sind. Sobald Morgens 8 Uhr dies erste Zeichen zum Gottesdienst mit der großen Glocke gegeben ist, werden die Kirchenröcke herbeigeholt. Wenn nach Verlauf von ziemlich drei Viertelstunden zum zweitenmal das Geläut der großen Glocke ertönt, sieht man schon aus vielen Häusern von Männern wie Frauen, von Jung und Alt den Weg zur Kirche beschreiten. Aber eine noch größere Menge von Kirchgängern strömt herbei, sobald nach einer Viertelstunde, 9 Uhr, das Geläut der sämmtlichen Glocken die Gemeinde zum letzten Male ruft, denn Alle beeifern sich noch während des Einläutens zur Kirche an ihren Platz zu kommen. Es gibt so leicht kein Haus, aus welchem nicht etliche Bewohner der Kirche zueilen. Hie und da hat Jeder, auch wenn verschiedene Wege von seiner Wohnung aus zur Kirche führen, doch seinen bestimmten Kirchenweg. Es ist nicht immer der kürzeste, sondern der Weg, auf welchem die Füße der Vorfahren zur Kirchfahrt wandelten. Auf diesem geheiligten Kirchenwege und auf keinem anderen begleitet man auch die Todten auf ihrem letzten Gange zur ewigen Ruhe. In der Kirche an seinem Platz angekommen, setzt Niemand eher sich nieder, bis er stehend im Stillen — meist ein Vater unser — gebetet hat. Dabei verhüllen die Betenden ihr Antlitz; die Männer, indem sie den Hut vor das Gesicht halten, und die Frauen, indem sie das gebeugte

Haupt an die Brüstung ihres Kirchensitzes lehnen. „Ich werde dabei — sagt der Verf. jener Schrift, der „kirchlichen Sitten" (Berlin, Besser) — an die Ehrerbietung erinnert, mit welcher Moses bei dem feurigen Busche vor Gott stand. Und Mose verhüllte sein Angesicht, denn er fürchtete sich, Gott anzuschauen. (2 Mose 3, 6.)"

Wir schließen diesen Blick auf das Volk in der Provinz Sachsen mit den Worten von Robert Burns in jenem Gedichte:

Die Scenen machen Schottland groß, voll Kraft,
Geliebt zu Haus, geachtet in der Fern'.

Uhlich's Pfingstpredigt und das Concil.

Unsre Schrift hat sich die Aufgabe gestellt eine größere Kenntniß von der im Schooße der protestantischen Kirche erwachsenen Bewegung zu verbreiten, um ein richtiges Urtheil über sie, aber auch über die zu ihnen in Bezug stehenden Maaßregeln der jetzigen Staatsregierung wo möglich herbeizuführen. Zugleich möchten wir der Kirchengeschichte durch diese Arbeit dienen. So können wir denn — dem Schlußcapitel vorgreifend — nicht umhin hier auch anzumerken, daß Uhlich am Morgen des 1. Pfingsttages 1859 abermals in Berlin aufgetreten ist. Er hielt den Gottesdienst der freien Gemeinde, welcher deshalb in die Tonhalle verlegt war, wobei man, wie wir hören, eine bessere Orgel in dem gewöhnlichen Locale zurücklassen

mußte, als diejenige war, welche man in der Tonhalle vernahm. Wir lassen eine Beschreibung dieser Uhlich'schen Pfingstfeier nach Privatmittheilungen folgen. Nach diesen führen wir seine Person also nochmals vor.

Schon eine Stunde vor dem Beginne des Gottesdienstes begann der große Saal der Tonhalle sich zu füllen. Dann auch füllten sich zwei um den ganzen Saal herumlaufende Galerien. Sah man die Reihen aufgestellter Stühle im Saale, so mochte man sich fast in die Glanzperiode des Köthener Bahnhofs zurückversetzt fühlen. Aber mit Wehmuth sah man jetzt das Uhlich'sche Local um ein kleines Geräth vermehrt: die Rednerbühne war nicht mehr bloß Rednerbühne; sie war mit einer Decke umgeben und Surrogat des Altars geworden. Vier große stämmige Leuchter der Tonhalle umgaben ihn, sie waren sogar von Gußeisen, am Boden befestigt und hatten mehrere Arme, aber diese Altarkerzen brannten so wenig, als der gewaltige Kronleuchter, der zufällig über der großen Lichtversammlung thronte. Doch Pfingsten ist ja ein Blumenfest, von dem es heißen mag: „Schmücket das Fest mit Maien!" Auch nach Berlin trägt man sie am Pfingstheiligeabend herein. In der Provinz Sachsen aber schmückt man an vielen Orten Kirche, Thurm und Häuser mit ihnen, wie man denn selbst in kühlen Maienzelten Volksfeste feiert. Zwei Blumenvasen standen in der That noch als Andeutung auch auf dem Uhlich'schen Altare.

Den Anwesenden konnte Niemand ihre Beziehungen zur freien Gemeinde auf den Gesichtern lesen. Daß die Mehrzahl zu dieser in keiner Beziehung, jedoch etwa auf dem Standpuncte der ehemaligen Lichtfreunde stand, ging

aus den vor Beginne des Gottesdienstes geführten Gesprächen hervor. Ihrer Bildung nach mochten alle zu den Halbgebildeten gehören. Das Erscheinen des bekannten „Vater Karbe", einer aus der schlimmsten Zeit der Berliner Revolution bekannten Persönlichkeit, in der Nähe des Altars machte stille Sensation. Zwei Polizeibeamte kamen in Uniform. Einer von ihnen, der sich vor Eröffnung des Gottesdienstes mit dem Helm auf dem Kopfe dem Altar näherte, wurde durch eine Stimme aus der Menge unten im Saale veranlaßt ihn sogleich abzunehmen.

Uhlich saß jetzt bereits in der Nähe seines Altars auf einem der Stühle. Ein Mädchen, mehr Kind als Jungfrau, und eine ältliche Frau, welche sich zu beiden Seiten neben ihn setzten, zeigten, wie seine Lehre in die Familien dringt. Die Frauen waren sehr zahlreich vertreten.

Plötzlich unterbrach der Ton des Orgelsurrogates die Unterhaltung. Es war ein Clavier oder eine Orgel, die sich zu der Orgel einer Dorfkirche oder eines Doms verhielt wie eine Kindertrompete zu einer wirklichen Trompete oder einer Posaune. Zu dieser Musik, die Luther in unserer Zeit nicht als Musik anerkannt haben würde, wurde gesungen:

Nicht modern kann in Grüften
Die ew'ge Gotteskraft,
Sie hat zu freien Lüften
Der Tiefe sich entrafft,
Ist mancherwärts im Volke
Allmählich aufgeflammt,
Durchstrahlet hell die Wolke,
Die aus der Tiefe stammt,
Die aus der Tiefe stammt.

Der Strom des neuen Lebens
Braust durch die Zeit daher!
Es setzet sich vergebens
Gewalt und List zur Wehr.
Wer da zu hemmen meinet,
Wird bald der Wogen Spiel;
Nur wer dem Strom sich einet,
Kommt glücklich an das Ziel,
Kommt glücklich an das Ziel.

Während des Gesanges trat Uhlich im Oberrocke hinter den mit einer Decke und einer ungebrauchten Bibel belegten Tisch. Er erschien fast jugendlich und rüstig.

Nach jenen Strophen sollte zufolge der am Eingange überreichten: „Liturgie und Gottesdienstordnung" eine „liturgische Anrede" folgen, dann ein Lied vor der Predigt und die Predigt selbst. Weil indessen Uhlich, wie es nachher hieß, den Nachmittag in Brandenburg predigen wollte, oder aus einem andern Grunde, wurden liturgische Anrede, wenn von derselben überhaupt noch die Rede sein sollte, und Predigt zusammengezogen.

War's nun liturgische Anrede, war's Predigt, Uhlich begann: „So viel Menschen! so viel Menschen!"

Alle diese Menschen, so ungefähr fuhr er fort, wollten mit ihm die Wahrheit suchen und Pfingsten feiern. Das Pfingstfest sei ein Fest des Geistes, und selbst die nach dem Tode angeblich wiederkehrenden Geister wurden besprochen. So kam er auf den wirklichen Geist und auf den heiligen Geist. Auch der Begriff heilig wurde für sich erörtert. Dieser Begriff sei sehr relativ. In Böhmen halte man Bilder und Kreuze an den Wegen für heilig. Bei uns Altäre und Kanzeln. Aber wenn auf einer Kanzel verflucht werde, so werde sie schon

dadurch unheilig. Der Geist nun, der Geist der Wahrheit solle in alle Wahrheit leiten. Religion sei das ausgesprochene Gewissen. Deshalb müsse auch das Volk mit der Wahrheit immer in voller Uebereinstimmung sein, und er tadle die Wissenschaft, die ihre Resultate nicht vor die Menge bringen wolle, um Ehren und Aemter nicht zu verscherzen. Jedoch die Menschheit habe keine Eile, und so könne auch er ihre noch freiere Entfaltung abwarten. Seine Verbündeten seien alle schlagenden Herzen und Gewissen.

Zuletzt sprach Uhlich seine Freude aus in diesen schönen Tagen auch noch da zu sein, mahnte in seiner zum Theil nicht ohne eine ihm früher fremde Feinheit vorgetragenen Rede nochmals recht lebendig an das Pfingstfest und verwahrte sich nur in seiner vom Positiven nicht die entfernteste Andeutung enthaltenden Predigt ausdrücklich gegen das Brausen. Er hätte dies nicht nöthig gehabt. Davon wird bei der Ausgießung des Uhlich'schen Geistes Niemand etwas verspürt haben.

Noch lange vor König's Tode sagte die evangelische Kirchenzeitung, die lichtfreundliche Bewegung gleiche einem Affen und einem Kameel, welche sich nur noch auf den Dörfern sehen lassen dürften. Dennoch hat Uhlich mit seiner „gummiartigen Zähigkeit" es durchgesetzt selbst in Berlin nach langer Zeit eine Art von Boden zu gewinnen, wiewohl sein Auftreten zu Pfingsten daselbst doch kaum bemerkt ist. Und Uhlich erscheint in diesem Augenblicke zwar nicht durchgebildeter als früher, nicht tiefer, weitblickender und urtheilsfähiger für das, was unsrer Zeit noth thut; aber muthiger mag er dastehen, seit ihm der früher oft wiederholte Vorwurf der Halbheit nicht mehr gemacht werden kann und seit er, frei vom Kirchen-

regimente, sich seiner Willkür hingeben darf. Seine Reden (noch immer für Tausende lang genug) sind zwar nicht erbaulicher, aber kurzweiliger und interessanter geworden, seit er gelegentlich selbst dem Materialismus zulächelt. Sein Vortrag, welcher mitunter die Reste ländlicher Unbeholfenheit als bewußte Nonchalance hat in sich bestehen lassen, ist inzwischen als Manier nicht unangenehm ausgebildet und gewandter geworden.

Wir haben diese Notizen von Uhlich's jetzigem Auftreten gegeben, weil man sich nach seiner immer noch höchst unbedeutenden Schriftstellerei kein vollständiges Bild des Mannes machen kann. Eine weitergreifende Wirksamkeit Uhlich's aber halten wir schon deshalb nicht mehr für möglich, weil wir fest überzeugt sind, daß sein und der freien Gemeinden jetziger Standpunct selbst dem aufgeklärtesten Volksbewußtsein nicht mehr entspricht, sondern ihn **wesentlich isolirt** hat.

Daß die freien Gemeinden weit entfernt sind das Volksbewußtsein in unserer Zeit selbst nur nach der Seite der Aufklärung hin zu repräsentiren, möchten wir auch aus den Verhandlungen des am 16. und 17. Juni 1859 zu Gotha abgehaltenen Concils schließen. Wir lassen hier drei Zeitungsberichte über dies Concil abdrucken, von denen die beiden letzten Originalcorrespondenzen der Berliner Vossischen Zeitung sind:

„Gotha, 16. Juni. Heute beginnt hier das Concil der deutschkatholischen und frei-evangelischen Gemeinden. Es bestehen zur Zeit etwa 100 freireligiöse Gemeinden in Deutschland, von denen auf Südwestdeutschland ungefähr 20, auf das Königreich Sachsen 5, auf das übrige Deutschland 10, der Rest auf Preußen kommen.

Gegen 200 Gemeinden sind seit 1850 der gewaltsamen Unterdrückung oder der harten Bedrückung unterlegen. In den verschiedenen Gemeinden sind 32 Prediger thätig. — Als besondere Anträge zur weiteren Besprechung gingen aus der gestern Abend stattgefundenen Vorberathung hauptsächlich hervor: 1) Wie läßt sich ein Lehrstuhl für religiöse Bewegung gründen? 2) Es ist die Existenz von Reisepredigern durch Gründung einer allgemeinen Centralkasse möglich zu machen. 3) Die Frage des Unterrichts betreffend: es ist zweckmäßig, daß die freien Gemeinden einen Fortbildungsunterricht für ihre Mitglieder in dem Alter vom 14. bis 20. Jahre erhalten. 4) Wie stehen die Glieder der religiösen Bewegungen zum Christenthume? 5) Ist es zweckmäßig, Frauenvereine in den freien Gemeinden zu gründen? — Als besonders nutzenbringend wurde hierbei der in Magdeburg eingeführten Helfereinrichtung erwähnt."

„Gotha, 16. Juni. Das Concil der freireligiösen Gemeinden schritt in seiner heutigen, von einer zahlreichen Zuhörerschaft besuchten Sitzung, nachdem es Uhlich zu seinem Vorsitzenden gewählt, alsobald in Hinblick auf die Kürze seines Zusammenseins, da morgen schon die Sitzungen schließen, zu dem Hauptgegenstande seiner Berathungen, über Verfassung des Bundes freireligiöser Gemeinden, und adoptirte die neun von der Nordhäuser Gemeinde eingebrachten Sätze zur Grundlage seiner Berathungen. Dieselben lauten: „„Bundes-Ordnung der freien Religions-Gemeinden. 1) Name: Bund freier Religions-Gemeinden. 2) Zweck: Förderung unseres religiösen Lebens. 3) Grundsatz: Freie Selbstbestimmung in allen religiösen Angelegenheiten. 4) Mitgliedschaft: Glied des Bundes ist jede Gemeinde, welche die Bundes-

ordnung anerkennt und ihren Beitritt bei dem betreffenden Bezirks- oder Bundesvorstand angemeldet hat. 5) Verfassung: Der Bund gliedert sich nach Kreisen und Bezirken und wählt einen gemeinsamen Bundesvorstand zu seinem Organ. 6) Bundesversammlung: Mindestens jedes fünfte Jahr wird auf Einladung und Einleitung des Bundesvorstandes eine Bundesversammlung gehalten. 7) Die Schlüsse der Bundesversammlung sind Rathschläge für den Bund, welche durch Anerkennung Seitens aller Bundesglieder (4) zu Bundesbeschlüssen werden. 8) Der Bundesvorstand wird von der Bundesversammlung in Vorschlag gebracht, aber von den Bundesgemeinden frei gewählt. 9) Bundesreform: Veränderungen dieser Bundesordnung behufs ihrer Aus- und Umbildung sollen nur auf Vorschlag der Bundesversammlung und nach einhelliger Bewilligung seitens der Bundesglieder (4) stattfinden.""

„Gotha, 17. Juni. In der heutigen Schlußsitzung des Concils freier religiöser Gemeinden nahm dasselbe noch einige Zusätze zu dem gestern Abend nach lebhafter Debatte angenommenen Bundesstatut an (resp. brachte sie noch in den Text), von welchen, weil den Bund als solchen erst recht begründend, der über die Verbindlichkeit der auf die Verfassung sich beziehenden Beschlüsse für alle Bundesgemeinden, genannt zu werden verdient. Sodann schritt man zur Wahl des Bundesvorstandes, welche auf Balzer in Nordhausen, Uhlich in Magdeburg, Albrecht in Ulm, Ender in Königsberg und Bulla in Löbau fiel. Ein Antrag auf Zulassung der Reformjuden in den Bund ward deshalb nicht zum förmlichen Beschluß erhoben, weil eine solche Zulassung nach dem Bundesstatut, das nur frei religiöse, nicht gerade christliche Ge-

meinden kenne, selbstverständlich sei. Dem Vereine für Gewissensfreiheit in Hamburg votirte das Concil seinen Dank und erklärte sich für Förderung des Instituts der Frauenvereine und der Kindergärten, während die Anträge auf Abfassung eines gemeinsamen Gesangbuchs und auf die Aeußerung über das Religionsbekenntniß der frei religiösen Gemeinden nicht die Billigung des Concils fanden und daher zurückgezogen wurden. Des Nachmittags beriethen noch die preußischen Abgeordneten über die rechtlichen Zustände ihrer Gemeinden und wählten einen Vorstand, um mit den Behörden gegen Abhülfe der noch vorhandenen Desiderien in Communication zu treten."

Eine Wissenschaft, die nur auf die Popularisirung einer bestimmten Richtung der Theologie hinausläuft, scheint uns einen Lehrstuhl auf keine Weise gründen zu können. Ob die preußische Regierung mit dem in Gotha gewählten „Vorstande" auch seiner Seits „in Communication zu treten" geneigt ist, dürfte fraglich sein. Wenn die freien Gemeinden sich für „frei religiöse, nicht gerade christlich" erklären und die Aufnahme der Reformjuden als selbstverständlich betrachten, so ist jedenfalls die Stellung der Regierung zu ihnen durch das Concil nichts weniger als erleichtert.

Das Cultusministerium und die Dissidenten.

Da schon die obigen Mittheilungen mit Discretion abgefaßt waren, so können wir uns um so weniger entschließen über „die neuste Aera auf dem Gebiete der religiösen Fragen" eingehendere Mittheilungen aus der Provinz Sachsen zu machen. So weit das Nähere durch öffentliche Blätter, namentlich durch Zusammenstellungen im Nathusius'schen Volksblatte, zu unsrer Kunde gekommen ist, hat es auf uns durchaus keinen erfreulichen Eindruck gemacht.

In der Provinz Sachsen soll in denjenigen Kreisen, welche zunächst in politischer Hinsicht mit dem jetzigen preußischen Ministerium etwa auf gleichem Boden stehen und wohl nicht ohne Grund annehmen, daß das Cultusministerium weit entfernt sein wird den alten Rationalismus innerhalb der Kirche absichtlich zu beunruhigen, so wenig es dessen Auffassungen theilen kann, die Ansicht herrschen, daß die freien Gemeinden mit den Familien, welche einmal zu ihnen gehören, mit der Zeit aussterben werden. Eine Kirchenverfassung würde zu dem Verschwinden der freien Gemeinden immerhin auch etwas beitragen. Unsre Vorliebe für dieselbe ist öfters ausgesprochen; doch will der richtige Augenblick dazu gewählt sein und alles Drängen und Pressen in dieser Sache scheint uns vom Uebel.

Wir schließen mit der Nachholung einer Reihe von Aeußerungen des Cultusministeriums über die Dissidenten, indem wir an das erinnern, was zu Ende des Abschnittes „die freien Gemeinden und die Politik" über die jetzige

Stellung der Dissidenten überhaupt gesagt wurde und mehr das Ministerium des Innern betraf.

Zunächst holen wir die Rede des Herrn Ministers von Bethmann-Hollweg am 28. Februar 1859 aus dem Hause der Abgeordneten nach:

„Von dem Standpuncte meines Ministeriums kann ich den Wegfall aller ferneren einschränkenden Maaßregeln gegen harmlose religiöse Versammlungen, welcher religiösen Richtung sie auch angehören mögen, nur herzlich willkommen heißen. Denn solche Maaßregeln tragen mehr oder weniger den Charakter religiöser Verfolgung an sich, und sind weder der Würde des Staats, noch den preußischen Traditionen, noch unserer Verfassung gemäß; ja sie sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, noch viel weniger im Interesse der beiden großen religiösen Gesellschaften, in welche sich unser Volk theilt. Es wäre ein Armutszeugniß, das diese großen kirchlichen Gemeinschaften sich selbst ausstellten, wenn sie durch solche Mittel sich erhalten zu können glaubten; es wäre ein Widerspruch mit dem ihnen innewohnenden Princip, mit dem Christenthum. Das Christenthum hat durch freie Ueberzeugung die Welt überwunden und wird ferner durch diese geistigen Waffen sich behaupten und Bahn brechen.

Wenn auf diese Weise den dissidentischen Gemeinden die freieste Entwickelung gewährt ist, so wird es an ihnen sein, den Beweis des Geistes und der Kraft zu führen, den die Fundamentalwahrheiten des Christenthums im zweiten Jahrtausend ihres Bestehens täglich führen, sich zu consolidiren, namentlich mehr zu bestimmen und dadurch die Bürgschaft ihrer Dauer zu gewähren. Dann erst wird der Zeitpunct eingetreten sein nach Ansicht der

Staats-Regierung, die durchgreifende gesetzliche Regulirung ihrer Verhältnisse vielleicht durch Ertheilung von Corporationsrechten in Erwägung zu ziehen. Bis jetzt zeigen sie noch ein solches Schwanken und solche Unbestimmtheit in Bezug auf die eigenen Fundamentalsätze, daß nach unserer Ueberzeugung die angedeuteten Schritte noch nicht erfolgen können. Hierdurch ist die Anwendung des Vereinsgesetzes auf sie gerechtfertigt, welches aber, wie der Herr Minister des Innern gesagt hat, in der schonendsten und rücksichtsvollsten Weise, die sie in Anspruch zu nehmen haben, stattfinden wird.

Mein Ministerium berührt speciell die Frage des Unterrichts. Da ist es unzweifelhaft, daß, was den gemeinen Schul-Unterricht betrifft, auch diese Gemeinschaften den allgemeinen Staatsgesetzen unterliegen, daß also die Frage des Privat-Unterrichts, die Frage über die Errichtung von Schulen in diesen Gemeinschaften den Bestimmungen unterliegt, die nach Art. 112 der Verfassungs-Urkunde, als aus früherer Zeit her bestehend, in der Gegenwart maaßgebend sind. Sollte ein neues Unterrichts-Gesetz gegeben werden, so würde es kaum möglich sein, in dieser Beziehung andere Grundsätze anzunehmen; denn das Aufsichtsrecht des Staates hat die Verfassungs-Urkunde selbst in den betreffenden Paragraphen vorbehalten. Anders verhält es sich, und es ist das allein der streitige und ein sehr bedenklicher Punct, mit dem religiösen Unterricht der Jugend. Zwei Rechte nehmen in dieser Beziehung die Dissidenten-Gemeinden in Anspruch, erstens den religiösen Unterricht durch ihre Vorsteher, Redner, Geistliche oder wie man sie nennen will, ertheilen lassen zu dürfen, und zweitens, ihre Kinder fern halten zu dürfen von dem religiösen Unterricht in

den öffentlichen Schulen. Beides wurde ihnen früher bestritten; man glaubte, ihre Religionslehrer nach früheren gesetzlichen Bestimmungen als Privatlehrer ansehen und einer Prüfung unterwerfen zu müssen. Diese Bestimmung mußte schon in ihrer Ausführung zu Verwickelungen Veranlassung geben, da manche dieser Religionslehrer früher bereits ein solches Examen bestanden hatten. Nach sorgfältiger Prüfung habe ich, hat die Staatsregierung sich davon überzeugt, daß die Anwendung jener früheren Vorschriften auf den vorliegenden Fall nicht zulässig ist, daß vielmehr der Religions-Unterricht der Jugend in den Dissidenten-Gemeinden ein wesentliches Stück der freien Religions-Uebung bildet, welche nach Art. 12 der Verfassungs-Urkunde gewährleistet ist, so daß fortan den Religionslehrern dieser Dissidenten-Gemeinden Nichts im Wege steht, diesen Unterricht zu ertheilen.

Ebenso sind wir zu der Ueberzeugung gekommen, daß irgend welcher Zwang zur Theilnahme an dem Religions-Unterricht in der öffentlichen Schule nicht stattfinden darf. Eine bekannte Stelle unseres allgemeinen Landrechts verordnet, daß die Kinder solcher Eltern, die einer anderen Religionspartei angehören, zur Theilnahme an dem öffentlichen Religionsunterricht nicht genöthigt werden sollen. Man hat früher geglaubt, die Anwendung dieser gesetzlichen Bestimmung auf den vorliegenden Fall ablehnen zu können. Ich bin überzeugt, daß auch hier diese altpreußische Bestimmung Anwendung finden muß, daß man kein Recht hat, die Kinder zu nöthigen, sei es an dem Religions-Unterrichte in der Schule, sei es an dem der Geistlichen der Landeskirche Theil zu nehmen, vorausgesetzt natürlich, — wie es auch das Landrecht ausdrücklich sagt — daß ein anderweitiger Religions-Unterricht nachge-

wiesen ist. Für einen solchen aber muß, wie ich schon vorher gesagt habe, der Religions-Unterricht der Geistlichen der Dissidenten gelten. Dies ist nach unserer Ueberzeugung die gesetzliche Lage der Sache, und nach dem Gesetz soll und muß verfahren werden.

Daß der Erfolg im Interesse des Staats ein bedenklicher sei, soll hier nicht verschwiegen werden. Diese Frage ist von der Regierung auch bestimmt und klar in's Auge gefaßt worden. Es ergibt sich daraus das sonderbare, fast widersprechende Resultat, daß, während der Staat darauf dringt und dafür sorgt, daß die gesammte Jugend, also auch die Jugend der Dissidenten-Gemeinden Lesen, Schreiben und Rechnen, und was noch sonst zum Elementar-Unterricht gehört, auf das Sorgfältigste und Beste erlernt, er den Religions-Unterricht und die damit so nahe verknüpfte Sittenlehre ganz ignorirt. Welchen Unterricht die Kinder darin erhalten, darum kümmert er sich gar nicht, so daß also der Fall eintreten kann, daß die zehn Gebote, diese Fundamentalsätze jeder sittlich bürgerlichen Gemeinschaft: Du sollst nicht stehlen; du sollst nicht tödten; du sollst den Namen deines Gottes nicht mißbrauchen u. s. w. — bei vielen dieser Dissidenten-Gemeinden ist selbst das Bekenntniß des lebendigen persönlichen Gottes sehr in Zweifel gestellt — den Kindern vielleicht niemals vorgehalten werden. Indessen das fällt nicht auf unsern Kopf, sondern auf den Kopf derer, die von Gottes und Rechts wegen die Erziehung dieser Kinder zu leiten haben, und die selbst gewissenhaft urtheilen mögen, ob sie den jedenfalls auf mehr als tausendjährigen Grundlagen beruhenden Religions-Unterricht der öffentlichen Schule, oder den wahrscheinlich nur sehr dürftigen ihrer Religionslehrer ihren Kindern er-

theilen lassen wollen. In der That empfiehlt sich aber dieses Resultat nicht bloß durch seine Gesetzlichkeit, sondern auch durch seine Zweckmäßigkeit. Ein anderes Verfahren enthält einen innern Widerspruch. Was kann die Schule ausrichten, wenn sie sich im Kampfe mit der Familie befindet, wenn den Kindern das, was sie in der Schule hören, im Hause als unwahr, als thörichter Aberglaube u. s. w. dargestellt wird?

Es ist die große Aufgabe der beiden christlichen Kirchen, wie es ja ihr Bekenntniß sagt, das Verirrte zu suchen, nicht durch Zwangsmaaßregeln, sondern auf dem Wege der suchenden Liebe, auf dem Wege der Ueberzeugung, durch Lehre und Beispiel das wieder zu gewinnen, was ihnen verloren war."

Hieran möge sich folgendes Schreiben des Cultusministeriums an die Regierung zu Gumbinnen schließen:

„Auf den Bericht vom 7. Januar d. J. den Religions-Unterricht dissidentischer Kinder betreffend, erwidere ich der Königlichen Regierung unter Bezugnahme auf die Nr. 52 des Centralblattes für die gesammte Unterrichts-Verwaltung Folgendes:

Wenn vorausgesetzt werden muß, daß der N. in Tilsit unter Beobachtung der dieserhalb bestehenden Vorschriften aus der evangelischen Landeskirche ausgeschieden ist; daß ferner der freien Gemeinde, zu welcher derselbe sich hält, kein zu ihrer Auflösung oder Inhibirung nöthigendes Bedenken entgegensteht, und ebenso, daß dem ꝛc. Herrendörfer die Ausübung der Functionen eines Predigers an derselben gestattet werde: so muß die Nöthigung des N. und der mit ihm in gleicher Lage sich befindenden übrigen Eltern, ihre Kinder einem andern,

als dem in ihrer Religions-Gesellschaft ertheilten Religions-Unterricht anzuvertrauen, als eine Beeinträchtigung der ihnen durch die Verfassungs-Urkunde gewährleisteten Religionsfreiheit und des in §. 74, 59. des Allg. Landr. II. 2. anerkannten Erziehungsrechts des Vaters, resp. der Eltern angesehen und kann nicht weiter aufrecht erhalten werden. Die betreffenden Kinder sind daher auf Verlangen ihrer Eltern von der Benutzung des in der öffentlichen Elementar-, resp. in der höheren Bürgerschule oder in Gymnasien ertheilten Religions-Unterrichts freizulassen, sobald nachgewiesen wird, daß sie außerhalb der öffentlichen Schule, oder des Confirmanden-Unterrichts Religions-Unterricht erhalten, und ist als solcher der von dem Prediger der Religions-Gesellschaft ertheilte anzuerkennen.

Dabei versteht es sich von selbst, daß der solchen Kindern ertheilte Religions-Unterricht nichts den Staatsgesetzen Widersprechendes, Verbrechen oder Vergehen Begünstigendes, die Treue gegen den Staat und die Sittlichkeit Gefährdendes enthalten darf, widrigenfalls die Königliche Regierung gegen denselben ebenso wie gegen andere ungesetzliche Formen und Aeußerungen der Religionsübung repressiv einzuschreiten haben würde.

Die Befürchtung der Königlichen Regierung, daß auch andere Eltern, die zwar noch äußerlich der Landeskirche angehören, aber mit deren Bekenntniß sich im Widerspruch befinden und überhaupt wenig Werth auf die sittlich religiöse Erziehung der Jugend legen, durch solche Beispiele verleitet werden möchten, ihre Kinder ebenfalls

willkürlich dem öffentlichen Religions-Unterricht zu entziehen, kann als begründet nicht angesehen werden, da ein solches Zugeständniß nur denjenigen Eltern gemacht werden kann und darf, welche durch eine förmliche, den bestehenden Bestimmungen entsprechende Erklärung ihren Austritt aus der Landeskirche bewirkt haben.

Hinsichtlich solcher Kinder aber, welche auf das nach den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen als gerechtfertigt nicht abzuweisende Verlangen ihrer Eltern dem Religions-Unterricht, welcher in den öffentlichen Schulen zur Begründung wahrhaft christlichen Glaubens und Lebens nach der bewährten Weise der Kirche ordnungsmäßig ertheilt wird, entzogen werden, hat die Schule in Betreff ihrer Sittlichkeit und ihres Verhaltens ein besonderes Augenmerk zu richten, und ist vom Standpuncte der Schuldisciplin jedes Aergerniß und Hinderniß zu beseitigen, welches sich der Aufgabe der Schule auf dem Gebiet christlicher Erziehung entgegenstellen möchte.

Hiernach hat die Königliche Regierung im Allgemeinen zu verfahren, hinsichtlich der Schule in Tilsit das Erforderliche anzuordnen, auch den N. und Genossen auf die nebst Anlagen zurückfolgende Vorstellung zu bescheiden.

Berlin, den 6. April 1859.

Der Minister der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten.

An
die Königliche Regierung zu Gumbinnen.

Abschrift vorstehender Verfügung erhält das Königliche Provinzial-Schul-Collegium und die Königliche Regierung zur Kenntnißnahme und Nachachtung.

Berlin, den 6. April 1859.

Der Minister der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten.

(gez.) v. Bethmann-Hollweg.

An
sämmtliche Königliche Provinzial-Schulcollegien
und sämmtliche Königliche Regierungen,
excl. der zu Gumbinnen.

Am 9. April 1859 handelte es sich im Herrenhause um eine Petition der freien christlichen Gemeinde zu Glogau wegen Berücksichtigung mehrerer Wünsche bei Regulirung der Dissidentenangelegenheit. Die Commission des Herrenhauses hatte Uebergang zur Tagesordnung verlangt. Nachdem zuvor Dr. Stahl gesprochen, sagte Herr von Bethmann-Hollweg unter Anderm Folgendes:

„Es ist nie der Staatsregierung in den Sinn gekommen, eine öffentliche gesetzliche Anerkennung der dissidentischen Religions-Gemeinschaften auszusprechen; das hat sie nie gethan, und wird es nicht thun.

Im Gegentheil hat sie die Anforderungen, die an sie herantraten, eine solche Anerkennung, wodurch ihnen eine bestimmte, nicht schon im Gesetz liegende rechtliche Stellung gewährt würde, jeder Zeit zurückgewiesen, insbesondere die Ertheilung von Corporationsrechten. Dies ist, wie von mir an einem anderen Orte ausgesprochen, noch nicht an der Zeit, bei der Unbestimmtheit und völlig schwankenden Gestalt, die diese Vereine zeigen.

Die Stellung der Regierung ist einfach die, daß sie diese Vereine als unter dem Vereinsgesetz begriffen erkennt, also unter den Begriff von Vereinen subsumirt, die öffentliche Angelegenheiten verhandeln. Der Begriff der religiösen Gesellschaft kommt zunächst bei ihnen nur insofern in Betracht, als sie nicht solche sind, denen Corporationsrechte ertheilt wären oder werden könnten. Sonst werden sie nach dem Vereinsgesetz behandelt, welches ohne Unterschied Vereine, die öffentliche Angelegenheiten tractiren, mit demselben Maaße mißt, mit Ausnahme der politischen Vereine, gegen welche schärfere Maaßregeln angeordnet sind. So lange sie sich also der politischen Angelegenheiten enthalten, sind sie unter den allgemeinen Bestimmungen des Gesetzes begriffen, insofern aber Religions-Uebungen, Andachts-Uebungen in ihren Versammlungen vorkommen, insofern fallen sie unter den Begriff des Art. 12, der nicht bloß gewissen Gesellschaften freie Religions-Uebung gewährt, sondern überhaupt die Freiheit der Religions-Uebungen, seien sie häuslich, seien sie öffentlich, gewährleistet. Der bedenklichste und auch gesetzlich in der That bestrittenste Punct ist aber der des Religions-Unterrichts, und ich kann es hier versichern, daß ich, als diese Frage mir praktisch nahe trat, nicht ohne ernste Prüfung der Gesetze, auch nicht ohne ernste Prüfung im Gewissen zu der Entscheidung gekommen bin, die ich als einzig richtig betrachte, und, so lange ich durch Allerhöchste Gnade in diesem Amte bin, praktisch verfolgen werde. Ich muß allerdings behaupten, und das ist es, was früher bestritten wurde, daß der Religions-Unterricht der Kinder einer Dissidenten-Gemeinde, oder wie Sie sie nennen wollen, einen Theil der Religionsübung bildet. Der geehrte Redner hat fein und sehr richtig,

und mir ist dieser Unterschied nicht entgangen, unterschieden zwischen religiösen Acten und dem Religions-Unterricht, nämlich die Andacht, das Gebet, was überwiegend das Gemüth angeht, ist nicht dasselbe, wie der Unterricht. Aber ist nicht dennoch beides unauflöslich verknüpft? Ist ein Gebet möglich ohne religiöse Meinung? — Der geehrte Redner hat selbst darauf hingewiesen. — Und ist nicht mit der Andacht auch die Predigt nothwendig in allen Religions-Gesellschaften, sie mögen Namen haben, welchen sie wollen, verbunden? Und ist die Predigt nicht Lehre der Erwachsenen? Und wie will man mit Kindern Andacht halten, wenn man ihnen nicht Lehren oder religiöse Meinungen vorträgt? Ich bleibe also dabei, daß in der That der Unterricht ein Theil der Religionsübung ist, und eben die Religionsübung stellt Artikel 12 häuslich und öffentlich als freie Sache hin, deren Freiheit wird gewährleistet, und wir sind verpflichtet, uns dem Gesetz beugend, dies anzuerkennen.

Als der Artikel 12 revidirt wurde, ging ich mit dem geehrten Redner denselben Gang, eine kleine conservative Opposition der damaligen Staats-Regierung gegenüber verband uns mit dem Hause, welches dem gegenwärtigen voranging; wir waren auch wesentlich darin eins, daß dem Principe des Artikels 12 nicht widersprochen werden dürfe, nämlich dem altpreußischen Princip der Toleranz in allen seinen Consequenzen; und zwar, wie ich damals persönlich ausgesprochen habe, deshalb nicht, weil die Toleranz ein christliches Princip ist. Auch von dieser Wahrheit gilt: „„das in keines Menschen Herz gekommen war, das kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret hatte,“ “ bis Jesus Christus unser Herr in dem bekannten Gleichnisse zu seinen Knechten sprach: „„Raufet das

Unkraut nicht aus, damit Ihr den Weizen nicht mit ausraufet.'" Die Toleranz, meine Herren, ist das christliche Princip, und dies ist für mich der letzte und allein entscheidende Grund, mich für sie und jede ihrer Consequenzen zu erklären, es ist der Grund meiner Ueberzeugung, daß kein Staat ein christlicher Staat genannt zu werden verdient, als der dieses Princip, wie der preußische Staat seit Jahrhunderten nicht nur anerkennt, sondern auch praktisch durchführt. Aber freilich mit diesem allgemeinen Princip ist es nicht gethan; es fragt sich nur, wie es in seiner Durchführung sich verhält zu den bestehenden Gesetzen. Hier kommt nun allerdings nicht bloß der Artikel 12 in Betracht, sondern auch die älteren Gesetze, und ich ziehe zunächst hier in Betracht jenes auch von dem geehrten Redner angeführte Edict oder Patent vom Jahre 1847, wodurch Seine Majestät der König — Ihm gebührt dieses Verdienst — zuerst eben diesen Weg der Toleranz wahrhaft praktisch zu machen begann. Dieses Edict oder Patent, wenn Sie es ansehen, enthält eine Zusammenstellung der Bestimmungen des Landrechts, die in der That ein Bedürfniß und nützlich war. Diese Zusammenstellung aber ist nicht Gesetz, nimmt für sich selbst Gesetzeskraft nicht in Anspruch, hat also insofern auch nur gesetzliche Geltung, als sie den Paragraphen des Preußischen Landrechts vollkommen entspricht, und nichts darüber Hinausgehendes enthält. Dennoch enthält sie mehr, nämlich eben den Satz, den der geehrte Redner angeführt hat, und auf welchen alles Entgegenstehende gegründet wird: nämlich, daß die Glieder solcher nicht anerkannter Religionsgesellschaften noch Glieder der Landeskirche, oder der katholischen Kirche oder sonst derjenigen Religionsgesellschaft seien, aus welcher sie austreten.

Allein jenen Satz kann ich nicht als Gesetz anerkennen, und eben deshalb, ganz abgesehen von Artikel 12, ihm keine Gültigkeit in dieser Frage beilegen. Es ist diese Frage nun, inwieweit die Dissidenten noch der Landeskirche angehören, allerdings Gegenstand einer Controverse, und es hat das Ober-Tribunal, also der höchste Gerichtshof der Monarchie entschieden, daß in Beziehung auf Kirchenlasten, Geldzahlung und andere Leistungen sie allerdings noch als Mitglieder der Landeskirche oder der katholischen Kirche angesehen werden sollen und angesehen werden müssen. Ich lasse die Richtigkeit dieser Entscheidung dahingestellt sein, es kommt mir weder zu, sie zu bekräftigen, noch ihr zu widersprechen; aber das behaupte ich, und hier schlägt der Artikel 12 ein, daß quoad interna, d. h. in Beziehung auf die Religionsübung selbst, sie nicht ohne inneren Widerspruch mit dem Gesetze als Glieder der Landeskirche angesehen werden können. Wenn das der Fall wäre, so wäre ihnen die Möglichkeit, Gott anders zu verehren, genommen, und sie könnten zu keinen anderen Religionsübungen sich vereinigen, als denen, die der Landeskirche conform sind. Dies kommt in Betracht bei der Frage des Religions-Unterrichts. In Beziehung auf die Religionsübung gehören sie der Landeskirche nicht mehr, und eben so auch in Beziehung auf den Religions-Unterricht, der, wie ich gezeigt, einen wesentlichen Theil der Religionsübung bildet; und sie können jenen Paragraphen des Landrechts vom Jahre 1794 für sich in Anspruch nehmen, wo gesagt wird: wenn Eltern ihre Kinder in einer anderen Religion erziehen wollen, als die in den öffentlichen Schulen gelehrt wird, so sind sie berechtigt, dieselben vom öffentlichen Religionsunterricht zurückzuhalten, — ein Recht, welches den Juden noch nie be-

stritten worden ist, und welches aus demselben Grunde auch den Dissidenten nach meiner Ansicht, und darin wird wohl Jeder, wenigstens dem Principe nach, übereinstimmen, nicht entzogen werden kann.

Ich erlaube mir noch, darauf aufmerksam zu machen: Wohin führt das Gegentheil, wohin führt der Grundsatz, der bisher zur Anwendung kam, und der so weit ausgedehnt wurde, daß man die Kinder der Dissidenten nöthigte, in den Confirmationsunterricht der evangelischen Geistlichen zu gehen, und sich von ihnen confirmiren zu lassen, wohin führt dieses? Es führt ganz sicher zu demjenigen Resultat, was ein berühmter Fall, der Fall Mortara, aller Welt zur Anschauung gebracht.

Zu solchen Consequenzen führt die Intoleranz. Polizeiliche Quälereien, consequent verfolgt, führen zum Scheiterhaufen, und ebenso der Zwang, der in Beziehung auf den Religions-Unterricht den Eltern angethan wird, dahin, daß man sagt: in der Kirche getaufte Kinder gehören ihr an, sie müssen in ihr confirmirt werden, sie sind ihr Eigenthum. Ich glaube nicht, meine Herren, daß für diese Consequenz Jemand in diesem Hause sich erklären wird.

Es wird nun aber folgende Instanz, und das ist die scheinbarste, entgegengesetzt; man sagt: ja, Religions-Unterricht! Es muß aber dann doch die Religion eine wahrhafte sein und nicht Unterricht in der Irreligiosität. Dieser Punct wurde an einem anderen Orte berührt, ich habe ihn damals nicht weiter verfolgt; ich bereue es nicht und scheue auch nicht, jetzt näher darauf einzugehen. Meine Herren! Ich muß daran erinnern, und der geehrte Redner vor mir wird mir Recht geben: wir Deutsche

sind ein besonderes Volk, wir sind tief religiös, aber eben wegen dieser tiefen Religiosität auch zu sonderbaren Abirrungen geneigt. Einer der edelsten, ich darf wohl sagen, der natürlich frömmsten, geistvollsten tiefsten Philosophen Deutschlands, Friedrich Heinrich Jakobi, hat das bekannte Wort gesprochen: „„Mein Kopf ist ein Heide, mein Herz nur ist ein Christ.““ Nach seinem Kopfe also hatte er so wenig wie der Heide einen persönlichen lebendigen Gott, in dem Herzen hatte er ihn, und in dem Glauben an diesen Gott ist er in die Ewigkeit hinübergegangen, und der geehrte Redner wird mit mir über sein Schicksal so wenig, wie über das Schicksal des Sokrates, wie M. Claudius sagte, Sorge tragen. Ich selbst, meine Herren, habe mehr als einen wahrhaft frommen Menschen gekannt, der, wenn er anfing zu philosophiren, ein Pantheist, also, wenn Sie wollen, ein Atheist war. Nun, die freilich sehr geringen, dürftigen, ich möchte fast sagen, gemeinen Ausläufe eben dieses Zwiespaltes zwischen Kopf und Herz, zwischen Vorstellung und Gefühl, sehen wir in den Dissidenten-Gemeinden vor uns. Wenn ich jenen armen, unglücklichen Mann, den Uhlich reden höre, so ist es wahr, er sagt: „„Eine bestimmte Vorstellung von dem persönlichen lebendigen Gotte ist nicht unser Bekenntniß.““ Darauf können wir nicht das Gewicht legen; der Eine stellt ihn sich so vor, der Andere anders; wir sind nicht in der Lage, darüber etwas Gemeinsames aufstellen zu können. Aber, meine Herren, ich möchte deshalb doch nicht den Richterspruch über diesen Mann fällen, daß ihm auch das letzte religiöse Gefühl abgehe. Sie kennen Alle den berühmten Gottesgelehrten, der so sehr das Gewicht auf das religiöse Gefühl legte, daß die Bestimmtheit der Vorstellung

ihm fast als werthlos erschien. Ich, als Einer, der auch Etwas von diesen Dingen weiß, halte mich deshalb nicht für berechtigt, jene Menschen unbedingt für praktische Atheisten zu erklären, so lange an diesem Minimum religiösen Gefühls und an der Selbstverleugnung, der Anerkennung eines kategorischen Imperativs, von ihnen festgehalten wird, wenn ihren Kindern an der Stelle der Zehn Gebote auch nur ein solches „„Du sollst jenes thun und dieses lassen"" in die Seele donnert. Denn, meine Herren, denken wir zurück einige Jahrzehnte, so werden Sie Alle wissen — jetzt freilich hat es sich in's Verborgene gezogen, — daß auf vielen, ja auf der Mehrzahl der Kanzeln unserer Landeskirche, und ich glaube auch die Römische Kirche wird sich diesem Vorwurf nicht entziehen können, nichts als eine seichte, wässerige Moral verkündet wurde, und daß von dem persönlichen lebendigen Gotte, der ein Richter ist über Lebendige und Todte, und ein gnädiger Gott, Sünden zu verzeihen Allen, welche sich an ihn wenden, nicht eine Silbe verlautete. Was damals in der Kirche war, ich darf es sagen, dieser Aussatz, ist gewissermaaßen in den Dissidenten-Vereinen zur Erscheinung gekommen, und ich kann es nicht als ein absolutes Uebel erkennen; es ist ein Heilungsproceß für die Kirche selbst und für die unglücklichen, verirrten Menschen.

Wie ist es nun aber mit dem Religions-Unterricht? Es muß allerdings Religions-Unterricht sein, sonst kann der Staat jenen Vereinen das Recht nicht einräumen, an die Stelle des öffentlichen zu treten. Das Gegentheil ist nie gesagt. Es ist in diesen Tagen von mir in amtlichen Erlassen an alle Regierungen das deshalb Erforderliche ergangen. Allein, wie der geehrte Redner vortrefflich

gesagt hat, nur auf die Prävention hat man in Berücksichtigung des Artikel 12 verzichtet, und wohl uns und mir, daß es in dieser Beziehung geschehen ist. Denn was würde die Prävention zur Folge haben? Wenn die frühere Regierung sich auf die Consequenz ihres Princips hätte einlassen wollen, wohin hätte dies geführt? Sie hätte sich den Dissidenten-Prediger kommen lassen müssen, um ihn nach den gesetzlichen Bestimmungen zu prüfen, also nach dem Gesetz von 1834 und nach der Instruction von 1839. Worauf hätte diese Prüfung gerichtet werden müssen? Natürlich zunächst auf die formelle Lehrbildung des Mannes. Indessen sind sehr viele von ihnen Schullehrer, Rectoren, selbst Prediger der Landeskirche gewesen, und haben für ihre formelle Geistesbildung Zeugnisse aufzuweisen, wie sie nicht besser verlangt werden können. Ja, wenn sich zeigte, daß der Mann ein eminentes Lehrtalent ist, dann um so schlimmer, meine Herren, um so mehr hat er Mittel, den unglücklichen Irrthum, dem er sich hingegeben hat, in die Herzen der Kinder zu pflanzen. Oder auf das Materielle seines Religionsunterrichts? Ja, da stehen wir unmittelbar vor einem Puncte, vor dem auch der geehrte Redner vor mir jeder Zeit zurückgewichen ist. Wir kommen dadurch in die Nothwendigkeit, daß wir eine allgemeine deistisch-rationalistische Religion im Staate irgendwie anerkennen, in die Nothwendigkeit, theologisch zu untersuchen: ist da von Religion noch die Rede oder nicht?

Allen diesen Verlegenheiten, ja Unmöglichkeiten begegnen wir, wenn wir bei der Zulassung des Dissidentenpredigers zum Religionsunterricht die Prüfung desselben vorausgehen lassen und dessen Zulassung davon abhängig machen. Der einzig richtige Weg ist, die Prävention

auszuschließen, und ihn zuzulassen, ohne daß er sich formell als Lehrer qualificirt. Allein die Repression, und da treffe ich mit dem geehrten Redner wieder zusammen, ist uns nicht genommen. Und ganz gewiß, wenn ein solcher Dissident die Kinder lehrt, daß kein Gott im Himmel sei, daß Tödten, Stehlen, Huren, und wie die Laster sonst heißen mögen, recht sei, dann meine Herren, dann wird die Obrigkeit, die gegenwärtige Staats-Regierung einschreiten und diesem Manne sein schlechtes Handwerk legen. Das kann sie nach dem Buchstaben des Gesetzes, das wird sie thun; denn es heißt sie dies ihr Gewissen. Ferner ist auch dem Bedenken vorgebeugt, was der geehrte Redner berührt hat, wenn er sagt: wie werden nun diese Kinder in der Schule sich aufführen; werden sie nicht ein ansteckendes Gift der Gottlosigkeit und Unsitte für die anderen sein? Auch dem ist vorgebeugt, und zwar schon durch die allgemeinen Grundsätze unserer Schul-Verwaltung. Aehnliches besteht in Bezug auf die jüdischen Kinder. Sie erhalten ihren Religions-Unterricht von dem jüdischen Religionslehrer, und es ist nicht allein für den Staat, sondern auch für die Schule von hoher Wichtigkeit, die sittlichen Früchte dieses Religions-Unterrichts ins Auge zu fassen. Es ist daher auch in diesen Tagen von mir eine Instruction ergangen, darauf Augenmerk zu richten. Denn der jüdische Unterricht wird auch von Seiten des Staats nur zugelassen. Aber darauf hat die Schul-Direction das Recht, zu achten, welche sittlichen Früchte dieser Unterricht bringt, und sollte sich zeigen, daß hier schlechte Früchte zum Vorschein kommen, so wird sie Veranlassung haben, mit den jüdischen Lehrern in Beziehung zu treten und zu fragen: wozu weist ihr die Kinder an? erzieht ihr

sie nicht zu guten Kindern, sondern zu bösen Buben, zu Rangen, so werden wir sie in der Schule nicht dulden. Ganz dasselbe gilt in Beziehung auf die Dissidenten. In diesem Sinne bin ich der Ansicht, daß eine Ueberwachung des Religions-Unterrichtes nicht allein in der Theorie sondern auch in der Praxis sehr wohl gesetzlich statthaben kann und muß.

Endlich erlaube ich mir noch zu berühren, was über die Sache, vom allgemeinen Standpuncte aus gesagt ist. Es ist gesagt worden, daß eine religiöse Anarchie eintreten werde, wie sie kein Land der Welt kennt. Ich glaube nicht, daß den geehrten Redner sein Gedächtniß verlassen, daß er vergessen habe, wie, ich sage nicht in Nord-Amerika, sondern in England eine solche religiöse Anarchie wirklich besteht. Da sind Baptisten, Quäker, nicht bloß ehrenwerthe Dissidenten-Gemeinden, Unitarier, die ich sehr achte, sondern auch die Chartisten, die mit ihren gottesleugnerischen Traktätchen durch das Land ziehen, um eine religiöse Chartisten-Gemeinde zu bilden, und es ist noch nie einem englischen Staatsmanne eingefallen, diesem Treiben gesetzlich hemmend entgegenzutreten. In der That aber befürchte ich auch diese Folge nicht, denn der letzte praktische Grund meiner Stellung zu der Sache — den principiellen habe ich vorhin schon angedeutet, es ist der christliche — ist für mich der, daß ich überzeugt bin, alle diese beklagenswerthen religiösen Verirrungen haben den Grund ihres Bestandes hauptsächlich eben in jenen kleinen polizeilichen Quälereien, deren Gegenstand diese Leute gewesen sind. Sie haben sich als Märtyrer gefühlt, sie haben ihren Rechtsstandpunct behaupten zu müssen

geglaubt, und sich deshalb auf dem Wege des Irrthums vertieft.

Meine Herren! Nur die Wahrheit hat Kraft, der Irrthum vernichtet sich selbst, in welcher Gestalt er auch auftrete, und so bin ich der festen Ueberzeugung, auch die Regierung ist der Erwartung — wie ich es an einem anderen Orte auch schon ausgesprochen habe, — wenn diesen Gemeinschaften die Probe gestellt wird, den Beweis des Geistes und der Kraft zu führen, den Beweis, was sie innerlich dem Geiste nach vermögen, dann wird das Resultat sein, daß keine Kraft der Dauer in ihnen ist. Und eben deshalb, weil wir dies voraussehen, können wir nicht mit gesetzlicher Anerkennung vorgehen. Dies ist der Standpunct, den ich persönlich einnehme, und, da ich Vieles sagen mußte, so könnte Manches vorgekommen sein, wofür die anderen Mitglieder des Ministeriums nicht eintreten dürften, aber im Wesentlichen ist es die Stellung, die die Staats-Regierung gegenwärtig einnimmt und auch ferner behaupten wird."

Sodann wurde folgendes Schreiben an den Oberkirchenrath gerichtet:

„Das Königliche Staatsministerium hat sich veranlaßt gefunden, die rechtlichen Beziehungen der verschiedenen im Staate bestehenden Dissidenten-Gemeinschaften, insbesondere der sogenannten Christkatholiken und freien Gemeinden, einer näheren Erwägung zu unterwerfen, und das in dieser Erörterung gewonnene Ergebniß zu Allerhöchster Entschließung vorzutragen. Nachdem hierauf der allgemeine Standpunct des erstatteten Berichts und die daraus für die künftige Behandlung dieser Angelegenheit

gezogenen speciellen Folgerungen die Zustimmung Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Regenten gefunden haben, beehre ich mich dem Evangelischen Ober-Kirchenrathe, dessen Aufgaben durch die gegenwärtig angenommene veränderte Auffassung wesentlich berührt werden, das Folgende ganz ergebenst mitzutheilen.

Wie dem Evangelischen Ober-Kirchenrathe wohlbekannt ist, hat die Dissidentenfrage während des letzten Jahrzehnts einen eigenthümlichen Verlauf genommen. Die Verfassungs-Urkunde hatte, indem sie die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereinigung zu Religionsgesellschaften und der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Religionsübung gewährleistete, in einem eben so wichtigen als zarten Lebensgebiete dauernden Frieden schaffen wollen. Daß dieses Ziel nicht ganz erreicht worden, beweisen die aus den Kreisen von freien Gemeinden und den sogenannten Christkatholiken hervorgegangenen unablässigen Klagen über Versagung jener verfassungsmäßigen Rechte. Es war dies zum Theil eine Folge des Umstandes, daß die Verfassungs-Urkunde dem zur Zeit ihrer Publication bestehenden Rechte ein anderes Princip entgegengestellt hatte und daß die Aufgabe, dieses Princip in speciellen Bestimmungen fruchtbar zu machen, zuerst gerade zu Gunsten solcher Gemeinschaften gelöst werden sollte, welche mehr oder weniger den Gegensatz nicht bloß gegen die Kirche, sondern gegen das positive Christenthum selbst, als ihr eigenes Wesen bezeichnet hatten. Wie hoch indessen auch die Schwierigkeiten anzuschlagen sind, welche hieraus sich ergeben haben und noch ergeben, hat doch die Staatsregierung anerkennen müssen, daß es endlich Zeit sei, die Klagen über Willkür und Bedrückung, welche in religiösen Dingen in weiten Kreisen Sympathien

finden, ihren Anlaß, so wie den Dissidentischen Gemeinden selbst jenen Anreiz zu entziehen, in dessen Folge sie mehr nach äußerlicher gesetzlicher Anerkennung, als nach der Entwickelung eines inneren religiösen Lebens trachteten. Vor Allem aber hat die Staats-Regierung darüber nicht im Zweifel sein können, daß hierbei der Verfassung und den damit in Beziehung stehenden älteren und neueren Gesetzen nach ihrer unbefangenen Auslegung ihre volle Geltung zu Theil werden müsse. Von diesem Standpuncte aus hat sie die in großer Anzahl vorliegenden Beschwerdepuncte einer sorgfältigen Erwägung unterzogen, in welcher nicht wenige Forderungen als unstatthaft abgelehnt worden sind, weil sie auf einer gänzlichen Verkennung der positiven Zustände und nicht selten auch auf einer augenscheinlichen Ueberschätzung des Werthes der eigenen Sache auf Seiten ihrer Urheber beruhten. Dagegen erwiesen sich manche der den Dissidenten auferlegten Beschränkungen als unvereinbar mit den in der Verfassungsungs-Urkunde ausgesprochenen Grundsätzen; den darüber erhobenen Beschwerden abzuhelfen, erschien mithin als eine Pflicht, welcher entsprechend die Staats-Regierung das Geeignete demnächst verfügt hat, oder zu verfügen im Begriff steht. Hierbei hat sich dieselbe daran zu erinnern gehabt, daß die Gewährung der Freiheit der Gewissen eine Aufgabe Preußischen Regiments ist, welche die Verfassungs-Urkunde nicht neu gestellt, sondern nur verstärkt hat. Aber eben so ist sie sich bewußt geblieben, daß es auch ein Grundsatz Preußischer Regierung ist, die Kirchen als die Trägerinnen der religiösen und sittlichen Bildung und daher als die wichtigsten Factoren der Zukunft des Staates zu ehren.

Die vorstehenden Andeutungen enthalten auch für

das rechte Verständniß der in meinem Ressort ergangenen Anordnungen über den Religionsunterricht innerhalb der dissidentischen Gemeinschaften die nöthigen Gesichtspuncte. Ich habe zunächst aus den in Beziehung auf diesen Gegenstand eingegangenen Beschwerden den Anlaß zur Erörterung der Frage entnehmen müssen, welches Recht bestehe, die Kinder dissidentischer Eltern durch Zwang zum Besuche des evangelischen beziehendlich des katholischen Religionsunterrichts, in den öffentlichen Schulen anzuhalten. Für diese Maaßregeln ist bisher das gesetzliche Fundament in der zu dem Patent vom 30. März 1847 gehörigen Zusammenstellung landrechtlicher Bestimmungen gesucht worden, in welcher es heißt, daß die nicht geduldeten oder mit öffentlicher Anerkennung des Staats versehenen Verbindungen zu Religionsübungen nur als Privatgesellschaften und ihre Mitglieder in rechtlicher Beziehung nach wie vor als Angehörige der Religionspartei anzusehen seien, zu welcher sie bisher gehörten. Welche große Bedeutung indessen auch diesem Satze gegenwärtig noch für die äußeren Rechtsverhältnisse beizumessen sein mag, für die inneren Beziehungen der in Rede stehenden Verbindungen kann er nicht mehr als maaßgebend gelten, weil er von einer Voraussetzung ausgeht, welche nicht mehr zutrifft, seitdem die Verfassungs-Urkunde die Freiheit der Vereinigung zu Religionsgesellschaften allgemein anerkannt und die Gewährung besonderer staatlicher Anerkennung auf diejenigen Fälle beschränkt hat, wo es sich darum handelt, eine auf dem Grunde des 12. Artikels der Verfassungs-Urkunde errichtete und unter dem Vereinsgesetze vom 11. März 1850 stehende „Religions-Gesellschaft" zu einer corporativen Stellung emporzuheben und sie damit auf den Boden des öffentlichen Rechts zu versetzen. Freilich

ist den Dissidenten-Gemeinschaften die hiermit ihnen zugewiesene Stellung mit dem Einwande bestritten worden, daß es ihnen an dem Besitze einer Religion und folgeweise an der Voraussetzung fehle, von welcher die in der Verfassungs-Urkunde anerkannte Freiheit abhänge. Auch dem habe ich jedoch nicht beizustimmen vermocht, obschon ich nicht verkenne, wie sehr dasjenige, was die freien und sogenannten christkatholischen Gemeinden über ihre Lehre veröffentlicht haben, des positiven Grundes entbehrt. Abgesehen nämlich von der Frage, ob nicht auch in diesen Gemeinschaften mehr oder weniger Keime religiösen Lebens verborgen liegen, und ob nicht in ihnen noch immer Erinnerungen an den Glauben ihrer Väter sich erhalten haben, muß ich dabei verbleiben, daß ein Recht des Staats, die verfassungsmäßige Freiheit der Vereinigung zur Religionsübung von einer vorgängigen Prüfung und Abwägung der religiösen Anschauungen abhängig zu machen, nicht mehr besteht, und daß also auch den Dissidentischen Gemeinschaften, welche in ihren Bekenntnissen fast nur eine Summe allgemeiner moralischer Sätze als ihre Religion darbieten, um deswillen die Eigenschaft einer „„Religions-Gesellschaft"" nicht zu versagen sei. Hieraus ergibt sich dann weiter von selbst, daß diesen Gesellschaften, so lange sie sich so verhalten, daß der Staat ihr Dasein nach Maaßgabe der Gesetze zu hindern sich nicht genöthigt findet, auch das, was zur Religionsübung gehört, nicht vorzuenthalten sei, also insbesondere auch ihnen nicht verwehrt werden könne, durch die zur Leitung ihrer Gottesdienste berufenen Personen den Kindern ihrer Genossen den Religionsunterricht und zwar mit der gesetzlichen Wirkung der Entbindung von der religiösen Unterweisung in der öffentlichen Schule (§. 11. Thl. II. Tit. 2. A. L. R.)

ertheilen zu lassen. Zu demselben Ergebnisse führte diejenige Betrachtung, welche von dem Recht des Vaters, beziehendlich der Eltern ausgeht. Es war kein gesetzlicher Grund dafür zu finden, daß ein Vater, der in Uebung einer gesetzmäßigen Freiheit einer Dissidenten-Gemeinschaft sich anschließt, eines Theiles seiner väterlichen Gewalt, beziehendlich ein dissidentisches Ehepaar des Rechts, sich über den seinen Kindern zu gebenden Religionsunterricht nach §. 78. Thl. II. Tit. 11. A. L. R. zu vereinigen, verlustig gehen, und es war folglich anzuerkennen, daß dasjenige, was die Gesetze über die religiöse Erziehung der Kinder anordnen, auch den dissidentischen Eltern gewährt werden müsse.

Dieselben rechtlichen Motive mußten auch für die Befreiung der Kinder der zu Dissidenten-Gemeinden gehörigen Eltern von dem Confirmanden-Unterrichte und der Confirmation selbst als entscheidend gelten. Die letztere kommt in der gegenwärtigen Frage lediglich als ein auch von dem Staate mit gewissen rechtlichen Wirkungen versehener geistlicher Act der evangelischen Kirche in Betrachtung, woraus sich schon von selbst ergibt, daß es den Beschwerden dissidentischer Gemeinden nicht an Grund gefehlt hat, wenn sie die Vollziehung dieses Actes an Kindern ihrer aus der Kirche geschiedenen Genossen, beziehendlich der Vorbereitung der Kinder zu demselben, als einen Widerspruch gegen die Verfassung bezeichnet haben. Auch in Beziehung auf diesen Punct habe ich daher dasjenige, was sich als Recht ergibt, verfügt. Dabei habe ich mir die ernsten Bedenken, zu denen der als möglich vorauszusetzende Inhalt der Religionslehre zunächst in Beziehung auf die Kinder Veranlassung gibt, in vollem Umfange vergegenwärtigt und wenn viele christ-

lich erwärmte Männer es schmerzlich beklagt haben, daß einem Theile der Jugend der Nation nicht eine reichere und bessere Nahrung geboten werden solle, so habe ich dies nur ehren können. Die Nöthigung der Kinder in den Religionsunterricht der Volksschule hebt indessen jene Bedenken und diese Klage nicht, sondern sie läßt den Mißstand nur nach einer anderen Seite hin hervortreten, indem sie die jugendlichen Gemüther zwischen die Gegensätze hineinstellt, und die tägliche und stündliche Gegenwirkung in der Familie nur um so gewisser hervorruft. Ein Erfolg würde mithin nur dann zu erzielen sein, wenn es möglich wäre, die Kinder aus den Familien zu entfernen und einer christlichen Erziehung zu übergeben. Es leuchtet ein, daß die obwaltende schwierige Frage auf diesem Wege nicht gelöst werden könne, und es blieb mithin nichts Anderes übrig, als zunächst geschehen zu lassen, was sich als Folgerung aus dem allgemeinen Rechtsgrundsatze ergibt, und gegen den Mißbrauch dieser Verstattung das sofortige Einschreiten, beziehendlich im Allgemeinen eine um so sorgfältigere Ueberwachung des sittlichen Lebens der Kinder während ihrer Schulzeit vorzubehalten, im Weiteren aber zu vertrauen, daß jemehr die Kirche ihren Beruf erfüllt, desto weniger Gefahr in jener Lehre liegen werde, der in ihrer jetzigen Beschaffenheit der Anspruch, ein Bleibendes zu sein, ohnehin nicht zusteht. Mit dieser Hinweisung auf die von der Kirche auszuübende Gegenwirkung bin ich zu dem letzten der Puncte gelangt, über welche mich auszusprechen, mir angemessen erschienen ist.

Gegen die Anordnungen, von welchen im Vorstehenden die Rede ist, hat sich mehrfach auch der Einwand vernehmen lassen, daß in ihnen eine Beeinträchtigung des

Rechts der Kirche liege. Der Evangelische Oberkirchenrath selbst hat jedoch ein Recht der Kirche, in dessen Folge der Staat ihr die in ihr getauften Kinder auch dann durch Zwang zuzuführen verpflichtet wäre, wenn die Eltern derselben sich von ihr getrennt hätten, niemals in Anspruch genommen, so daß ich ihm gegenüber der Nachweisung überhoben bin, daß die Gewährung eines Rechtsschutzes dieser Art weder in dem Geiste der preußischen Verfassung, noch in den allgemeinen Grundsätzen einer vom Christenthum erleuchteten Staatsweisheit begründet sein würde. Den rechten Schutz gegen die Folgen der den Dissidenten jetzt gewährten verfassungsmäßigen Freiheit wird die Kirche vielmehr in ihren eigenen Waffen finden. Je eifriger die Predigt des Evangeliums waltet, jemehr die Kirche in ihrer Verfassung einem evangelischen Leben Raum zu schaffen bemüht ist, je mehr sie sich endlich erinnert, daß auch diejenigen, welche sich von ihr abgeschieden haben, ihrer Liebe empfohlen bleiben, desto weniger wird sie und wird der Staat von den Folgen der jetzt anerkannten Nothwendigkeit zu befürchten haben. Daß ich in Ausübung des oben schon angedeuteten Grundsatzes bereit sei, den Bestrebungen der Kirche für die Lösung dieser ihrer Aufgabe fördernd die Hand zu bieten, glaube ich dem Evangelischen Oberkirchenrath nicht erst versichern zu sollen. Es wird nur meinen Wünschen entsprechen, wenn Wohlderselbe beschließt, von dieser meiner ganz ergebensten Mittheilung den Königlichen Consistorien vollständige Kenntniß zu geben.

Berlin, den 19. April 1859.

(gez.) v. Bethmann-Hollweg."

Johann Christian Edelmann.

Edelmann's theologische Ansichten und wissenschaftliche Stellung.

So oft ein neues Werk oder auch nur ein größerer literarhistorischer Aufsatz über hervorragende Erscheinungen deutscher Wissenschaft und Literatur im vorigen Jahrhundert die Presse verläßt, gewinnen wir einen neuen Einblick in das große Räderwerk, das der Geist der Geschichte in diesem Jahrhundert aufgestellt zu haben scheint, um die Meinungen und Ansichten unserer Vorfahren aufzuklären. Von den Dichtern kann man sagen, wenn auch von den verschiedenen in sehr verschiedenem Sinne, daß alle zugleich Aufklärer waren, — Klopstock so gut als Lessing, denn wir wissen, wie er mit seinem Messias eine gewisse Orthodoxie empörte. Der Sänger der Lenore war nicht minder ein Anhänger der Kant'schen Philosophie als der Dichter des Don Carlos. Der Dichter des Faust hielt nicht weniger auf gesunden Menschenverstand als der „preußische Grenadier." Selbst Mathias Claudius predigt in seinen Briefen an Vetter Andrees — zwar nicht Aufklärung, aber doch Duldsamkeit, und singt:

Vernunft, was man nie leugnen mußte,
War je und je ein gutes Licht.

Wie natürlich wirkte die Aufklärung zunächst nach der Seite der Religion hin. Aber auch in der Politik brach sie die Bahn. Bürger's politische Poesie ist reine, aber dafür auch phrasenlose Aufklärung, Schubart's Seele hatte sich auf Hohenasperg verfinstert, aber selbst im Kerker sagte seine Muse noch bittere Wahrheiten. Diese politische Aufklärung hat mit Recht da, wo sie in jenem Jahrhundert sich zeigt, unsere Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch genommen. Wenn sich die religiöse Aufklärung jener Zeit behaglich ausspinnt, so deutet während dieser Periode die Richtung auf die Politik, wie wir bei Schubart sie finden, auf die kühnere Seele, welche, nicht immer in sich selbst klar und hell, der Läuterung entgegensteuert.

Sind nun schon alle die zahlreichen biographischen Arbeiten, die wir in neuerer Zeit über die Dichter des vorigen Jahrhunderts erhalten haben, zugleich Beiträge zur Geschichte der Aufklärung, so darf man wohl erwarten, daß die Quellen dieser Geschichte in der von Edelmann erschienenen Selbstbiographie ganz besonders reichhaltig zu Tage liegen. Sie ist geschrieben 1752. Herausgegeben wurde sie von Dr. Klose (Berlin, Wiegandt. 1849), der auch schon 1846 in Ilgens Zeitschrift für historische Theologie einen Aufsatz über Edelmann veröffentlichte. Der Selbstbiographie hat Dr. Klose noch manches Wissenswerthe hinzugefügt, wobei ihn auch die ungedruckten Forschungen des Hamburger Stadtbibliothekars Petersen unterstützten. Der Gebrauch von Klose's Buche ist leider etwas mühsam. Während man nach einem zwei Seiten langen Druckfehlerverzeichnisse den Text verbessern soll, fehlt jedes Register, jedes Inhaltsverzeichniß und alles Verwandte.

Edelmann's Standpunct entwickelte sich aus allerlei häretischen Schriften in der Weise, daß er die englischen nur aus französischen Uebersetzungen und deutschen Widerlegungen kennen lernte. Von den französischen Freigeistern nahm er Vieles an, am meisten von den deutschen Heterodoxen, vorzüglich von Dippel, der gegen die Rechtfertigungslehre und gegen das Ansehen der symbolischen Bücher kämpfte und erklärte, der „Christus in uns" sei der wahre Christus für den Menschen. Später hatte das Studium Spinoza's auf Edelmann Einfluß. Er selbst gab 1743 ein Glaubensbekenntniß heraus, in dem er Gott als das nach Natur und Vernunft in allen Dingen gegenwärtige, einige, ewig unveränderliche Sein und Wesen betrachtet. Kann aber demnach seine Meinung von Gott für pantheistisch gelten, so scheinen dafür seine Ansichten über Christus nicht zu seiner Vorstellung von Gott zu passen. Einen bedeutenden Schritt weiter als Dippel zum Unglauben hin thut er insofern, als er seine Ansichten nicht mehr aus der Bibel zu beweisen sucht.

Edelmann erklärte, daß nur das wahr sei, dessen Wahrheit man selbst empfinde. Es sei ein Gott, denn er fühle und empfinde ihn, und erkenne ihn aus Betrachtung der Natur im Lichte der Vernunft. Gott sei das Wesen aller Creaturen, denn so fühle und empfinde er ihn. Das Wesen der Creaturen begreife alle Realitäten, Wirklichkeiten, Kräfte und alle Güte derselben. Gott selbst sei daher das Reale, Wirkliche und Gute in den Creaturen. Da niemand leugne, daß etwas sei, alle Dinge aber, die da sind, gewisse Realitäten und Kräfte und eine gewisse Güte, die man genießen könne und die jedermann zu genießen wünsche, besitzen: so sei es gewiß, daß es keine Atheisten gebe und geben könne. Diejenigen

irrten sich daher sehr, die ihn für einen Atheisten ansähen und ausgäben. Gott habe Verstand und Willen, insoweit er bei den Creaturen gefunden werde. Er sei aber ein lebendiges, unveränderliches, weises, allgegenwärtiges, stets wirksames Wesen. Die Welt sei von Ewigkeit her. Der Welt Jahre seien Gottes Jahre. Die Creaturen, selbst die Steine und Pflanzen, seien Modificationen und Theile von Gott. Die Seele des Menschen sei eine Kraft Gottes. Weil Gott unsterblich ist, ist auch die Seele des Menschen unsterblich. Nachdem die Seelen unsre Leiber verlassen, bleiben sie in Gott noch eben das, was sie „dermalen unter der Maske unsrer Leiber" sind. Uebernatürliche Dinge und Wunderwerke finden keine Statt, weil die Natur die in allen Dingen gegenwärtige und unveränderlich handelnde Kraft Gottes sei. Gott sehe auf das Verhalten seiner vernünftigen Geschöpfe und agire allemal nach demselben. Der Mensch sei noch jetzt in dem Zustande der Vollkommenheit, in welchem er von Gott erschaffen sei und brauche keine Offenbarung. Keine Bibel dürfe die Welt bereden, daß von Gott selbst ein Gesetz gegeben sei. Die Naturgesetze nnd die Landesgesetze verbinden die Menschen. Wenn Gott beleidigt werden könne, so beleidige er sich selbst. Wir werden nach diesem Leben ernten, was wir in demselben ausgesät haben. „Es ist keineswegs erlaubt mit der wilden Gans um die Wette zu leben, wofern wir nicht gewärtig sein wollen, daß uns nach dem Tode in einer anderen Positur eben das begegne, was wir an andern Creaturen wider die Billigkeit ausgeübt haben." Nur in den Fürsten und Königen übrigens sei Gott ein Richter und Rächer.

Die christliche Religion ist für Edelmann, wie jede andere Religion in der Welt, nichts als Aberglauben. Die

Bibel zeigt die Gedanken der Alten von göttlichen Dingen, ist aber sehr verhunzt, verderbt und verfälscht. Sie ist nicht so alt, als man vorzugeben pflegt, noch von Gott eingegeben, widerspricht oft sich selbst und Niemand kann zur Seelenruhe kommen, der noch an die Göttlichkeit der Schrift glaubt. Die Lehre von der Dreieinigkeit ist aus den Fabeln der Juden und Heiden zusammengetragen. Gott ist keine Person, noch weniger mehr als Eine Person. Die Welt ist von Ewigkeit her. Die Lehre vom Sündenfall und der Erbsünde ist Fabelwerk. Die Lehre vom Teufel ist eine Fabel, die aus dem Heidenthum herrührt und nur um Gewinnsteswillen beibehalten ist: denn sie ist der Grund und die Stütze der ganzen Religion. Auch Engel gibt es nicht. Jesus war von Josef erzeugt, führte einen frommen Wandel und wurde zuletzt von seinen Feinden, deren Geldschneidereien er entgegen trat, aus dem Wege geräumt. Die Lehre von den Gnadenmitteln, der Gnadenordnung und den Gnadenwerken besteht aus Fabeln und Betrügereien. Die Ehe kann mit wahrer Zucht und Keuschheit nicht bestehen. Vielweiberei war an und für sich eine erlaubte Sache. Die Welt wird nie vergehen, und so ist Alles unwahr, was vom jüngsten Tage und in ähnlicher Art, auch von der ewigen Seligkeit, gesagt wird.

Würde es sich nun aber auch herausstellen, daß Edelmann's wissenschaftliche Bedeutung in letzter Zeit, namentlich von Bruno Bauer, wirklich überschätzt ist (die Philosophen Kant, Fichte, Schelling schließen nicht an Edelmann an), so würde doch, seit seine Selbstbiographie den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden hat, das Interesse, das wir an ihm nehmen, bleiben. Denn er gehört nun zu denjenigen Männern des vo-

rigen Jahrhunderts, welche für uns schon durch ihr Leben allein und durch ihr Geschick Bedeutung haben.

Im historischen Taschenbuche für 1850 hat R. Prutz einen Aufsatz über Bahrdt geliefert, worin er diesen als das Opfer jenes durch das ganze vorige Jahrhundert gehenden Strebens bezeichnet sich einer freieren Sinnlichkeit zuzuwenden, eines Strebens, das durch ihn aus der Poesie auch in die Wissenschaft, selbst in die Theologie hinübergeholt wurde. Bei Edelmann zeigt sich wenigstens principiell noch keine Spur von diesem Bestreben. Es ist ein Tugendstolz in ihm, der, wenn er auf der einen Seite insofern interessant ist, als er inmitten all seiner Lebenswirren noch wie eine treubewahrte theologische Tradition erscheint, auf der andern Seite in der besondern Form, wie er bei Edelmann auftritt, zu einem Vergleiche desselben mit seinen Glaubensgenossen in unserer Zeit, den Aufklärern und Lichtfreunden vom Handwerke, auffordert. Die Kirche lehrt bekanntlich die Verderbtheit der menschlichen Natur und die Rechtfertigung allein durch den Glauben. Die religiöse Aufklärung nun ist überzeugt, daß der Mensch allein durch seine eigene Kraft zum Guten und zur Vollkommenheit gelangen kann. Sie bleibt aber nicht dabei stehen die Tugend als ein Ideal zu betrachten, dem der Mensch aus eigener Kraft sich nähern oder das er sogar erreichen kann und soll: sondern wie der Christ in jedem Augenblicke durch den Glauben wiedergeboren und gerechtfertigt werden kann, so schreitet sie, um diesem Gegensatze die Spitze bieten zu können, factisch bis zu dem Puncte fort, wo die Menschen, wie sie sich im gemeinen Leben zeigen, schon an sich als vortreffliche Wesen gelten. Solche Verkehrtheit kann, ebenso gut wie der Ablaßkram, zu der abscheulichsten sittlichen

Larheit führen, sobald die Massen von mißverstandenen Aufklärungssätzen Profession machen, wie in unserer Zeit geschieht. Man sehe nur die vielen Bankerottirer, Meineidigen und im bürgerlichen Leben auf jede Weise Gebrandmarkten, die in die religiösen Aufklärungssecten der Gegenwart einströmen, um in dem freien Menschenthume derselben ihre Rechtfertigung auf zeitgemäße Weise zu finden. Hört man sie reden, so sollte man meinen, daß jeder unter ihnen sein „Vorbild" Christus längst erreicht habe. Denn darin, daß sie Christus als ihr besonderes Vorbild betrachten, stimmen unsere heutigen Secten ganz mit den verschiedenartigsten Pietistensecten des vorigen Jahrhunderts überein, die ja eben einer ausgedörrten Dogmatik gegenüber den frommen Wandel geltend machen wollten. Edelmann, der sich von vornherein schon durch die Opposition dieser Secten gegen die Kirche angezogen fühlte, hat auch noch dann, als er ihnen den Rücken zugekehrt, es sich zum hauptsächlichsten Geschäft gemacht durch einen ehrbaren und reinen, wenn auch sonderbaren Wandel auf seine Art dem großen Vorbilde nachzustreben. Auf welche Weise er es dabei trieb, geht daraus hervor, daß er sich, wie er selbst sagt, nach Christi Vorbilde den Bart wachsen ließ, — in diesem Einen Puncte also durfte er sich Christo schon für vollkommen ähnlich halten, und er stand daher nun schon auf dem Puncte, wo er selbst in gewissen Dingen für seine Freunde ein Vorbild sein könnte. Hier sei gelegentlich bemerkt, daß Edelmann in einer seiner Schriften einen „Lichtlieb" auftreten läßt und uns dadurch an die späteren Lichtfreunde erinnert.

Wenn wir Edelmann auf solche Aeußerlichkeiten verfallen sehen, so leitet uns dies zugleich auf eine andere

Quelle seiner eigenthümlichen Stellung zu seiner Zeit und zur Gesellschaft. Wie später in Deutschland die Deutschthümler, die sich ebenfalls die Bärte wachsen ließen, so suchte auch er zu einem gewissen Naturzustande zurückzukehren, ein Bestreben, in dem er zuweilen der Tonne des Diogenes sehr nahe kam. Auch in Bezug auf dieses Streben fand er offenbar viele verwandte Elemente in den Pietistensecten vor, von denen er sich später losmachte, um auch hier seinen selbständigen Weg zu wandeln, so daß er eine Zeit lang wie ein deutscher Rousseau auftritt. Aber freilich fand er sein Ideal fortwährend in den christlichen Urzuständen, oder vielmehr geradezu in der Person und im Leben Christi verwirklicht: und nach diesem Ideal überhaupt die Gesellschaft als solche zu reformiren konnte ihm nicht in den Sinn kommen. Es genügte eben, wenn er selbst als Theologe ihm auch in seiner Lebensstellung ähnlich war.

Es sind dies die beiden Hauptpuncte, auf welche ich glaubte in Bezug auf Edelmann's Leben im Voraus hinweisen zu müssen. Auf die wunderliche Mischung von Aufklärung und Schwärmerei, die in seinem Wesen zur Erscheinung kommt, brauche ich nach dem Obigen nur noch eben hinzudeuten.

Edelmann's früheres Leben.

Edelmann's Vater, der „einen guten Vers" zu machen verstand, auch „einen trefflichen Alt sang und eine gute Laute spielte," war Kammermusikus und Pageninformator am Hofe zu Weißenfels, als unser Johann Christian geboren wurde, folgte aber 1711 dem Erbprinzen als Hofsecretär mit seiner ganzen Familie nach Sangerhausen. Der Sohn, welcher am 9. Juli 1698 geboren wurde, besuchte zuerst die Schule zu Sangerhausen, dann zu Lauban. An letzterem Orte gab es viele „treffliche Versmacher," gegen welche er, der auf der Schule in Sangerhausen „kaum gehört, was Poesie" sei, anfangs nicht aufkommen zu können glaubte. Indessen holte er seine Mitschüler auch darin bald wieder ein und dauernde Unannehmlichkeiten erwuchsen ihm nur aus dem rohen Pennalismus der Schule, auf welcher er sich befand. „Ich hatte — so erzählt er — in meines Vetters Hause einen Stubenburschen, der auch ein Priester werden wollte, und mit seinem Geschlechtsnamen Flegel hieß, ein solcher aber in der That auch war, indem er mich kurz nach meiner Ankunft mit Ohrfeigen traktirte, als ich seinen Schäkereien, die Er mit der Viehmagd trieb, von ungefähr in die Quere kam, und sie mit ihrem rechten Namen Narrenspossen hieß. Er schlug mich darüber mit der geballten Faust gleich dergestalt in die Augen, daß ich mich wohl vier Wochen mit einem blauen Fenster schleppen mußte." Auf eine Klage bei dem Vetter erfolgte für Edelmann nur die Weisung sich dem älteren Schüler in allen Dingen unterzuordnen. Als die Zeit herankam, wo

alle Schüler gemeinsam zum Abendmahle gingen, suchte der Vetter zwischen beiden eine dauernde Versöhnung herbeizuführen und einer der ersten Zweifel am Christenthum scheint dadurch in Edelmann erregt zu sein, daß sein Gegner später nur Spott und Hohn gegen ihn verdoppelte. Es ist daher auch für den ganzen Mann sehr charakteristisch, wie sich nun der natürliche Mensch in ihm auf eine andere, ziemlich grobe und der vorigen ganz entgegengesetzte Weise zu helfen suchte. Der Kerl — sagt Edelmann — bildete sich ein, er wäre schön, und sah doch nicht viel besser aus als ein abgegessener Kirschkuchen. Er wußte ihn zunächst bei den Mägden verhaßt zu machen, stützte sich dann aber mit Erfolg ihm gegenüber auf das Recht des Stärkeren, das er trotz seiner Jugend auf seiner Seite hatte. „Auf die Art verschaffte mir das Recht der Natur, was mir die Theologie mit allen ihren Predigten und Sacramenten nicht hatte verschaffen können." Er hatte nun erfahren, wie weit sich die ihm „von Gott verliehenen Kräfte zu seiner Vertheidigung" erstreckten und ertrug einen Verweis des Vetters, der Pfarrer war, wegen unerlaubter Selbsthilfe mit großer Seelenruhe. Mit einem guten Zeugnisse ging Edelmann auf das Gymnasium zu Altenburg; von da nach Weißenfels, wo sein Vater jetzt in großer Dürftigkeit lebte, außer Stande den Sohn seine Studien fortsetzen zu lassen, da er weder auch nur einen Thaler Besoldung noch das Geringste von baar vorgeschossenen Geldern vom Herzoge erhalten konnte. „Es ist uns auch das Haus Weißenfels glücklich, aber vor uns Kinder sehr unglücklich mit etlichen tausend Thalern ausgestorben, und hat den unsterblichen Nachruhm hinter sich gelassen, daß es uns selig gemacht: denn selig sind die Armen, doch

nur in der Hoffnung, die Manchem bei seinen gar zu bedrängten Umständen nicht recht in den Kopf will." Der junge Edelmann befand sich in der verzweifeltsten Lage, besonders als sein einziges abgetragenes „Kleidchen" in des Prof. Büttner Collegio astronomico aus Versehen einmal von hinten sehr stark mit Dinte begossen wurde. Der Versuch, es mit Citronensaft zu reinigen, mißglückte und machte die Lage des jungen Philosophen noch schlimmer; endlich schaffte sein Vater durch einen geschickten Tuchscheerer Rath und es hieß noch außerdem, der Herzog Christian wolle dem jungen Edelmann, weil er seine Rolle bei den auf dem Schlosse aufgeführten Komödien gut zu spielen pflegte, bei nächster Gelegenheit ein neues Kleid machen lassen. Die Gelegenheit kam; der Rock wurde unserm Philosophen angemessen, aber niemals fertig, obgleich bald darauf Alles „bis auf die Hundejungen" in neuer Livrée ging. Von Altenburg kamen ihm endlich die Mittel die Universität Jena zu beziehen. Ein testimonium paupertatis vom Superintendenten zu Weißenfels flehte Jedermann an, ihm beizustehen. Wiederum ist die Betrachtung, welche Edelmann an dies Zeugniß knüpft, für ihn sehr charakteristisch; sie zeigt uns nicht allein schon ziemlich deutlich den Abenteurer, der sich anschickt von milden Gaben ein wenn auch keineswegs üppiges Dasein zu verleben und daher schon mit bestimmten Anforderungen an seine Mitmenschen herantritt, nach deren Erfüllung oder Nichterfüllung er dann ihre Moralität abmißt, sondern es spricht sich auch schon darin die bei seiner ganzen Stellung für seine Beurtheilung nicht unwichtige Tendenz aus, nach der Moralität der Geistlichkeit, wie sie sich bei dieser oder jener Gelegenheit zeigt, den Werth der christlichen Dogmen abzu-

schätzen. Außer zweien Mahlzeiten, bemerkt Edelmann zu dem testimonium, die er ein halb Jahr jede Woche bei dem Superintendenten genossen, hätte er doch mindestens einen Gulden zum Zehrpfennig von ihm vermuthet, den er selbst später so Manchen gereicht habe; aber er habe sich nicht mehr verwundert, als er vernommen, daß Avarus ein Dorfpriester, Avarior ein Stadtpfarrer und Avarissimus ein Superintendent heiße.

Edelmann reiste zu Fuß von Weißenfels nach Jena, wo er Theologie studirte. Sein Vater begleitete ihn ungefähr eine Stunde weit, nahm dann mit Thränen von ihm Abschied und bat ihn, weil er keinen Heller mehr im Vermögen hatte, um eine Unterstützung von einigen Groschen. Der Gang seiner Studien hatte nichts Ungewöhnliches und seine äußere Lage gestaltete sich an Ort und Stelle ziemlich günstig. Beiläufig sei hier erwähnt, daß Edelmann einmal den Magistertitel einen Bestiencharakter, die Magister akademische Mißgeburten und gekrönte Esel nennt. Pratje in seinen von uns namentlich bei Entwickelung von Edelmann's Ansichten und unten bei Besprechung seiner Schriften mit benutzten historischen Nachrichten über Edelmann, deren zweite Auflage 1755 erschien, spielt in dieser Periode einmal auf einen „Köhleraufzug" an, den er in Jena veranstaltet habe und der irgend eine anstößige Bedeutung gehabt zu haben scheint. — Die Liebe zu einer schönen Muhme in Gotha fesselt gegen das Ende seiner Studien unser Interesse. Sie trägt ein ziemlich grobsinnliches Gepräge und schließt mit einer Entsagung von Seiten Edelmann's, angeblich weil er sich für unfähig hält ein Weib zu ernähren, wahrscheinlicher, weil seine Liebe zu wenig ideale Elemente und zu wenig sittliche Kraft in sich trug, um ge-

staltend und schöpferisch in sein Leben eingreifen zu können und ihn starke Entschlüsse fassen und ausführen zu lassen. — Sein Vater hatte unterdessen eine Anstellung in Eisenach erhalten. Von hier aus begab sich der Sohn, mit dem „Nürnberger Bothen" abreisend, auf den Weg, um eine Hofmeisterstelle in Niederösterreich auf Schloß Wyrmlingen anzutreten. Die Reise, auf der er namentlich in der alten „Stadt der Herbergen" wie man Nürnberg neuerdings genannt hat, mit vielem Wohlgefallen verweilte — er rühmt es in seiner Bescheidenheit, daß jeder Gast dort sein „apartes wohlgemachtes Bette" bekam — hat er sehr hübsch beschrieben. In seiner neuen Stellung bei einem protestantischen Grafen auf dem Lande fand er sich bald zurecht, ging fleißig auf die Jagd und lebte auf freundschaftlichem Fuß mit den Mönchen eines benachbarten Klosters, das der Prälat gegen ihn selbst ein „armes Klösterchen" nannte, obgleich man wußte, daß es jährlich 30,000 Gulden Einkünfte habe. Nachdem Edelmann auch zu Wien in einer ähnlichen Stellung eine Zeit lang verweilt und mit seinem Grafen mehrmals Ungarn besucht hatte, ging er nach Sachsen, wo er sich meist in Dresden aufhielt. Er trat von dort aus mit dem Grafen Zinzendorf in Verbindung. Die Opposition gegen die Kirche führte ja damals die seltsamsten Verbindungen herbei. Daß er anfangs auf Zinzendorf's Wesen völlig einging, ist unverkennbar, wenngleich man es nach der höhnischen Charakteristik, die er von den Bestrebungen des Grafen gibt, an und für sich kaum vermuthen sollte, daß er selbst jemals in denselben befangen gewesen. Die sentimenale, tändelnde Manier der Herrnhuter war seiner Natur bald zuwider und selbst mancher Argwohn gegen dieselben mochte diesem natürlichen Menschen

anfstoßen. An jedem Sonntag Nachmittage ließ der Graf die unverheiratheten Leute in das Zimmer der Gräfin kommen. Zuerst kamen, noch auf den Armen getragen, die unmündigen Kinder. Ihnen mußte der Secretär, der zugleich Organist war, einige geistliche Melodien auf dem Flügel vorspielen, während der Graf von einem Kinde zum andern ging, sie der Reihe nach bei den Händchen faßte, in die Backen kneipte und überhaupt so lange mit ihnen tändelte, als sie es, ohne ungeduldig zu werden, leiden mochten. Nach einer halben Stunde kamen die Kinder unter fünfzehn Jahren, endlich erschienen die erwachsenen unverheiratheten Manns- und Weibs-Personen, die nun im Gebete niederknieen und Edelmann zu mancher frivolen Bemerkung Anlaß geben. Uebrigens war das Ansehen des „Herrnhut'schen Heilands" damals (1735) schon bedeutend. Eines Tages kamen wendische Bauern aus der ganzen Umgegend zusammen, um seinen Zuspruch zu vernehmen. Er stimmte aber nur an „Mir nach, spricht Christus, unser Held;" sie sangen das Lied in ihrer wendischen Sprache und stürzten dann in die Schenke. Max Ring in seinem Roman „die Kinder Gottes" läßt Edelmann in Zinzendorf's Umgebung auftreten, stellt ihn Lessing zur Seite und charakterisirt ihn mit Liebe. Nach der eigenthümlichen Stellung der damaligen Separatisten waren es ihre von der eigentlichen orthodoxen Kirche losgelösten Verbindungen und Verbrüderungen, in denen Edelmann's Zweifel heranwachsen und erstarken sollten. Und wenn auch das Verhältniß zu Zinzendorf bald gelöst wurde, so bewegte er sich nicht nur noch einen großen Theil seines Lebens hindurch in den Kreisen anderer Secten, sondern, im Begriff nach Berleburg zu gehen, um zufolge einer ihm

wegen seiner „unschuldigen Wahrheiten" gewordenen Einladung an der dortigen Bibelübersetzung und Erklärung zu helfen, wurde ihm selbst von mehreren Herrnhutern, mit denen er auf der Landstraße zusammentraf, ein ebenso herzlicher als kräftigender und ansprechender Abschiedsgruß zu Theil. Er erzählt:

„Wie der gute Mann (Bruder Grotthaus, Dr.) im Begriff war seinen apostolischen Fuß weiter zu setzen, ertheilte Er uns zwar überhaupt auch seinen apostolischen Segen, wie Er mir aber die letzte Hand und Abschiedskuß geben wollte, wurde sein gutes Naturell auf eine zärtliche Art gegen mich gerührt, daß Er seinen Mitapostel in heiliger Inbrunst anredete, Er möchte mir zum Abschied noch ein Verschen geben. Dieses zu verstehen, muß ich meinen Lesern sagen, daß die Herrnhuter damals in Gebrauch hatten bei größeren Gelegenheiten, wo sie besonders gerührt wurden, in eine Art der Begeisterung zu gerathen, und sich, aus ihrem Gesangbuche, gewisser, auf den gegenwärtigen Fall und Umstände passender Verschen zu erinnern, die sie dann, ohne weitläufig zu präludiren, stehenden Fußes gleich in pleno abzusingen pflegten, wenn es gleich auf der Landstraße war, wo uns Leute sehen und hören konnten. Damals wußte ich erstlich nicht, was der Dr. Grotthaus zu seinem Gefährten hatte sagen wollen, wenn Er ihn ermahnte mir ein Verschen zu geben, und dachte, ob vielleicht derselbe ein geborner Poete sein möchte, dessen Fähigkeit mich der Doctor noch zu guter Letzt wollte sehen lassen. Allein, ehe ich's mich versahe, erhoben die Männer Gottes ihre Stimme, und sangen, mir die Hände reichend, in einer netten Melodia, mit ersterer und anderer Stimme, mit besonderer Inbrunst folgendes:

„Gib ihm heute, gib ihm heute den Propheten-Geist,
Der die Leute, der die Leute zu der Wahrheit weist.
Gib ihm Eifer, gib ihm Lust, einen Harnisch vor die Brust,
Eine Kraft, die alles niederreißt."

Diese sehr charakteristische Scene, merkwürdig wegen des hier von seiner rein negativen Seite erscheinenden Fanatismus des damaligen Sectengeistes, machte auf Edelmann, welcher sie natürlich bereits mehr oder weniger in seinen eigenen, von dem der Sänger verschiedenen Sinne auffaßte, einen tiefen Eindruck. — Seine Reise nach Berlenburg, besonders ein heiterer Aufenthalt bei den Brüdern in Frankfurt (1736), welche nach Frankfurter Sitte mit ihm am hellen Tage an ganz besuchten Plätzen, während ihre Frauen und Töchter sich in Kähnen in der Nähe befanden, im Main badeten und dabei sangen „Lobe den Herrn den mächtigen König der Ehren", verdient nachgelesen zu werden. — In Berlenburg in der Grafschaft Wittgenstein scheint er zu dem Bibelübersetzer Haug durchaus in keinem andern Verhältniß gestanden zu haben, wie ein Handwerksgesell zu seinem Meister; zur Frankfurter Messe fuhr er 1737 in seinem Auftrage mit sieben Karren „voll lauter Gottes Wort." Aber noch nachdem das Verhältniß zu Haug gelöst war, verweilte er fünf Jahre zu Berlenburg. Dies war die Zeit, wo sein Verkehr mit den Pietistensecten, deren viele in Berlenburg eine Freistatt gefunden hatten, am lebhaftesten und, da er jetzt vollkommen selbständig und auch in seinem Urtheil nicht mehr in der Art wie bisher beschränkt dastand, am keckſten war. Indessen begann er nun, nachdem er zuletzt mit großer Leidenschaftlichkeit einen Propheten der „Inspirirten" entlarvt, um seinen Unterhalt verlegen zu werden, so daß er sich bei einem der Brüder, der ihm von den Separa-

tiſten noch treu geblieben war, als Bortenweber in die Lehre gab. So war ja auch der fromme Terſteegen welcher von 1697—1769, alſo faſt ganz in denſelben Jahren wie Edelmann, lebte, zu Mülheim an der Ruhr noch Bandwirker und Leinweber geworden. Und jetzt erſt, auf dem „goldnen Boden" des Handwerks, kam der natürliche Menſch vollkommen in Edelmann zum Durchbruch. Wie öd erſchien ihm und ſeinem neuen Meiſter das bisherige Leben mit den Inſpirirten, wenn ſie an Feierabenden oder Sonntagen „in dortigen Gegenden über Berg und Thal ſpazieren" gingen! Man findet in ſeiner Darſtellung hier keine Phraſen. Sie iſt eine noch ungebildete Naturſchilderung, welche durch die jetzige Entwickelungsperiode der Naturſchilderung zwar hie und da an Irreligioſität noch weit übertroffen wird, während die letztere an Friſche und Urſprünglichkeit nicht wenig eingebüßt hat.

„Was war doch vor ein ausnehmender Unterſchied zwiſchen den ungekünſtelten Tönen, die uns Gott in den ſchattigen Wäldern, oder an ſchlanken Bächlein in einem anmuthigen Thale, an ſo vielen Arten der Vögel hören ließ; und zwiſchen dem wüſten, und faſt den Ohr-Zwang erweckenden Geheule der Inſpirirten, welches ſie Singen hießen? Ein, aus Eiferſucht brüllender Hirſch, den ich perfect reizen konnte, daß er ſich mit ſeinen Geſellinnen aus dem Walde auf die Pläne begeben mußte, rührte uns 1000 mal kräftiger und vergnügender, als der ſtöhnende (Bruder) Herrman, wenn er ſich gleich zu Tode geſeufzet hätte. Saßen wir auf den hohen Bergen, die größtentheils mit dichten Wäldern und lieblichen Gebüſchen bedeckt waren, und hatten unſere Augen gegen die unter uns liegenden Thäler gekehrt, die mit den anmuthigſten,

und von lauter kleinen Strömlein gewässerten Wiesen prangeten, auf welchen bald die muntern Heerden scherzten, bald ein scheuches Wild naschen kam, bald der arbeitssame Bauers-Mann sich mit Mähen und Heumachen beschäftigte, bald Alles, ohne diese Veränderungen, eine königliche Stille einnahm, welch' abwechselndes Vergnügen rührte uns nicht gegen die gezwungenen, ungestalten, armsündermäßigen Stellungen und Geberden der Inspirirten? In ihren, ganz und gar keine Munterkeit zeigenden Versammlungen schliefen wir zwar auch: Aber dieser Schlaf war nur eine Marter gegen den, den wir bei unserm Spaziergehen genossen, wenn wir uns bei dem Ausgange eines Waldes, unter die hohen schattigen Bäume, auf Ellen hohes, und wie lauter Polster verwachsenes Moos ausstreckten, und uns von dem mancherlei Gesange der Vögel einschläfern ließen. Kein Kaiser kann jemals sanfter und ungestörter geruhet haben als wir. Wir erkannten auch alle diese Wohlthaten mit demüthigstem Dank vor Gott" u. s. w.

In dieser Zeit wird bei ihm erst recht das Streben nach einer gewissen Rückkehr zum Urzustande der Menschheit sichtbar, und der Bart, den er jetzt wachsen ließ, mußte ihm zugleich zum Ausdrucke der individuellen Freiheit, der er huldigte, dienen. Den Briefwechsel mit einer „Jungfer Grabinn", welche ihm auf der Frankfurter Messe acht Gulden verehrte und der er, wie er meint, ohne den Bart hätte gefährlich werden können, brach er ab, weil er sah, daß sie „weiter-" und freidenkender war als er. Nach Frankfurt, wo man ihn bald für einen Waldbruder, bald für einen Juden hielt, hatte er sich begeben wegen des Verkaufs seiner neuen Bücher. Denn als ihm durch Unterstützung von Jena aus das

Geld zum Drucke seiner neuesten Schriften zugesandt war, hatte er der Bortenweberei entsagt.

Edelmann vor König Friedrich Wilhelm I. (1739).

Die Abenteuerlichkeit der ganzen Edelmann'schen Existenz kam auf das Lebhafteste zur Erscheinung durch eine von ihm unternommene Reise nach Berlin, die aber an der nüchternen Verständigkeit des Königs scheiterte. Ein reicher Freund in Berlin, den er Benignus nennt (der Kaufmann Pinell in der Brüderstraße), und dessen Briefe ihn halb durch ein Wunder aufgefunden hatten, schickte ihm 64 Reichsthaler Reisegeld und bat sich dafür an der Spree seinen Besuch aus. Da Edelmann seines seltsamen Aufzuges wegen nicht mit der Post reisen mochte, so miethete er einen mit einer Plane bedeckten Karren, bereitete sich auf demselben ein gutes Strohlager und kutschirte so „in Gottes Namen", wie er sagt, kurz nach Pfingsten 1739 in die Welt hinein. In Potsdam rief ihm am Thore freundlich der Wache stehende Grenadier zu: O, mein lieber Jude, Du kommst nicht herein! Auf seine Versicherung, daß er kein Jude sei, meldete der freundliche Mann ihn zunächst beim Officier, der ihn dann in der Wachstube verhörte: wo er herkomme? warum er einen Bart trüge? und ihn endlich, da er nichts Rechtes aus ihm zu machen wußte, in seinem bestäubten Anzuge direct dem Könige zuschickte. Bald darauf stand Edelmann vor dem Tabackscollegium und hatte mit König Friedrich Wilhelm I. eine höchst merkwürdige Unterredung.

Wir schieben hier die ganze Scene selbst nach Edelmann's Aufzeichnung in der von Klose herausgegebenen Selbstbiographie, der wir schon in dem vorigen Capitel folgten, ein:

„Der König saß am Fenster allein, und rauchte Tabac, und seine Generals saßen, in Form eines Winkel-Maaßes, um ihn herum. Wie ich, in gedachter Entfernung, bey der Thür stund, rief der König: Kommt her! Ich nahete mich demselben, mit gebührender Ehrerbietung, bis auf drey Schritte, und Er fragte weiter: Wo kommt ihr her? Die Antwort war: von Berlenburg, aus der Grafschaft Wittgenstein.

Warum laßet ihr den Bart wachsen? Antwort: Ich sehe nicht, warum sich ein Christ der Gestalt seines Heylandes zu schämen habe? Ha! sagte der König, ihr werdet wohl ein Wiedergebohrner seyn. Dieses konnte ich, weil es der König etwas unvernehmlich aussprach, nicht verstehen, und schwieg daher stille. Die Generals, die dieses merckten, wiederholten die Frage, und frugen, ob ich ein Wiedergebohrner wäre? Ich antwortete hierauf: Nein! Ihro Majestädt, darzu habe ich noch einen großen Sprung. Der König sagte: Er hat recht, und setzte hinzu: Da solte Massow da seyn, welcher damahls Obrister oder General seyn mochte, und mir von einigen so beschrieben wurde, als wenn Er sich unter die Wiedergebohrnen mit rechnete, weswegen allem Ansehen nach der König gerne gesehen hätte, wenn zwischen Ihm und mir ein theologisches Kampf-Jagen vorgefallen wäre. In Ermangelung deßen setzte der König seine Fragen fort.

Die erste nach obigen war: Geht ihr in die Kirche? Ich antwortete: Ihro Majestädt. Ich habe meine Kirche bey mir! O! sagte der König, ihr seyd ein gottloser

Menſch; ihr ſeyd ein Quäker. Ich antwortete, wir ſind Narren, um Chriſti willen. In der That war ichs, und ich dachte, ich müſte es ſeyn, weil es ſo geſchrieben ſtünde, ungeachtet ich leicht hätte ſehen können, daß auf die Art der Gott der Gläubigen nur ein Gott der Narren ſeyn müſſe. Allein der Bibel-Götze ſtund mir noch gar zu ſtarck im Wege, muſte mir aber doch zur ſelben Zeit noch darzu dienen, daß mich der König nach der Poſitur, in welcher Er ſich ſelber noch befand, nicht gar vor einen Atheiſten anſahe. Er fragte alſo weiter: Gehet ihr zum Abendmahle? Weil ich nun damals noch in den Gedancken ſtund, daß alle, die ſolches würdiglich genießen wolten, ſich auch im Ernſt entſchließen muſten, ſich mit Chriſto zu gleichen, das iſt, blutigen Tode pflanzen zu laßen; ſo antwortete ich: Wenn ich Chriſten finde, die ſich, nebſt mir, mit Chriſto zu gleichen Tode pflanzen laßen wollen, ſo bin ich bereit, Heut und Morgen, und wenn es ſonſt iſt, das Abendmahl mit ihnen zu halten.

Der König ſchien dieſer Rede etwas nachzudencken, fragte alſo nach eine Weile weiter: Warum gehet ihr nicht in die Kirche, da wird es ja ausgetheilet? Ich antwortete hierauf freymüthig: O Ihro Majeſtädt, das halte ich nicht vor des Herrn Abendmahl, ſondern vor eine Anti-Chriſtliche Ceremonie; Es iſt ja nicht einmahl ein Abendmahl, ſondern nur ein Morgen- oder Mittags-Mahl. Hierauf ſahe der König ſeine Generalen nach der Reihe an, und dieſe beobachteten allerſeits die gröſte Stille.

Ich muſte mich in der That wundern, daß mir dieſe freye Rede ſo ungenoßen ausging. Es ſchien aber, als wenn ſie den König mehr, als die vorhergehenden zur Aufmerckſamkeit gebracht hatte, und Er frug hierauf wei-

ter: Wovon lebt ihr? Ich antwortete kurtz: aus der Hand Gottes. Ja, sagte der König: Ihr werdet fechten gehen. Weil mir aber diese apostolische Weise, mein Brodt zu eßen, Trotz aller andern Phantasie, diesen heiligen Leuten nachzuäffen, nie angestanden hatte, so sagte ich: Nein, Ihro Majestädt, ich habe das nicht nöthig, Gott hat mir so viel gegeben, daß ich, als ein ehrlicher Mann, leben kan; Sollte sich aber ja Mangel ereignen, so weis ich auch, daß Gott noch Christen hat, die der Noth ihrer Neben-Menschen unter die Arme zu greifen wißen.

Alles in der Welt hätte ich mir eher einfallen laßen, als daß seine Majestädt auch einer von diesen gutthätigen Christen hätte seyn wollen: ehe ichs mich versahe, sprachen sie zu einem der beistehenden: gebt Ihm 16 Groschen. Ich dachte nichts weniger, als daß das mich angehen solte, sondern weil außer den Generalen noch mehrere Leute im Zimmer waren, die der König auch bisweilen mit einem flüchtigen Blicke ansahe, so meinte ich, es wiße der, dem dieser Befehl ertheilt wurde, schon, wem er gelten solte. Es wärete aber nicht lange, so kam einer aus dem Neben-Zimmer, und legte mir einen Franz-Gulden in den Huth.

Mein heiliger Hochmuth sah diese Königliche Gabe mit Verachtung an, und ich wäre capable gewesen, dem König, statt des einen Gulden, zwei oder mehrere wieder zu geben, wenn mir die Klugheit nicht gesagt hätte, daß ich in diesen Fall, anstatt der Gabe, einen dichten Buckel voll Schläge, und wohl noch ein unangenehmer Tractament davon tragen würde. Inzwischen konnte ich doch, weil mir der Gulden, meiner damahligen Phantasie nach, eine rechte Last war, nicht unterlaßen, den König also anzureden: Ihro Majestädt, ich bitte mir eine Gnade

aus. Der König fragte: Was? Ich antwortete: verschonen sie mich mit der Gabe. Er versezte etwas unwillig: Warum? Wollt ihr mehr haben? Ich antwortete mit einer ehrerbietigen Verbeugung: Nichts überall, Ihro Majestädt, ich bitte unterthänigst, verschonen sie mich damit, indem ich es nicht nöthig habe. Der König versetzte nochmalen mit einem recht gutherzigen Tone: Ich schencks euch, im Namen Gottes. Und nun war es Zeit, mich länger nicht zu weigern, wo ich nicht einen gnädigen König in einen zornigen hätte verwandeln, und meine ganze Sache verderben wollen.

So bald also der König, nach obiger Art, zu mir sprach: Ich schencks euch im Namen Gottes, machte ich meinen unterthänigen Reverenz und sagte: Im Namen Gottes nehme ichs an. Der König schien sehr wohl damit zufrieden zu seyn, und fragte weiter: Wo wolt ihr hin? Ich antwortete: Nach Berlin, wenn es Ihro Majestädt erlauben. Nein! sprach der König, nach Berlin solt ihr nicht, sondern man soll euch allhier im schwarzen Adler ein Quartier anweisen, da solt ihr logiren.

Ich laße meine Leser urtheilen, wie mir bey Verweigerung des Königs, mich nach Berlin zu laßen, zu Muthe gewesen seyn müße, da Berlin, und in demselben mein theuerster Bruder Benignus, der Haupt-Zweck meiner Reise waren. Es schien, aus einer flüchtigen Zwischen-Frage, die der König bei Gelegenheit that, nemlich: Ihr werdet wohl bekehren wollen? daß Er mich vor einen umschweifenden Apostel halten muste; Wie ich aber kurz darauf antwortete, daß bekehren, ein Werck Gottes sey, und hinzusezte, daß ich mir eingebildet hätte, es wäre in Ihro Majestädt Landen völlige Gewissens-Freyheit; so sagte der König: Ja, es soll euch auch in eurem Ge-

wißen nichts gekräncket werden; aber, nach Berlin solt ihr nicht kommen.

Ich versezte hierauf, ohne weitere Widerrede: Ich respectire Ihro Majestädt Befehl. Aber, fuhr Er fort: zu wem wolt ihr in Berlin? Ich antwortete: Zu dem und dem, und nannte meinen Bruder Benignum. Der König widerholte den Namen mit Verwunderung, und sahe seine Generalen dabey an; diese aber schienen nicht diesen rahren Freund zu kennen, indem sie mit den Köpfen schüttelten. Es fielen hierauf noch einige Fragen, in Ansehung meines Studii und der Bibel vor, deren eigentlicher Innhalt aber mir wieder entfallen ist. So viel ist gewiß, daß ich dem König in Ansehung des lezten Puncts eben nicht so geantwortet haben mochte, daß es vor orthodoxen Meistern und Gesellen hätte passiren können. Ich merkte aber doch, daß es Ihm im Ernst eben nicht zuwider sein mochte, ob er sichs schon nicht gegen mich wolte mercken laßen, weswegen er auch, beym Abschiede, mit einer fast lachenden Mine zu mir sagte: Ihr seyd ein gottloser Mensch, Gott bekehre euch, worauf ich aber im Ernst versezte: Das wünsche ich Ihro Majestädt auch, und ohne weitere Ceremonien nach ehrerbietigster Verbeugung meiner Wege ging."

Friedrich Wilhelm I. regierte bekanntlich von 1713 —1740 und starb etwa ein Jahr nach dieser sonderbaren Sitzung des Tabackscollegii. Bei derselben wird man sich erinnern, wie bemerkt wurde, daß der starre König gegen das Ende des Lebens hin sich einigermaßen noch der Philosophie seines Nachfolgers genähert hatte.

Edelmann's Ende.

Nicht lange nachher brach gegen Edelmann ein Ungewitter wegen seiner Meinungen los. Nachdem er noch eine Weile, besonders zu Hachenburg in Neuwied in der Wetterau, seit 1742 in Neuwied, sein idyllisches Leben fortgesetzt, mußte er flüchtig werden. Obgleich er nun allmählich den Sonderbarkeiten in seiner äußern Erscheinung, an denen die Zeitgenossen so großen Anstoß nahmen, entsagte, so finden wir ihn doch bis zu seinem Tode in keiner andern Existenz als der, daß er bald bei diesem bald bei jenem seiner Freunde, meist in Altona und Berlin oder in der Umgegend dieser Städte, herzliche Aufnahme fand. Ein Zeitgenosse, der seinen Ueberzeugungen durchaus fremd war, hat uns einen kurzen Bericht hinterlassen über den Verkehr dieses Geächteten im Hause einer seiner Gastfreunde, der seine Persönlichkeit in ihrer Art fast als eine liebenswürdige erscheinen läßt. Einem Jeden ließ er gern seine eigenen, wenn auch von den seinigen noch so abweichenden Meinungen. Nur mit seinem Gastfreunde pflegte er bei Tische heftig zu streiten, indem Edelmann den stillen Wunsch hegte, nach seinem Tode rasch durch lodernde Flammen nach Sitte der Alten von der Erde vertilgt zu werden, während der Gastfreund, ein Arzt und wie es scheint, reiner Materialist, es vorgezogen haben würde, nach dem Tode in ungelöschten Kalk geworfen und von diesem verzehrt zu werden. —

Nach der Fortsetzung von Jöcher's Gelehrtenlexicon ist es Berlin, wo der „freundliche, dienstfertige und ge-

fällige" Mann zuletzt unangefochten leben und schreiben, aber nichts drucken lassen durfte. (Friedrich der Große soll nach der Behauptung der Feinde Edelmann's mit Bezug auf diesen gesagt haben: er müsse ja auch viele andere Narren in seinem Lande dulden; nach der Behauptung seiner Freunde: er dulde so viele Narren im Lande, warum er nicht auch einmal einem Vernünftigen ein Asyl gewähren solle? Aehnlich hatte auch einst der aufgeklärte Graf von Neuwied zu seinen Geistlichen die bitteren Worte gesprochen: „Ihr kommt immer und klagt über die Bartmänner bei mir, und die Bartmänner sind noch nie bei mir gewesen und haben sich über Euch bei mir beklagt, ungeachtet mir gar wohl wissend ist, daß Ihr fast alle Sonntage auf der Kanzel gegen sie losziehet und sie verhaßt zu machen suchet. Die Leute leben still, haben keinen Anhang, suchen auch keinen, und thun nicht nur niemand was zu Leide, sondern vielen Gutes. Hingegen hat man mir gesagt, daß sie schon manchen Unfug von dem Pöbel mit Geduld ertragen, man soll ihnen nach den Fenstern geworfen haben. Aber es ist noch keiner bei mir gewesen, der sich darüber beschwert hätte. Warum soll ich solche Leute verjagen? Hat Edelmann was geschrieben, das nicht taugt, widerlegt es, Ihr habt ja auch Federn.") Bruno Bauer läßt Edelmann in seiner Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts auf dem Gute eines Freundes im Holsteinischen sterben. Obgleich er keine Gründe dafür angegeben hat und obgleich man demnach nicht sagen kann, daß Edelmann's Todesort in Wahrheit dadurch streitig geworden wäre: so wird man doch ohne Zweifel es uns Dank wissen, wenn wir dieses Capitel mit einer Mittheilung schließen, die nicht allein Berlin mit Sicherheit als seinen Todesort er-

scheinen läßt, sondern überhaupt einen Bericht über Edelmann's Ende abstattet, welchen wir weder in der Fortsetzung von Jöcher's Lexikon noch sonstwo finden. Wir lassen das vorzugsweise Bemerkenswerthe in diesem Artikel gesperrt drucken.

„Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. 1767. No. 24 Dinstag, den 24. Februarius 1767.

Berlin, vom 21. Februarius.

— — — — Den 15ten dieses Monats (Februar 1767) ist allhier der in der gelehrten Welt seit vielen Jahren durch seine Schriften bekannt gewordene Johann Christian Edelmann im 69. Jahre seines Alters verstorben. Da dessen Lebenslauf durch die Streitigkeiten, welche seine Grundsätze mit den Gottesgelehrten und Weltweisen unsrer Zeiten erregt, den unterscheidenden Charakter der Stiftung einer neuen Sekte erhalten, so verdient dessen Tod billig angemerkt zu werden, wodurch derselbe, nachdem ihn ein Schlagfluß angemeldetem Tage Nachmittags auf seinem Stuhle sitzend betroffen, gegen 9 Uhr Abends eben so stille, als unvermuthet, dem Schauplatz der Welt entzogen worden. Eine von ihm hinterlassene Disposition, nach welcher er unter der Begleitung weniger seiner guten Freunde auf dem Kirchhof vor dem hallischen Thore allhier beerdigt worden, scheint die Vermuthung zu erregen, daß ihn ein solches Ende weder ganz unvermuthet, noch unbereitet, getroffen."

Die kürzeren Angaben im Hamburgischen Correspondenten und der Allgemeinen deutschen Bibliothek stimmen hiermit überein.

Anhang.

Die Epicedia.

1747 erschien in Frankfurt und Leipzig: „Edelmann mit aufgedecktem Angesicht oder Zuverlässige Nachricht von des Herrn Edelmann's Aufenthalt in Berlin". Der Titel spielt auf Edelmann's Mose mit aufgedecktem Angesicht an. Der Inhalt der Satire ist dieser. Edelmann ist von einer Krankheit geheilt. Er reitet als Don Quixote vor das Spandauer Thor, wobei ihn der Arzt als Sancho Pansa begleitet. Hier sehen sie einen Eichbaum für einen Geistlichen und einen Haufen Bretter für eine Bibel an und gerathen in große Gefahr, weil sie darauf Sturm rennen.

Am 28. und 31. Juli 1749, also etwa 18 Jahre vor Edelmann's wirklichem Tode, erschien in No. 58 und 59 der „Neuen Hamburgischen gelehrten Zeitung" eine falsche Nachricht von Edelmann's Tode mit vier theils lateinischen, theils deutschen Gedichten, deren Autorschaft man nachmals gern Edelmann selbst nachgewiesen hätte. Beide Nummern wurden als Schmäh- und Lästerschriften verbrannt. Einiges Nähere findet man in Klose's Buche. Da wir jedoch ein Exemplar der von Henkershand verbrannten Nummern auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin vorfinden, lassen wir dasjenige hier folgen, was zu der Verbrennung Anlaß gab und sich bei Klose nicht findet.

„Braunschweig.

Meine Herren!

Sie werden vielleicht bereits aus denen Erfurtischen vergnügten Abendstunden, wovon der Herr Magister

Wedekind in Göttingen Verfasser ist, ersehen haben, daß der in seinem Leben so sehr berüchtigte Johann Christian Edelmann auf seiner letzteren Reise von Berlin nach Braunschweig an einem Blut-Sturz mit großen Schmerzen seinen Geist aufgegeben. Da Ihnen aber vielleicht die Umstände wie die Entdeckung seiner Person geschehen noch unbekannt seyn möchten; so melde nur kürzlich, daß man aus denen verschiedenen Manuscripten, und unzähligen Briefschaften, die in seinem Coffer gefunden worden, hinter das ganze Geheimniß gekommen, und den auf der Post angegebenen falschen Nahmen, Traugott Wahremund, auf einmal erklärt gefunden hat. Der Herr Amtmann, den ich Ehren halber nicht nennen mag, weil er sich durch geschwinde Unterdrückung der Mannuscripten und Briefschaften genugsam offenbahrt, daß er ein großer Freund des verstorbenenen Edelmann's gewesen (wie man leider noch an allen Orten der Welt eine unzähliche Menge heimlicher Anhänger von diesem Manne findet), hat zwar alle Sorgfalt gebraucht, den rechten Nahmen des verstorbenen Passagiers zu verbergen, daher er auch die gefundenen Manuscripte und Briefschaften durch den Amts-Diener sogleich wegtragen lassen; Er hat aber doch nicht verhüten können, daß nicht der Amt-Schreiber und andere Anwesende die Titulatur auf denen in großer Menge vorhandenen Briefen bemerket, und daraus den Mann, an den sie geschrieben worden, hatten kennen lernen. Man hat so viel an Gelde bey ihm gefunden, daß er mit gewöhnlichen Ceremonien hat können begraben werden, und die Leichen-Predigt, die ihm der Herr Pastor gehalten, soll, weil demselben der Herr Amtmann ein ansehnliches Geschenk reichen lassen, voller Lobes-Erhebungen gewesen seyn. Den Ueberschuß von

dem gefundenen Gelde hat, wie ich höre, gedachter Herr Amtmann, bis er den Bluts-Freunden des Verstorbenen von dessen tödlichem Hintritt Nachricht gegeben, in Verwahrung genommen. Nun sind seit der Zeit verschiedene Gedichte pro und contra auf den Tod des entseelten Edelmann's zum Vorschein gekommen, davon ich Ihnen einige mitzutheilen mir die Ehre nehme. Sie werden davon den besten Gebrauch zu machen wissen, und wofern sie Ihnen schon bekannt sind, mir nicht übel nehmen, daß ich selbige aus Unwissenheit Ihnen noch einmal zu lesen gebe. Das erste hat ohnfehlbar ein Freund des verstorbenen Edelmann's gemacht, und ist eine Parodie auf den Vers den der selige Herr D. Luther noch bey seinem Leben dem Pabst zur wohlmeinenden Erinnerung aufgesetzet. Das andere Gedicht ist eine Antwort auf das erstere, und zeuget von dem redlichen Eifer eines Orthodoxen Candidati Ministerii, der, wie man versichert, ein abgesagter Feind aller Vernünftler und Freygeister sein soll, welches wirklich heut zu Tage ein rares Exempel ist. Die zwey letzten sind ebenfalls aus der Feder der Freunde des verstorbenen Edelmann's, und obgleich in der lateinischen Ode viele wackre Männer und große Theologi angegriffen worden; so glaube doch daß, wenn auch dergleichen Stücke durch den Druck sollten bekannt gemacht werden, Sie Sich wenig darum bekümmern, und es sich viel mehr zur Ehre als zur Schande rechnen würden, daß Sie um Ihres Herrn willen dergleichen Schmach tragen müssen. Sollte mir in Zukunft noch ein mehrers hiervon bekannt werden, will ich nicht ermangeln, Ihnen sogleich davon Nachricht zu geben. Indessen bin ꝛc.

G.

Epicedia.

1.

Nec nimium gaudete *Viri*, nec plaudite, sancti!
Qui sapit ex *Vobis*, fundat is heu! lacrymas.
Pestis *Edelmannus* vivus fuit, ast, bone *Clere!*
Mortuus hic jam nunc *mors* tua tristis erit.

Sempiternae memoriae caussa posuit
Gottlieb Wahrenfels.
Freiburgensis.

2.

Wir freuen uns billig; wir jauchzen und springen;
Die Engel im Himmel stehn bei uns und singen,
Weil Gott nun die Kirche so liebreich getröst,
Und sie von des Edelmann's Spott-Geist erlöst.

Da liegt nun der Lästrer, und brennt in der Hölle;
Wir gönnen ihm gerne die oberste Stelle
Bei denen Verdammten, die er hier verführt;
Jetzt fühlt er die Strafe, die Spöttern gebührt.

O! spiegelt euch an ihm, ihr thörigten Seelen!
Damit euch die Teufel nicht eben so quälen:
Gehorchet den Priestern, und folget dem Wort,
So seid ihr hier glücklich, und seelig auch dort.

Peter Lamm.
S. S. Theol. Candidat.

3.

Beatissimis Manibus
Illustris et incomparabilis Viri,
Iohannis Christiani Edelmanni,
Amici desideratissimi, Pietatem et Venerationem summam palam testatur
Ernestus Leberecht Klugius.

Sic *Edelmannus*, Patriae Venustas
Et decus; mundi venerabile astrum;
Seculi lumen; grave *Clericorum* et
Triste flagellum;

Testis excellens ita veritatis,
Liberae ac mentis Renovator almus;
Dignus omnino pylia senecta,
Occidit eheu!

Occidit! Duces Comitesque lugent
Maximi; *illustri modo stirpe nati*
Herculem invictum subita hinc ademtum
Morte queruntur.

Occidit! fundunt lacrymas *Amici;*
Mente conceptum tegit haud dolorem
Ordo prudentum, quibus ulla *Veri*
Notio curae est.

Occidit! gaudet timidus *Sacerdos;*
Laetus exultat; sibi fausta quaevis
Inde promittit, meliora jam nunc
Tempora sperans.

Occidit! plaudunt moribundus H.. (Harenberg)
Efferus S.. (Süsmilch), petulansque R.. (Reinwollus),
W.. (Wagner) et mendax, reliqui ac *Patroni*
Daemonis atri.

Ast ovat frustra viduata Turba
Lumine, paullo citius triumphos
Cantat, ac par est, rationis expers,
Vulnera celans.

Namque *Edelmanni* manet alta fama,
Sit licet nostris oculis opertus.
Vivit in scriptis, moritur nec ullo
Temporis aevo.

Vivit in cunctis, *Rationis* usum
Qui tenent, et quos regit aequa *Virtus*,
Atque *Libertas bene sentiendi*
Aurea ducit.

Vivit aerumnis, gravibusque liber
Hostium telis, penitus supremo
Numini junctus, cui se diu jam
Sponte sacravit.

Vivit, et sentit placidam quietem,
Quam *Sacerdotum* renuebat ipsi
Agmen, expectans operae et laboris
Praemia justa.

Vivit! a *Clero* licet ad *Gehennam*
Missus, illaesus tamen ac beatus
Vivet aeternum, stygius nec amnis
Auferet ipsum.

4.

Die Flucht der Pfaffen aus der Hölle,

als daselbst der abgeschiedene und verklärte Geist des
S. T. Herrn

Johann Christian Edelmann's

auf seiner Reise nach dem Himmel, Denenselben im Vorbeyfahren das Evangelium zu predigen ankam,
nach der Wahrheit beschrieben
von
Benedict Morgenstern.

Kaum hatte Edelmann,
Das Wunder unsrer Zeiten,
Den Gott bestimmt, die Wahrheit auszubreiten,
Die Augen zugethan;
Als schon Mercur von dessen Tod und Sterben,
Um sich den Ruhm des Eifers zu erwerben,
Den Pfaffen, die mit Dampf und Gluth,
Weil Zorn und Fluch auf ihrer Scheitel ruht,
Und ihrer Uebelthat gemeßne Strafen litten,
Sehr eiligst Nachricht gab.
Heut, sprach er, legt man ihn in's Grab,
Und morgen wird er ohne Zweifel,
(Genad euch Gott, ihr armen Teufel!)
Wenn er hinauf zum Sternen steigt,
Und sich dem Himmel-Chor in seiner Klarheit zeigt,
Euch im Vorbeigehn auch besuchen.
O Schreckens-Post! die Pfaffen fluchen,
Und ächzen, winnmern, heulen, schreyn,
Und mit der Furcht wächst auch die Höllen-Pein.
O weh uns! sind wir denn noch nicht genug geplaget,
Da der Gewissens-Wurm uns unaufhörlich naget?
O weh uns! sollen wir den ungeheuren Mann,
Dem unser Zorn nicht weiter schaden kann,

Im Licht verklärt, vor unsern Pforten sehen,
So ist es gar um uns geschehen.
Auf Brüder! auf! laßt uns von hinnen ziehn,
Und in den tiefsten Abgrund fliehn!
Damit wir nicht auch hier die scharfe Geißel fühlen,
Die schon gewohnt uns übel mitzuspielen.
So schrie von Furcht gerührt der Priester schwarze Schaar,
Und eilte, weil ihr Feind schon in der Nähe war,
Mit starken Schritten aus der Hölle;
Auch Pluto selbst verließ die Zelle,
Und schloß sich in den Abgrund ein,
Um desto sicherer zu seyn,
Wenn Edelmann die Pfaffen zauste,
Und ihnen Stirn und Kolben lauste.
So bald nun Edelmann zur Höllen-Pforte kam,
Und deren Pfaffen Furcht und schnelle Flucht vernahm,
Befahl er, ihnen gleich zu sagen:
Er käme nicht, sie zu verjagen.
Ihm dauerte ihr höchst betrübter Stand,
Was er geschrieben, sey bekannt,
Allein sie hätten sich nicht wollen warnen lassen,
Noch seine treue Lehre fassen.
Der Ursprung ihrer Qual sey die Verwegenheit,
Mit welcher sie zu jeder Zeit
Den Ausspruch der Vernunft verhöhnt, verschmäht, verachtet,
Die jeder kluge Geist als Gottes Wort betrachtet.
Entfernt von diesem Licht,
Und göttlich hellen Unterricht,
Sey es ohnmöglich durchzudringen,
Und sich zum Schöpfer aufzuschwingen.
Die Grillen, die ein P. (Papst) und L.. (Luther) ausgeheckt,
Was nach C... (Calvini) Lehr und seiner Thorheit schmeckt,

Das hätten sie zur Richtschnur angenommen,
Und darum könnten sie zu keiner Ruhe kommen.
Sie müßten, wollten sie erlöst von Qual und Pein,
Im Innersten vergnügt und ewig glücklich seyn,
Den Aberglauben fahren lassen,
Nicht aber die Vernunft, die Gott gegeben, fassen.
Dann würden sie sich bald verklärt und weise sehn,
Und bei des Lichtes Glanz noch immer weiter gehn,
Nicht wie bisher in dunklen Schatten wandeln,
Noch wider eignes Heil so unvernünftig handeln.
Gott sey noch eben der, der Er gewesen sey;
Voll Huld und Gütigkeit, erbarmend und getreu,
Drum möchten sie sich nur zu seinem Lichte wenden,
Und sich hinfort nicht mehr durch Irrthum lassen blenden.
Nachdem er dies gesagt, nahm er den schnellen Lauf
Zum güldnen Sternenfeld, und fuhr gen Himmel auf.

Alsdann wurde folgende Notification veröffentlicht:

(Anno 1749. Num. 131. Stats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten. Am Sonnabend, den 16. August):

„Demnach in dem 58 und 59sten Stücke der, zu Anfange dieses Jahres, hieselbst herausgekommenen neuen gelehrten Zeitungen, respective pag. 461 bis 464 und pag. 468 bis 472 bey Gelegenheit des angeblich verstorbenen Johann Christian Edelmann's, ein Schreiben nebst vier, theils lateinischen, theils deutschen Gedichten enthalten ist: in welchen allen nicht nur viele rechtschaffene Theologen aufs freventlichste verunglimpft und angegriffen, sondern auch die größesten und abscheulichsten Gottes-Lästerungen und Religions-Spöttereyen mit der ersinnlichsten Ruchlosigkeit ausgestreuet: solcher gestalt aber die

kundbaren Reichsgesetze, wie nicht weniger die allhier zum öfftern wiederholete und geschärffte Verordnungen und Mandate höchst sträfflich gekränket worden sind: als hat E. Hochedler Rath keinen Umgang nehmen wollen, obberührte zwey Stücke wegen der gedachtermaßen darinn befindlichen ärgerlichen Ausdrückungen, für die graulichsten Schmäh- und Läster-Schrifften hiemit öffentlich zu erklären, und selbige des Endes, den bosartigen Verfaßern zur immerwährenden Schande, durch den Frohn auf dem Ehr-losen Blocke verbrennen zu lassen. Decretum in Senatu, Hamburg den 15. August 1749."

Hiermit stimmte überein die Mittheilung in den „Hamburgischen Berichten von den neuesten Gelehrten Sachen 18. Tomus auf das Jahr 1749. No. 65 den 22. August S. 516."

In einem Anhange zu den „neuen Hamburgischen gelehrten Zeitungen" von 1749, 42. Stück, findet sich folgendes „Schreiben eines Freundes an den andern":

„Sie haben an mich die Frage gethan, was es mit den beiden allhier verbotenen und verbrannten Zeitungen für ein Bewandniß habe, wer der wahre Verfasser sei, und wie ein Pasquill auf's Predigtamt, denn diesen Namen verdient der boshafte Aufsatz und nicht den Namen einer Satyre, in die neuen Zeitungen gekommen sei? Ich hätte Ihnen hierauf zwar eher antworten können, allein ich habe mich erst nach allen Umständen genau erkundigen wollen, um die rechte Wahrheit zu erfahren. Derjenige, der den Aufsatz eingesandt, und dessen Originalschaft sogar gerichtlichen Ortes übergeben worden ist, hat einen falschen Namen angenommen und sich Hieronymus Günther genannt. Man verschweiget die Muthmassungen von seiner Person, weil zu besorgen ist, daß

man das Geheimnis noch nicht völlig entsiegelt habe; indessen kann das Kind künftig vielleicht mit seinem wahren Namen genannt werden, wenn man unserer data haben wird, ob er gleich glauben mag, daß er ganz verborgen sey. Derselbe hat die Zeit wahr genommen, da der Verleger dieser Zeitungen nicht zu Hause gewesen, und ob wol der Aufsatz an einen Mitarbeiter adressirt gewesen, so hat derselbe solchen doch am spätesten Abend erst erhalten und nicht so viel Zeit gehabt, daß er ihn ganz durchlesen und prüfen können, weil am folgenden Tage schon der Abdruck erfolgen müssen. Ich habe es ganz zuverlässig erfahren, daß derselbe mit einem körperlichen Eyde versichern will und kann, daß er weder aus böser Absicht gehandelt, noch den Aufsatz ganz durchgelesen, sondern nur den Anfang der in der 58. Nummer steht und ziemlich gut klingt, wenn man die 59. Nummer nicht lieset, noch endlich eine andre Nachricht gehabt, als daß der berüchtigte Edelmann wirklich todt sey. Wenn Sie aber fragen, warum man eben die neue Zeitung dazu gemißbrauchet: so ist es wol deswegen geschehen, weil in derselben sehr oft und mehr als in andern die Schriften, so gegen Edelmann herausgekommen, recensirt worden sind. Geheime Ursachen der Bosheit mögen wol auch dabey gewesen seyn, um den Verleger dadurch empfindlichen Tort zu thun. Die Absichten des gewissenlosen Verfassers des Aufsatzes können entweder gewesen sein, in der Welt ein Aufsehen zu erwecken, oder redlichen Gelehrten eine Blame zu machen; Er habe aber solche oder noch andere gehabt: so sind sie abscheulich, und beweisen daß er alle Menschlichkeit ausgezogen habe.

So viel habe ich indessen mit Gewißheit erfahren und Ihnen berichten können, es kann aber geschehen, daß

Ihnen künftig mehr notificire: Vor dieses Mal behelfen Sie sich damit, weil Sie nun doch so viel wissen, daß derjenige keine Schuld habe, der den Aufsatz zum durchlesen erhalten hat, und daß es nicht aus bösen Absichten mit eingesetzt worden ist. Es werden diejenigen wol nicht ganz unrecht haben, welche glauben, daß der berüchtigte Edelmann mit andern Helfershelfern selbst Hand daran gelegt haben.

Geschrieben am 26. August 1749.

Dero ergebener Diener

N. N.“

Das folgende bisher ungedruckte Gedicht ist mir von dem Hamburger Stadtbibliothekar Petersen gütigst mitgetheilt worden:

Der Begeisterte Priester

oder

Die Zurückkunft der Pfaffen aus der Hölle auf unsern Erd-Boden.

Du frägst: Wohin die Pfaffen wohl jüngsthin die Flucht genommen hätten
Als Edelmann gekommen war, sie aus der Höllen zu erretten?
Dir soll hierauf zur Antwort dienen: Die Furcht war leyder allgemein
Und keiner unter ihnen glaubte, in Abgrund sicher gnug zu seyn.
Drum ward nach widerholtem Rath, von denen Höllischen Genoßen,
Die Reise nach der Oberwelt noch diesen Augenblick beschloßen,
Beschlossen und auch ausgeführt; Sie flohen Legionen weiß,
So wie anizt die Heuschreck zieht, zurück auf unsern Erdenkreiß.

Mein Hamburg war der erste Orth, wo sie sich Niederließen,
Und durch die Theure Priester-Schaar, in die sie fuhren, Lerm bliesen.
Zwey Legionen nahmen Wagnern*), drey Legionen Schlössern**) ein,
Die andern konnten nach dem Range sich gleichen Zuspruchs auch erfreun.
Die Wirkung der Besessenheit ließ sich den ersten Tag gleich spüren,
Und will sich wie die Rede geht, auch noch bis itzo nicht verlieren.
Das Herze kochte Gift und Galle, die Hände zitterten wie Laub;
Der Zorn nahm zu, die Zähne knirschten, die langen Ohren waren Taub;
Der Geifer floß in Kinn und Barth, die Augen spien Feuerflammen,
Kurz! Was nur teuflisch ist und heißt, daß sah man hier, mein Freund beysammen,
Die Priesterschaft so stark begeistert, lief toll und Rasend durch die Stadt
Umgeben mit dem Narrenkragen, der viel von Mühlstein ähnlichs hat.
Ein Blatt, daß ihrer Bruder Flucht aus Plutons Schwefel-Pfuhl erzählte,
Vermehrte ihre Raserey, der nichts als nur das Mord-Schwert fehlte.
Der aufgebrachte Hoher-Priester, Herr Wagner, wie sein Name heißt,
Der durch sein eigenes Exempel, den längst bekannten Satz beweißt,

*) Senior und erster Prediger bey der neuen Michaelis-Kirche in Hamburg.

**) Haupt-Prediger an der Katharinen-Kirche daselbst.

Daß auf der ganzen Welt kein Haß dem Grimm der Theologen gleiche,
Berief die untergebne Schaar; Seht sprach er, was man uns für Streiche,
Hoch- und Ehrwürdige Collegen, so öffentlich und dreiste spielt,
Daß man auch nicht des Ordens schonet, den zu verehren Gott befiehlt.
Als mancher große Postillant schon längstens aus der Schrift bewiesen,
Wie gräulich, sicht uns jezt nicht an; Genug man ehrte uns vor diesem;
Jetzt aber hat sichs umgekehrt. Ach seufzte unser Senior,
Welch Unglück! in der neuen Zeitung komt Süßmilch*) und mein Name vor.
Auch Peter Hansen**) wird verirt, was dünket euch ihr theuren Brüder!
Was dünkt uns! fiel die Antwort aus: Verbrennen muß man diese Lieder.
Fort, last uns ohne alles Zaudern an die uns treue Obrigkeit,
Ein Paar aus unsern Mitteln senden; es ist gewislich hohe Zeit.
Denn wenn der Pöbel erst erfährt, was in der Hölle vorgegangen,
So ist, so gern er uns sonst folgt, mit ihm hinfort nichts anzufangen.
Bereitet sey demnach den Liedern ein öffentliches feurigs Grab;
Auf Brüder! säumet nur nicht länger, schickt eiligst Deputirte ab.

---

*) Königl. Preuß. Consistorialrath und Probst zu Köln an der Spree in Berlin.

**) Superintendent und Hof-Prediger zu Ploen.

Sie kamen, und die Obrigkeit verwarf ihr thörigtes Beginnen,
Sie rieth zuerst mit vielem Glimpf, sich eines bessern zu besinnen.
Was wird es, sprach Sie, nach sich ziehen, als Spott Verachtung Schimpf und Hohn,
Denn was die Zeitung ausposaunet, daß weiß nunmehr der Pöbel schon.
Mit Sanftmuth und Gelassenheit könnt ihr die Läster Mäuler zwingen,
Und, wenn ihr Keine Wölfe seyd, die Irrende zu rechte bringen.
Die Liebe weiß von keiner Rache: wer gern verzeiht der ist ein Christ;
Drum übereilt euch nicht ihr Herren! so lieb euch eure Ehre ist.
Bedenckt, die Bücher die ihr jetzt so hoch und sonderbar verehret,
Auf die ihr, wenn ihr dienen sollt, oft ohne Prüfung Sicher schweret
Betraf vor dem ein gleiches Schicksal, daß diesen Blatt begegnen soll;
Wofern ihr dieses leugnen woltet, so hielt man euch mit Recht für Toll,
Sie sind, vielleicht nicht ohne Grund, von denen euch entgegnen Ordnen,
An mehr als einen Theil der Welt, dem Feuer aufgeopfert worden.
So schämt euch denn, was zu begehren, daß euch Verdacht und Vorwurf bringt,
Und eure Gegner, die schon lauern, euch weiter zu verlachen zwingt.
Wir haben euch noch nie gewehrt, den Koth der Ketzerey zu rügen,
Nur brauchet Klugheit und Verstand, sonst werdet ihr so leicht nicht siegen.

Doch alle Warnung war vergebens; sie schäumten gleichsam für Verdruß
Nicht anders als Besessne pflegen, die man an Ketten legen muß.
Sie eilten der Versammelung den schlechten Trost zu hinterbringen
Die schon bereit und fertig stand ein froh Te Deum abzusingen.
Wir sind verlohren! rief der erste, der keichend in die Thüre tratt,
Die Obrigkeit will nicht verstatten, warum man sie gebeten hat.
Sie glaubt, wir würden Klüger thun, wenn wirs mit Christi Meinung hielten,
Und nicht wie zu Elias Zeit, durchs Feuer unser Müthgen kühlten.
Was! rief der stolze Hoher-Priester, Was? will nunmehr die Obrigkeit,
Das heilge Bibel Buch erklären? Nein wahrlich nein Sie geht zu weit
Uns nur allein komt dieses zu; Wir haben Recht es auszulegen,
Wer anders von uns denckt und spricht, der handelt selber Gott entgegen.
Die Obrigkeit ist blos verordnet, uns mit dem Schwerdte beyzustehn
Wenn man uns nicht nach Würden ehret; Und weiter soll Sie niemals gehn.
Drum Brüder! faßet einen Muth; die Sache ist noch nicht verlohren;
Die Obrigkeit hat, wie ihr wißt, die Glaubens Bücher Selbst beschworen.
Geht, führt Ihr dieses zu Gemüthe, und wenn Sie denn nicht folgen will,
So zeigt euch als geübte Streiter, und schweiget ferner nicht mehr still;

Zieht Schrift und Reichs-Gesetze an; Verkündiget geschärfte Plagen,
Krieg, Pestilenz und theure Zeit; droht dieses öffentlich zu sagen,
Und Volk und Pöbel aufzuwiegeln, wofern man einen Tag versäumt,
Und die zur Gluth verdamten Blätter nicht alsbald aus dem Wege räumt.
Die Brüder folgten diesen Rath und ließens sich nicht zweimal sagen,
Sie traten vor die Obrigkeit und widerholten ihre Klagen,
Die sie mit Drohungen vermischten, wie ihnen unser Senior
Und die Collegen eingebunden. Die Obrigkeit denckt wie zuvor;
Doch weil Sie Fried und Ruhe sucht, so willigt Sie in ihr Verlangen;
Geht, spricht Sie, wir erlaubens euch; Was ist mit Narren anzufangen;
O! Freude über alle Freude! wie jubilirt der Priester Stand!
Nun kömt der Tag, nun komt die Stunde, die neue Zeitung wird bekannt
Noch nicht genug geliebter Freund! Du wirst vielleicht bey dir gedencken,
Die Clerisey sey nun vergnügt; O! Nein, du bist von ihren Ränken,
Und Streichen, wenig unterrichtet, wenn du die falsche Meinung hegst,
Sie hab ein solches edles Herze wie du in deinen Busen trägst,
Nein Rachgier, Unversöhnlichkeit und Haß der keine grenzen kennet,
Sind Eigenschaften dieser Zunft, die sich der Heerde Vorbild nennet.

So gar der Bußtag muß ihr dienen, ihr Gift noch weiter auszuspeyn,
Und den verdamten Zwietrachts-Samen in die Gemüther auszustreun.
Anstatt dem Ruchloß Bösen Volke den Schweren weislich aufzudrücken,
Und ihm nach Pflicht und Schuldigkeit seyn Sündlich Leben vorzurücken,
Bemühn sich die erzürnten Pfaffen, die sich auf ihrer Tonne Blähn
Ihm Haß und Feindschaft einzuflößen, die nicht in ihrer Bibel stehn.
Ich fürchte diese Raserey wird ihnen übel gnug bekommen
Wenn Edelmann einst aufersteht. Die Wolcke die Ihn weggenommen,
Wird sich vielleicht nun bald zertheilen; Mich dünkt ich seh Ihn voller Muth
Schon wider auf den Schau-Platz treten. Ich seh Ihn wie Er wunder thut.
Hier Schwerdt des Herrn und Gideon! lauft Pfaffen lauft! der Held kommt wider,
Und fordert von euch Rechenschaft auch wegen der verbrannten Lieder.
Begebt euch eiligst in die Hölle, die dort in jenem Abgrund liegt,
Denn seht er hebt schon an zu streiten; Er steht, Er kämpft, Er schlägt, Er siegt.

Auch Folgendes, was ich hier einschiebe, theilte mir der Stadtbibliothekar Petersen unter Mitwirkung eines Freundes gütigst mit:

Madrigal.

Welch Wunderding will in der Welt entstehn!
Des Teufels seine Mutter, soll itzo schwanger gehn,

Man sagt daß sie das Wochen-Bette,
Zu Regensburg schon aufgeschlachen hätte,
Und schickte sich zum Kreißen.
Gebiert sie einen Sohn, so soll er Syncretissmus heißen,
Wirds aber eine Tochter seyn, so heist sie Union.
Doch lasset sie nur junge Teufel hecken,
Ich schwöre Stein und Pein, die Muter wird mit sammt der Frucht verrecken.

Neumeister.

Regensburg, den 19. Mart. 1722.

Und eben so unter Mitwirkung jenes Freundes folgende.

Parodie.

Was für ein Wunderding will doch anizt entstehn
Die Tolle Ersucht soll, mit Narren schwanger gehn,
Man sagt daß sie ihr Wochen-Bette,
Zu Hamburg längstens aufgeschlagen hätte,
Und wäre schon im Kreißen
Gebiert sie einen jungen Sohn, So soll er Neumeisterus heißen,
Wirds aber eine Tochter seyn, So heißt Sie Pfaff-Ambition.
Jedoch, geräth das Werk nicht etwa noch in Stecken,
So schwör ich Stein und Bein. Es kömmt ein junger Narr noch zu den alten Gecken.

A. geb. S.

Die Beziehungen des Namens Neumeister zu Edelmann, welche hier nicht näher erörtert werden können, sind den Kennern der Biographie Edelmann's eben so bekannt, wie der Name Neumeister an und für sich in der Kirchengeschichte nicht unbekannt ist. —

Wohl mit einiger Rücksicht auf obige Mystification

wurde 1751 berichtet: „Edelmann lebt noch, aber in obscuro, vor dem Thore in Elend und Verachtung, und da er vor den Juden nicht sicher ist, welche der Verspottung Mosis wegen äußerst auf ihn erbittert sind, so siehet man sein Zimmer allenthalben bewaffnet, und er traut kaum seinen besten Freunden, die ihn besuchen." — Diese Angaben wurden jedoch für übertrieben erklärt. Pratje selbst berichtet: „Edelmann isset wie andere Menschen. Er trinket wie andere Menschen. Er kleidet sich wie andere Menschen. Er balbirt und kämmet sich wie andere Menschen. Und sein Umgang ist nicht störrisch, rauh und unangenehm. Man rühmt an ihm vielmehr eine Freundlichkeit und Gefälligkeit. Dabey versichert man, daß er dienstfertig und gefällig sey".

Edelmann's wichtigste Schriften.

Zu Edelmann's Schriften gehören die schon erwähnten „unschuldigen Wahrheiten". Eine merkwürdige Stelle aus denselben setzen wir als Probe her. In den unschuldigen Wahrheiten, 14. Unterredung, 1738, sagt Edelmann, durch die „Teuffelslehre von der Unendlichkeit der Höllenstrafen" sei der Grund aller Religion umgerissen, „und ein ohnmächtiger, dummer Götze bisher unter dem Namen Gottes verehrt worden. Denn er hat so wenig göttliches an sich, daß der Teuffel selbst vor ihm in den meisten Stücken, wo nicht in allen, noch den Vorzug behält, und wer sich noch vor ihm fürchtet, als dürffe er ihm, als

einem offenbaren Gotteslästerer, den grausamsten Tod anthun lassen, der ist eine arme, bejammernswürdige Creatur, die der lebendige Gott erleuchten, und zu seiner wahren Erkenntniß bringen wolle. Um aber solchen armen, blöden Gemüthern einen Muth zu machen, so biethen wir in der Kraft unsers wahren Erlösers, der seine Werke schon so herrlich in uns angefangen, diesem Affter-Gott Trotz. Er versuche sein Heil an uns, und laße sehen, was er über uns vermag. Wird er verhindern können, daß diese Gespräche nicht an's Licht kommen, welches ja ein leichtes ist, da er gegenwärtig noch die größte Parthei auf seiner Seite hat, so wollen wir erkennen, daß er noch was kann. Er soll aber wissen, daß wir ihn eben so wenig deßwegen vor unsern Herrn und Schöpfer erkennen werden, so wenig er capable ist den Teuffel zu bezwingen, und uns von der Herrschaft desselben, wenn wir noch darunter stünden, wirklich und wahrhaftig frei zu machen. Wir kündigen ihm daher auf ewig unsern Gehorsam auf, und unterwerfen uns mit allen unsern Kräften, ja mit unserm ganzen Wesen, demjenigen Herrn und Christo, der seine Macht schon an vieltausenden bewiesen, die die Welt nicht kennt. Weiß er vielleicht nicht, wo wir wohnen, so saget nur: Zu Berlenburg in der Grafschaft Wittgenstein, allwo er unsern Namen leicht erfragen wird: Wir wollen unter dem Schutze unseres Ehrenkönigs getrost warten, wie er diese ihm angethane Gotteslästerung an uns rächen werde.“

Um 1741 erschien von Edelmann: „Mose mit aufgedecktem Angesicht.“ Edelmann läugnet hier, daß diejenigen Bücher der Bibel, welche Moses zugeschrieben werden, denselben wirklich zum Verfasser haben. „Christus und Belial“ (1741) bezieht sich auf Zinzendorf. Edelmann

nennt das Kirchengehn ein Zusammengeläufte, das Singen ein Katzengeschrei, die Gesänge Zechlieder, sucht aber im Anfange zu zeigen, daß den lutherischen Predigern dasselbe zur Last gelegt werden könne wie den Herrnhütern. In der Schrift: „Die Göttlichkeit der Vernunft in einer kurzen Anweisung zur weitern Untersuchung der ältesten und vornehmsten Bedeutung des λόγος, nebst einigen in diese Materie einschlagenden Briefen, und einem Anhange von der Vernunftmäßigkeit des Christenthums“ faßt Edelmann die Vernunft als Ausfluß und Theil des göttlichen Wesens und sieht zwischen Gott und menschlicher Vernunft keinen wesentlichen Unterschied.

In der Schrift: „Die Begierde nach der vernünftigen lautern Milch, an einigen Säuglingen der ewigen Liebe bewundert“ (1744) betrachtet Edelmann das, was die Bibel von der Menschwerdung Christi erzählt, wenn es buchstäblich genommen wird, als Lügen.

In „Abgenöthigtes, jedoch andern nicht wieder aufgenöthigtes Glaubensbekönntnis, aus Veranlaßung unrichtiger und verhunzter Abschriften desselben dem Druck übergeben und vernünftigen Gemüthern zur Prüfung übergeben, von dem Autore. 1746“ erklärt Edelmann es für die größte Unvernunft, wenn man sich Gott als eine Person denke oder gar mehr als Eine Person in Gott annehme. Die Bibel solle nicht Regel und Richtschnur des Lebens sein. Ueber das „Evangelium St. Harenberg's“ verweisen wir auf Klose und Bruno Bauer.

Edelmann und Strauß.

Im Jahre 1830 erschien in Clausthal bei Schweiger eine kleine Schrift: „Erinnerung an Joh. Christian Edelmann in Bezug auf Dr. David Heinrich Strauß. Von W. Elster, Rector am Gymnasium zu Clausthal." Der Verfasser entwickelte, wie die große Besorgniß, in die Edelmann seine Zeitgenossen versetzte, „es möge nun vielleicht bald um das Christenthum überhaupt und somit auch um die protestantische Kirche geschehen sein," factisch widerlegt sei. Er hielt einen Rückblick auf diesen talentvollen und kühnen Widersacher der Bibel deshalb auch für geeignet, die Gemüther über das Leben Jesu von Strauß zu beruhigen. Das literarische Schicksal Edelmann's verkündige auch Strauß das seine. Man werde seine Schriften, anstatt sie zu widerlegen, als unerquicklich und unergiebig und den wahren Bedürfnissen der Kirche nicht gemäß bei Seite legen. Edelmann's bedeutendes Talent habe viel Aehnlichkeit mit dem Straußischen. Doch werde er oft hitzig und grob. Beide hätten auch darin Aehnlichkeit mit einander, daß sie zuerst mit Schwärmern in Verbindung geriethen, von denen sie später sich lossagten, worauf sie dann gewaltsam in das andere Extrem übergeschlagen seien. Edelmann's Erfahrungen bei einem Landprediger, bei welchem er zwischen der österreichischen und Herrnhuter Periode „das Geheimniß der Bosheit" einsah, werden den Wirkungen des Professor Steudel auf den Repetenten Strauß verglichen. Edelmann und Strauß, heißt es weiter, seien zunächst Zerstörer, Läugner, Disputanten. Die Darstellung sei bei

beiden klar, scharf und gewandt. Jener sei zur Anerkennung der Vernunft im Menschen als des wahren Gottes gekommen, dieser zur Hegel'schen Philosophie, welche nach der Meinung Vieler dasselbe wolle. Doch scheine in Edelmann mehr wahres inneres Leben und Enthusiasmus gewesen zu sein. Um ihre Interpretationsmethode zu vertheidigen, führten Beide zuerst an des Philo „το ῥητὸν ἐπὶ τούτου μυθῶδές ἐστι," der Bericht über die Erschaffung der Eva aus Adam's Rippe ist fabelhaft, einem Mythus ähnlich. Alsdann gingen Beide wie gemeinschaftlich an den Origenes. Bei diesen Vergleichen hat Elster vielleicht auf die Verbindung von Strauß mit dem liebenswürdigen schwäbischen Dichter Justinus Kerner zu viel Werth gelegt. Sie brauchte keineswegs wie Edelmann's Verhältniß zu Zinzendorf zu enden. Das neuste Bändchen von Kerner's Gedichten eben so wohl als die friedlichen Blätter von Strauß zeigen einen ganz andern Charakter dieser schwäbischen Beziehungen. Wie Strauß noch später sich durch größere Universalität hervorthat, die er z. B. in seinem Hutten darlegte, konnte Elster noch nicht wissen. In mancher Hinsicht hätte sich wohl Edelmann besser mit dem auch im Leben schrofferen Bruno Bauer vergleichen lassen.

Wir schließen jedoch, über alles Persönliche mehr hinweggehend und die Sache in's Auge fassend, mit denselben Worten, mit welchen Elster seine Schrift über Edelmann und Strauß beschließt, indem wir noch vorausschicken, daß Strauß Edelmann's Schriften keineswegs gekannt hatte:

„Nach allem diesen wird Strauß eine große Aehnlichkeit mit Edelmann nicht abläugnen können. Daß diesen seine Zeitgenossen bald einen argen Religionsspötter,

bald einen Enthusiasten und Mennoniten, bald einen Naturalisten und Indifferentisten und endlich gar einen Atheisten nannten, wird ihn nicht irren, wie wir es denn nach der Sitte unserer Zeit nicht gemäß finden mögen. Und so wird freilich Strauß, der Jesum auf eine Bank gesetzt mit Sokrates, Göthe und Napoleon, nichts dagegen einwenden, wenn wir ihn auf Eine Bank mit Edelmann (und vielleicht selbst Kunzen) setzen und — dort sitzen lassen. Auch wird er nicht zürnen, wenn wir seinen Werken einen Gesammttitel vorschlagen, der nicht unpassend sein dürfte:

„„Edelmannus redivivus.““

Hiermit wäre denn nun hinlänglich gezeigt, wie ein gewaltigerer Widersacher, als Strauß, der Kirche doch keinen bleibenden sichtbaren Schaden zu thun vermochte. Er besaß unstreitig eine größere Kraft des Gemüths und des Willens, als wir an seinem schwächern Nachbilde bisher wahrgenommen; er vermochte dennoch nur in einem engen Separatistenverein Einige zu fesseln; aber für die religiösen Bedürfnisse der Mehrzahl war er schon zu speculativ; auch mußte sein zankender Ton mehr abstoßen, als anziehen. Die anziehenden, bildenden, schaffenden Kräfte aber, nicht blos die abstoßenden und auflösenden sind erforderlich, um eine neue Form der Religion zu schaffen. Darum wird Strauß, in welchem von solchen Kräften noch wenig zum Vorschein gekommen, der mehr zerstörend als schaffend, mehr tödtend als belebend ist, nach höchster Wahrscheinlichkeit *keine* bleibende Wirkung thun. Das Heilige wird auch durch ihn nicht untergehen.“

Heinrich Julius von Braunschweig

und

Heinrich der Reiche von der Asseburg.

Ein Beitrag

zur Geschichte der Kreise der Umgegend des Oschersleber Bruches.

Heinrich Julius von Braunschweig.

Eine der interessantesten Perioden in der Culturgeschichte von Niedersachsen ist die Zeit des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig und Lüneburg. Sein mit seiner fürstlichen Stellung engverwachsenes literarisches Wirken hat Gervinus mit Liebe charakterisirt; seine Komödien gab Professor Holland in Tübingen für den Stuttgarter literarischen Verein, dessen Secretär er ist, heraus. Heinrich Julius, der schon bestallte Schauspieler hatte, liebte das Leben und den Luxus. Darum war es wol auch, daß bei seinem Regierungsantritt der Harz, d. h. der jetzige hanoversche Harz, der bekanntlich seine Freiheiten und Privilegien liebt wie Flandern, insbesondere die Stadt St. Andreasberg, ihm mit allerlei kleinen Anliegen um Vergünstigungen nahte, z. B. um die sonst gebräuchlichen Mahlzeiten bei jährlicher Bestätigung eines neuen Richters, nicht weniger daß von Rathswegen einer jeden Rathsperson, auch Kirchen- und Schuldienern, ingleichen einer jeden Person im Bergamte wieder eine Christwecke und ein Stübchen Wein verehrt werde; ebenso um Trauerbinden für die Rathsmitglieder bei dem Tode durchlauchtiger Personen, sowie um Schleier und schwarze Schürzen für deren Ehefrauen. Glänzend war

der Einzug, den Heinrich Julius 1578 als postulirter Bischof in Halberstadt hielt. Er stieg ab vor dem äußern Thor oder der nachmaligen Stephanskirche. Um auf den Domplatz zu gehen, gab er das Pferd, das er geritten hatte, an Jahn von Rößing, dem es als Erbmarschall zukam; ebenderselbe machte den Wirth bei der zweiten Tafel, an welcher die Grafen und Domherren speisten. Der Rößing'schen Familie war nämlich das Vorzugsrecht der Erbmarschallswürde im Halberstädtischen zu Theil geworden. Das Erbkämmereramt ward von Denen von Hoym versehen; beim Einzuge des Herzogs Heinrich Julius vertrat Christoph von Hoym mit dem von Rößing die Stelle des Bischofs bei der zweiten Tafel und erhielt das bischöfliche Bette. Das Erbschenkenamt war schon im 12. Jahrhundert bei den Herren von Schenk, die auch die Schenkgerechtigkeiten zu verleihen hatten, erblich, und Heinrich von Schenk mußte bei der Huldigung des Herzogs Julius für Alles, was zum Trunke gehörte, sorgen und bekam dafür den übriggebliebenen Vorrath des angezapften Weins.

Die Regierung des Herzogs war gleich Epoche machend wie seine dramaturgische Thätigkeit. Immer aber blieb er nicht allein der Alles belebende, sondern auch der lebensfrohe Fürst. Im Oschersleber Bruche luftfahrtete er auf dem Schiffsgraben herab, der den Verkehr heben sollte. Eisenbahnreisende können sich zwischen Wolfenbüttel und Oschersleben noch jetzt an den ebenso gewerbthätigen als kunstliebenden Herzog erinnern bei dem Anblick eines großen Grabens, der, von Kiebitzen umschrien, sein schlammiges Wasser im schwarzen Moorbette stundenlang in einer kleinen Entfernung von der Bahn träge dahinwälzt, weit entfernt noch Schiffe treiben zu können. In

dieser Gegend war Heinrich Julius wohl zu Hause. Ein aufgehobenes Kloster in der Nähe hat noch den unten mitzutheilenden Brief aufzuweisen, worin er nicht einmal sich selbst, sondern seinen Bruder, mit Junkern, Dienern und Pferden zur gastfreien Aufnahme empfiehlt, zu deren Gewährung das Kloster allerdings verpflichtet sein mochte. Ich füge diesen Mittheilungen über Heinrich Julius ein Gedicht von Gleim (s. Gleim's Werke von Körte, 2. Band, S. 172 —175) bei, dem Kanonikus an einem Dom, dessen Bischof früher Heinrich Julius gewesen war. Es ist überschrieben: „Herzog Heinrich Julius. An Deutschlands Fürsten. 1790":

„Das Weib, die Müllerinn, auf meiner Nachbarmühle",
Sprach Herzog Heinrich Julius,
„Taugt zehn Mahl besser zu dem Spiele,
„Das Gott die Welt erhalten muß,
„Als auf dem Schloßsaal' eure Damen!"
Sein Hofmarschall, ein Junfgern-Knecht,
Und seine Junker sagten: „Amen,
Ihro Durchlauchten haben Recht!"

Und Heinrich Julius, der Herzog, schlich hernieder
Zu seiner lieben Müllerinn:
„Du Liebchen," sprach er, „bist mir lieber,
„Als Königinn und Herzoginn!"
Wie eine Beichte sprach er's leise
Zum Herzen seiner Müllerinn,
Und zählt' ihr siebenzig Beweise
Baar auf die rothen Lippen hin!

„Wenn auf der Erde nicht die lieben Weiber wären,"
Sprach er dazwischen zwanzig Mahl,
„So wär' Empfinden, Sehn und Hören
„Uns armen Männern eine Qual!

„Die Sonne müsste Rosen färben,
„Und Männer sähen sie allein? —
„Bei Gott! ich wollte lieber sterben,
„Als ohne Weib auf Erden seyn!"

War einen Augenblick der Herzog so im Himmel
Der sel'gen Geister Mitgenoß,
Schwang er sich wieder auf den Schimmel,
War wieder bald auf seinem Schloß,
Ließ seines Landes schönste Busen
Und seine liebe Müllerinn;
War wieder ganz bei seinen Musen,
Gab sich dem Wohl des Landes hin!

Erfüllt ihr auf den Punkt all' eure Fürstenpflichten,
Wie Herzog Heinrich Julius,
So mögt ihr jagen, tanzen, dichten,
Mögt geben einen süßen Kuß,
Mögt für den Einen tausend nehmen;
All' eures Lebens braucht ihr euch
Vor Gott und Menschen nicht zu schämen,
Ihr Fürsten all', im deutschen Reich!

Wird aber Eine nur versäumet und vergessen,
So habt ihr's gleich mit Gott zu thun!
Und hörtet ihr zehntausend Seelenmessen,
Ihr würdet nicht im Grabe ruhn!
Ruhmlos nur würdet ihr versinken;
Der Herzog Heinrich Julius
Würd' euch im Himmel dort nicht winken,
Und gäb' euch keinen Bruderkuß!

Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß wir dem Herzoge eine würdigere Verherrlichung durch Gleim gewünscht hätten, als diejenige ist, welche ihm in diesem Gedichte zu

Theil wird, und daß wir die in dem Gedichte ausgesprochenen Ansichten über die Sittlichkeit hoher Personen für falsch halten. Vielfache Erinnerungen an den Herzog, die in Harzbüchern noch nicht verzeichnet sind und in der Regel auf falsche Personen in etwas älterer Zeit bezogen werden, finden sich auf dem Schlosse zu Blankenburg.

Heinrich der Reiche.

Bei einem „mächtigen Einzuge Herzogs Heinrich Julii" in Braunschweig war auch mit sechs Rossen Heinrich der Reiche von der Asseburg zugegen, ein Edelmann aus einer in älterer Zeit aus Braunschweig wegen einer Fehde mit den Herzögen für immer vertriebenen Familie, der an Liebe zum Luxus und zur Kunst, an Strebsamkeit für die Aufklärung in seinem Kreise dem Herzog in seiner Art nicht nachstand. Dazu war er ein lebhafter Förderer der Reformation. Ueberhaupt spiegelt die ganze Zeit, welcher er angehörte, sich höchst anziehend in ihm und seinem Thun.

Heinrich der Reiche war ein einziger Sohn, der Sohn des Bernhard von der Asseburg. Wegen seiner Frömmigkeit und Rechtschaffenheit, wegen seiner Gutthätigkeit gegen milde Stiftungen, gegen Prediger und Unterthanen und zumal wegen des Ansehens, das er sich erworben hatte, glauben ihn die Geschichtschreiber seiner Familie nie genug rühmen zu können. Er war, sagen sie, in aller Absicht reich: denn er war nicht allein Erb- und

Gerichtsherr zu Ampfurth, wo er seinen Sitz hatte, sondern auch zu Schermcke, Egenstedt, Hindenburg, Walhausen, Beyer-Naumburg und Falkenstein und hatte so viel baares und eigenes Vermögen, daß er den Beinamen der Reiche erhielt. Durch den Tod seines Vaters war Heinrich der Reiche früh selbständig geworden. Ueber sein Vermögen konnte er um so freigebiger schalten, als er kinderlos blieb. Doch war er verheirathet; seine Gemahlin war Anna von Alvensleben aus dem Hause Calbe.

Sobald nun Heinrich der Reiche mündig wurde, wandte er sich zur evangelischen Lehre und nahm dieselbe an. Anfangs geschah dies sogar gegen den Willen seiner Mutter, gleichfalls einer geborenen Alvensleben, aber aus dem Hause Hundisburg, die indessen „nachher doch auch zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen".

Einführung der Reformation zu Ampfurth.

Zu Ampfurth baute Heinrich der Reiche von der Asseburg sogleich einen ansehnlichen Pfarrhof und fundirte die Pfarre. Zum Pfarrer ernannte er den M. Timotheus Kirchner, einen vorher verfolgten, nachher aber in der damaligen viel controlirenden und viel visitirenden theologischen Welt sehr einflußreichen Mann. 1563 kam Kirchner nach Ampfurth und war daselbst vielleicht der erste evangelische Prediger. Damit seine Geistlichen an Büchern keinen Mangel hätten, schaffte Heinrich der Reiche für alle Pfarrkirchen, die seinen Ge-

richten unterworfen waren, die Tomos Lutheri, zu Jena 1560 gedruckt, an. Kirchner verfertigte den Inder dazu, widmete ihn Heinrich dem Reichen und nennt sich bei dieser Gelegenheit seinen Hofprediger. Alle diese verschenkten Tomi Lutheri wurden sammt den Registern in weißes Schweinsleder gebunden und mit messingenen Ecken und Clausuren versehen. Die Einbände selbst wurden mit verschiedenen geistlichen Stempeln geziert und in der Mitte auf dem vordersten Deckel war das asseburgische Wappen eingedrückt. Darunter stand Heinrich von der Asseburgk, Bernhardes seliger Sohn; auf beiden Seiten einer Säule im Wappen wurde die Jahreszahl 1563 angebracht. Für sein Hofgesinde schaffte Heinrich der Reiche Kirchen- und Hauspostillen an, für sich selbst „einen herrlichen Schatz von Büchern". Ueber Tische ließ er sich allezeit aus der Bibel etwas vorlesen. Keinen Gottesdienst versäumte er und wenn er krank war, so mußte der Prediger die Sonntags- und Kirchenpredigten auf seinem Gemache halten. Gegen die Geistlichen, welche wegen der reinen Lehre vertrieben waren, zeigte er sich ungemein gutthätig. Er beförderte sie entweder, wie Kirchner und seinen Leichenprediger Philipp Müller, oder er entließ sie doch reich beschenkt. Auch eine Schule stiftete er zu Ampfurth, versah Diejenigen, die Fähigkeit und Lust zum Studium hatten, mit Kost und Kleidung und begründete außerdem drei Stipendien für die Fortsetzung der in Ampfurth begonnen Studien auf Universitäten. Die Schule zu Ampfurth war bis zum Dreißigjährigen Kriege sehr berühmt und die Ludimoderatores und Cantores Scholae Amphurtensis standen in besonderm Ansehen. Auch ein Hospital gründete er mit ansehnlichen Vermächtnissen und wie er glaubte für ewige

Zeiten. Es wurde aber wider alles Recht von Selbstsucht und Habgier dermaßen verschlungen, daß seit lange von der ganzen Einrichtung nicht das kleinste Denksteinchen mehr vorhanden ist.

Das Altarbild zu Ampfurth.

Besonders zu rühmen ist Heinrich des Reichen Kunstsinn; auch in dieser Hinsicht war er seines Beinamens vollkommen würdig. Die Kirche zierte er mit schönen Gemälden. Das Altarbild zu Ampfurth ist zwar wenig allgemein bekannt, aber in engern Kreisen desto berühmter. Es stellt die Einsetzung des heiligen Abendmahls dar und ist mit Oelfarbe auf Holz gemalt. Unter den Jüngern Christi ist auch Dr. Luther, kenntlich an seinem Priesterhabit, angebracht, gleichsam wie ein Fremder und ein Gast in der Gesellschaft der Jünger. Die Jünger sind abgebildet, als wenn sie miteinander sprächen. Judas ist, auch was die Farben betrifft, am schlechtesten gemalt. Er empfängt vom Heilande den Bissen, unter diesem aber ist eine große Fliege, die sich seinem Munde nähert. Sein Gewand ist zurückgeschlagen, damit man einen großen Beutel sehen kann, den er führt. Der Schooßjünger Jesu, der an seiner Brust liegt, ist sehr jugendlich gemalt. Im Hintergrunde ist zur linken Seite Jesus im Garten Gethsemane dargestellt; die Jünger schlafen in einiger Entfernung und in die Thür dringt der Verräther Judas mit seinen Gehülfen, um ihn gefangen zu nehmen. Auf der andern Seite ist wieder das Asseburg'sche Wappen

angebracht mit den Anfangsbuchstaben von Heinrich's des Reichen Namen und der Jahrszahl 1566. Der Saal ist mit rothen und weißen viereckigen Steinen gepflastert, darauf steht ein Gefäß mit Wasser. Ganz unten ist eine Treppe, auf welcher ein Aufwärter, der Ohrringe innehat, zwei Schüsseln, die mit einem Tuch zugedeckt sind, heraufträgt. Der Tisch ist mit dem Osterlamm, mit Weinflaschen und Kelchen besetzt. An der einen Seite steht das Zeichen des Malers, ein Gefäß mit aufblühenden Nelken. Oben über der Haupttafel stellt eine kleinere Tafel die Taufe Christi dar. Unten auf der Basis ist zur Rechten die Geburt Christi und zur Linken die Ankunft der Weisen angebracht. Das Ganze ist sehr schön mit den lebhaftesten Farben gemalt; wie Kunstverständige, z. B. Olffers, geurtheilt haben, stammt es aus der Schule Lucas Kranach's. Außerdem befindet sich über der Eingangsthür in der Ampfurther Kirche noch ein Gemälde, welches Friedrich Wilhelm IV. als Besitzer der Domäne Ampfurth hat restauriren lassen. Der Name des Malers, Adam Offinger, steht darauf.

Heinrich's des Reichen Tod und Epitaphium.

Heinrich der Reiche von der Asseburg, „dieser vortreffliche Mann, der in großem Ansehen bei den Fürsten seiner Zeit stand, der wegen seiner Wohlthätigkeit und Frömmigkeit es werth war, selbst ein Fürst zu sein und das höchste Ziel der menschlichen Jahre zu erreichen", mußte schon in den besten Jahren vollenden. Er starb am 9. April 1573, seine Gemahlin einen Monat später, am 12. Mai. Heinrich der Reiche, dessen Geburtsjahr wir nicht kennen, dürfte kaum das 50. Jahr erreicht haben. Am Abende jenes Tags zwischen 6 und 7 Uhr tödtete ihn der Schlag. Er saß eben zu Tische, hatte aber nicht mehr als einige Löffel Suppe, ein weiches Ei und einen Trunk Bier zu sich genommen. Er starb so schnell, daß er nur die Worte: „Hilf Gott! hilf Gott!" ausrufen konnte. Es war am 3. Mai, als er begraben wurde und sein Hofprediger ihm die Leichenpredigt hielt. Dicht am hohen Chor, an der Mitternachtsseite, erhielt er seine Ruhestelle. Das Epitaphium, welches ihm an derselben Stelle gesetzt wurde, ist das schönste und größte in der Kirche. Es ist zusammengesetzt vom feinsten Sandstein, Alabaster und Marmor. Die drei Haupttafeln sind von Alabaster mit erhabener Arbeit und haben einen trefflichen Ausdruck. Die mittelste stellt die Auferstehung Jesu vor, die zur Rechten die Opferung Isaak's und die zur Linken eine Geschichte von der Schlange. Vor der mittelsten befindet sich eine Auslage, die auf zwei Steinen ruht. Auf ihr liegt Heinrich der Reiche von der Asseburg in vollständiger Ritterkleidung abgebildet ganz frei auf

den Steinen. Ursprünglich hatte er seine Hände gefaltet, dann wurden sie abgeschlagen daneben gelegt. Sein Gesicht war nach einem Crucifix gewandt, das aber jetzt nicht mehr vorhanden ist. Ueber ihm steht ein Helm, außerdem aber sind mehrere Bibelsprüche angebracht an diesem Denkmale einer frommen und strebsamen Zeit.

Kloster Hadmersleben, mit besonderer Rücksicht auf die dortige katholische Kirche, und Heinrich Julius.

Bischof Bernhard von Halberstadt, aus dem uralten sächsischen Geschlechte der edlen Herren von Hadmersleben entsprossen, stiftete und weihete als eifriger und frommer Diener des Herrn viele wohlthätige Anstalten und Klöster. Auch das Benedictiner-Nonnenkloster, welches vor dem Flecken Hadmersleben liegt, stiftete er im Jahre 961 von seinem väterlichen Erbe. Bischof Bernhard setzte zur ersten Aebtissin des neuen Klosters seine Nichte Gundrad, wie uns der noch vorhandene Fundationsbrief berichtet. Das Kloster wurde in die Ehre der beiden Apostel Petrus und Paulus geweihet, zu deren Gedächtniß das Stiftssiegel noch den Schlüssel Petri und das Schwert Pauli kreuzweis über einander gelegt in sich führt. Zur Erinnerung an den Stifter führte das Kloster stets den Namen Hadmersleben.

In der Bestätigungsurkunde lesen wir, daß Bernhard den Zehnten von Hadmersleben, Heteborn und Dalborf

zum Unterhalte der Nonnen anweist und das Kloster für ewige Zeiten dem Bisthume Halberstadt unterwirft und alle zum Kloster gehörigen Personen unter die Gerichtsbarkeit Halberstadt stellt. Der Convent bestand aus einer Aebtissin, einem Probste, einer Priorin und 18 Nonnen. Der Convent konnte aus seiner Mitte eine Aebtissin wählen, jedoch nur mit Einwilligung des Bischofs. Diese geistliche Stiftung erhielt auch stets die Bestätigung der Kaiser aus dem sächsischen Hause beim Eintritte ihrer Regierung, und die Bischöfe drohten allen denjenigen mit dem Banne, die dieser Stiftung Schaden zufügen würden.

Die uralte Klosterkirche ist bis auf die westliche Krypta ganz verschwunden und bis zum Jahre 1505 sehr einfach wieder aufgeführt. Der damalige Probst Carl Gewalt hat viel zum Baue der Kirche beigetragen.

Die uralte Krypta liegt im Westen unter dem Nonnenchore, dicht an den Thürmen und ist dreischiffig. Das Hauptschiff wird von den Nebenschiffen durch fünf antike Pfeiler oder Säulen an jeder Seite getrennt, welche durch Halbkreisbogen mit einander verbunden sind. Die Decken bestehen aus einfachen im Rundbogenstyle construirten Kreuzgewölben. Das Hauptschiff hat mit den Nebenschiffen gleiche Höhe. Fünf Stufen führen von der Kirche in das Hauptschiff der Krypta hinab. Die Seitenschiffe schließen im Osten mit flachen Altarnischen, in welchen sich zwei Altäre befinden, welche den Patronen Petro und Paulo geweihet sind. Ueber den geweiheten Platten dieser Altäre stehen hölzerne Marienbilder, die nach üblicher Mode mit alten kostbaren Stoffen bekleidet und mit allerlei Schmuck behangen sind.

Die Technik der Bauart ist theilweise sehr roh, die Verzierungen an einigen Kapitälen der Säulen, wie auch

der Wulste über den Basen, sind oft mehr sculpirte Zeichnungen, als wirkliche Reliefs. An der Südseite hat die erste und vorletzte Base auf den vier Seiten liegende Blätter, welche über den Wulst fortlaufen. Die Schäfte sind ohne irgend eine Verzierung. An der Nordseite stehen nur Pfeiler, von welchen vier mit dreiviertel verwachsenen Säulen vorkommen und zwar stehen diese Säulen nach dem Seitenschiffe zu. Oben an der Decke gewahrt man, wie sich die Gewölbkappen von den Halbbogen trennen, so daß es höchst wahrscheinlich ist, daß dieser alte Theil der Kirche einen bedeutenden Umbau erfahren hat.

Die Kirche selbst ist in einem sehr einfachen schmucklosen Style erbaut. Die Mauern umgeben in einem länglichen Vierecke die Kirche, die mit einem Tonnengewölbe von Brettern geschlossen ist. Der Chorschluß hinter dem Altare enthält drei Fenster mit glatten, schräg eingehenden Wänden und ist nicht vieleckig, sondern flach. Das mittlere Fenster enthält alte Glasmalereien, die Lebensgeschichte Christi darstellend. In den beiden Nebenfenstern finden sich neuere Glasmalereien zerstreut und defect. Der Altar verdeckt aber diese Glasmalereien vollständig, so daß in der Kirche nichts davon zu sehen ist. Zwischen dem ersten und mittelsten Fenster hinter dem Altare ist noch ein Schrank zu beachten, in welchem früher die Altargeräthe aufbewahrt wurden. Steinverzierungen umschließen ihn und ein Spitzbogen in geschweifter Form (Eselsrücken) erhebt sich über ihm. Am Fuße dieses tabernakelähnlichen Schrankes befindet sich ein Wappenschild, worauf folgende Inschrift zu lesen ist: Anno dom. M. D. V.

In den schrankähnlichen Vertiefungen der Rückseite des Altars befinden sich Reliquienkästchen, kleine tragbare

Altäre u. dergl. An der Südseite in der Nähe des Altars erblickt man das lebensgroße Bild des Stifters dieser Kirche aufgehangen. Dies Bild ist jedoch nicht alt, vielleicht aus dem 16ten Jahrhundert und befand sich früher in der Johanniscapelle. Bernhard hält in der rechten Hand eine Feder, und in einem Schilde zur rechten Seite der Füße steht eine lateinische Inschrift.

Zur linken Seite sieht man das Wappen der Herren von Hadmersleben, drei schwarze Hirsche im rothen Felde. Der Bischof Bernhard starb am 3. Februar 968 im 45sten Jahre seines segensreichen Wirkens. Seine Hülle ruhet auf dem hohen Chore des Halberstädter Doms unter einer rothen Marmorplatte.

Eine Kreuzform erhält die Kirche durch zwei Seitencapellen, welche dem heiligen Johannes und dem heiligen Andreas geweihet sind. In der Andreascapelle befinden sich viele Reliquien, in Kästchen und Armen, besonders sind die Elfenbeinfiguren an dem einen Kasten sehr werthvoll. Es ist zu beklagen, daß keine ordnende Hand diese Schätze aufbewahrte, die wahrscheinlich in Kriegszeiten ihres Schmuckes beraubt sind.

Die Antependien, Meßgewänder und andern gestickten Sachen verdienen große Aufmerksamkeit, wie auch die heiligen Gefäße.

Das ehemalige Refectorium, wie auch der Capitelsaal, sind sehr verbauet und zu landwirthschaftlichen Zwecken benutzt. Zwei Seiten des Kreuzganges, die von Süden nach Norden und die von Osten nach Westen ziehen, sind noch vorhanden. An den Wänden des Capitelsaales sieht man noch Spuren von Frescomalereien. Der Nonnenchor ist ganz gut erhalten. Hinter den Chorstühlen ist das Leben des heiligen Benedictus in 34 Ta-

bleaux geschildert. Die zierliche Holzschnitzarbeit der Chorstühle wie des Altars ist von einer Nonne Gertraut Grüningen. Die Orgel ist erneuet und ziert durch ihre Größe den westlichen Chor. Daß die Klöster die Stätten der Gastfreundschaft waren und daß selbst Kaiser und Fürsten dort einkehrten, ist bekannt, deshalb steht auch wohl ein Brief aus dem Archive des aufgehobenen Klosters hier an seinem Platze: „Von Gottes Gnaden Heinrich Julius, Postulirter Bischoff des Stiffts Halberstadt vnde Herzog zu Braunschweig und Lünneburg ꝛc. ꝛc. Unsern Gruß zuvor. Würdige liebe Andächtige! Wir begeren an euch in gnaden, Ihr wollet den Hochgebornen Fürsten, unsern freundlichen lieben Brudern, Herrn Joachim Carln, Herzogen zu Braunschweig vnd Lünneburg ꝛc. ꝛc. neben den bei sich habenden Junkern, Dienern vnd Pferdten auf unser Closter gestatten, vnd mit essen vnd trinken auch Futter vnd mahl versehen lassen. Daran thut Ihr uns zu gnedigen gefallen, Vnd wir sind euch mit gnaden gewogen. Dat. auf vnserer Vheste Wolffenbüttel am 27. Septembris Ao. 1591. Henricus Julius."

Zu den Mittheilungen über Heinrich Julius und Heinrich den Reichen wurden außer verschiedenen gedruckten Localschriften, besonders Zeitblättern, vorzugsweise benutzt die handschriftlichen „Nachrichten von der adeligen Familie von der Asseburg, item deren Stammtafeln." Dieselben gehören dem Archive des jetzigen gräflich Asseburg'schen Guts Reindorf an und sind mir von dorther gütigst mitgetheilt worden. Für die Angaben über Hadmersleben ist lediglich die schriftliche Mittheilung meines jetzt schon verstorbenen Freundes Elis benutzt.

Bad Hornhausen im dreißigjährigen Kriege.

Geschichte des Hornhäuser Gesundbrunnens.

Die preußische Provinz Sachsen ist reich an kleinen Bädern, welche in Deutschland wenig bekannt sind, dennoch aber ihr Publicum haben und durch die würzige Bergluft, die um ihre Quellen weht, vielleicht mehr noch als durch die ihnen inwohnende Heilkraft ihre Wirkung üben. Wie mancher Beamte kommt aus Berlin nach Thale, Suderode, Giebichenstein und Kösen! Auch nach Wippra, tiefer im Harzgebirge, verirrt sich wohl einmal eine Hofdame aus Dresden. Für diesmal führen wir den Leser etwas weiter nördlich vom Gebirge, wo in dem am Abhange des Harzes sich ausdehnenden grünen Hügellande wohlhabende Dörfer mit stattlichen Kirchthürmen versteckt liegen. Erst im Elmwalde, welcher nach älterer Bestimmung die Grenze des Harzwaldes bildet, nach der jetzigen Geographie aber mindestens sechs Meilen über denselben hinausliegt, finden wir, bereits im Braunschweigschen, nach Norden zu die erste Heilquelle wieder. Aus schwarzem, fruchtbaren Boden, der dem holsteinischen Marschlande nicht unähnlich sein mag und auf dem sich die prächtige Waldung weithin ausdehnt, quillt sie hervor. Auch bei diesem Bade, dem Amalienbade, in dem die Natur eben weiter nichts bietet als den herrlichen Wald, wollen wir nicht verweilen. Zwischen dem Elm und dem Harz aber, in einer

ganz ähnlichen Landschaft, wurde während des dreißigjährigen Kriegs eine Zeitlang ein Bad besucht, das damals bei weitem das berühmteste in Deutschland gewesen zu sein scheint; es war das Bad zu Hornhausen bei Oschersleben. Die Kriegszeit und die dadurch hervorgerufene, auch bei dem Gebrauch dieser Quellen ganz besonders hervortretende religiöse Stimmung der Menschen verleihen demselben ein sehr eigenthümliches Gepräge. Als das Bad bereits wieder verödet war, hörte man noch die Meinung, es sei dieser Brunnen „ein rechter Gnadenblick Gottes gewesen, der da eben zu der Zeit, als unser ganzes geliebtes Vaterland deutscher Nation durch viel und mancherlei Trüb- und Drangsal von langer Zeit her gar eine elende und betrübte Gestalt gewonnen, als eine recht erwünschte Freudengeburt, zum Trost vieler armen Leute, die bisher bei so langwährenden vielfältigen Kriegsabenteuern theils durch Schrecken und Entsetzen, Herzensbekümmerniß und Trauern, theils auch durch offenes gewaltsames Jagen, Plagen, Prügeln, Hauen und Stechen krank und siech gemacht worden, an dieses Tages Licht kommen." Der kindliche Sinn unserer Vorfahren merkte daraus des lieben Gottes Gnade und Barmherzigkeit, der nicht allein zerreißen und schlagen, sondern auch wiederum verbinden und heilen wolle und könne.

Zahlreiche Sänger priesen das Bad in lateinischer und deutscher Sprache. Unter den lateinischen Gedichten, die uns vorliegen, befindet sich auch eines von dem Vater des Philosophen Leibnitz. Wir berichteten ausreichend darüber in Herrig's Archiv. Ein deutsches Gedicht von G. Finckelthaus erhebt den Brunnen zu Hornhausen, diesen

„Hertzog aller Brunnen,
Daraus uns Balsam kömbt, und Salb' und Oel gerunnen,"

in Alexandrinern weit über Karlsbad, Eger und Teplitz. Auch hier wird an die Betrachtung der Hornhäuser Quellen der fromme Gedanke geknüpft, daß Gott das arme Land wolle genesen lassen, nachdem er es verwundet und gestäupt habe mit allzu scharfem Besen. Dies Gedicht soll unten vollständig mitgetheilt werden. In den historischen Berichten des Ortsprediger Salchmann über den Brunnen ist besonders bei den Dedicationen an den großen Churfürsten und an die Königin Christine von Schweden mit der ganzen poesiereichen Unmittelbarkeit des Ausdrucks, welche dem 17. Jahrhundert noch eigen war, der Brunnen als ein Labsal gerade für jene Zeit aufgefaßt.

Daß der Kriegsschauplatz sich während der Badezeit nicht bis zu dem früher schon arg verwüsteten Dorfe ausdehnte, wurde auch als eine besondere Gnade Gottes betrachtet. Dagegen konnte es in solcher Zeit nicht fehlen, daß viel obdachlos gewordenes Volk aller Art und viel ruchloses Gesindel sich hier sammelte. — Friederike Lohmann hat in einer Erzählung: „Mathilde von der Asseburg," das Auffinden der Quelle mit der Zerstörung des nahen Magdeburg in eine romantische Beziehung zu setzen gewußt. Wenn sie hiebei nicht einer Sage gefolgt ist, so wird man mit Rücksicht auf das oben Gesagte ihrer Erfindung poetische Wahrheit doch nicht absprechen können. Historisch ist es, daß die zuerst aufgefundene Heilquelle auf einer Brandstätte, wo Haus und Hof durch den dreißigjährigen Krieg verwüstet war, in einem während eines heftigen Gewitters entstandenen Erdfalle zum Vorschein kam. Ob nun ein Schäfer, der den über Nacht fortgeschwemmten Steg über den Bach wieder zurecht legte, oder ob aus der Schule heimkehrende Kinder auf dem wüsten

Hofe diesen Erdfall mit der Quelle zuerst bemerkten, kann hier dahin gestellt bleiben. Gern aber nehmen wir mit einem dieser Berichte an, daß, nachdem die Kranken des Orts, einem seltsamen Instincte folgend, unter brünstigem Gebet das farbige Wasser aus dem schmutzigen Erdfalle, und zwar mit Erfolg, zu trinken begonnen, durchreisende Helmstedter Studenten die ersten waren, welche den Ruhm der Hornhäuser Quelle ausbreiteten, da die Universität Helmstedt durch die sorgfältige Sammlung fast aller auf das benachbarte Bad bezüglichen zahlreichen Schriften, welche sich in ihrer jetzt nach Wolfenbüttel verlegten Bibliothek noch vorfinden, auch sonst ein besonderes Interesse für dasselbe an den Tag gelegt hat. Nach und nach sprangen dann noch viele andere Heilquellen plötzlich aus dem schwarzen Boden innerhalb und außerhalb des Dorfes hervor, was natürlich nur dazu beitragen konnte, das Wunderbare des Bades zu steigern. Ein Hirt von Hornhausen wurde schon auf den ersten Trunk durch das Wasser gesund.

Als ein durchaus nothwendiges Zubehör wurde das Niederknieen vor dem Trinken betrachtet. Das Gebet, das man dabei sprach, ist uns aufbewahrt. Die Curgäste sagen darin, daß sie mit traurigen und ängstlichen Geberden vor Gottes Angesicht erscheinen. Sie beklagen ihre Sünden und Missethaten, womit sie wider den gerechten Gott gesündigt, seinen feuerbrennenden Zorn geweckt und allerlei Strafen über sich gebracht haben, weshalb er sie nicht allein äußerlich mit Kriegsverfolgung, theurer Zeit und andern Sündenstrafen heimgesucht, sondern auch an ihren Leibern mit mancherlei Krankheit, Schaden und Gebrechlichkeit gar hart gezüchtigt und gedemüthigt habe. Sie klopfen, wie sie sagen, an die Thüre

des Himmels mit ihrem einhelligen Gebet und starken Geschrei, das durch die Wolken schalle; denn ihr himmlischer Vater sei der wahre Arzt Leibes wie der Seelen: darum habe er auch seine „Wunderkraft und heimliche Wirkung" den Elementen, Mineralien, Kräutern, Blumen und andern Gewächsen eingepflanzt. Am Schlusse des sehr langen Gebets heißt es: „Gib deinen Brünnlein Wassers die Fülle und eine stets währende Kraft!" — Der damalige Ortsprediger Salchmann, ein sehr frommer, gebildeter, kluger und gewiß auch auf seinen Vortheil bedachter, übrigens allem Anschein nach höchst rechtschaffener und in jeder Hinsicht gewissenhafter Mann, leitete die ganze Cur hauptsächlich mit seinen Andachtsübungen. In Erwägung, daß „bei solchen großen Werken" der gemeine Haufen, welcher gar zu sehr zum Aberglauben geneigt sei, dabei die Sache versehen und Gott erzürnen könne — wie solche Fälle in Hornhausen schon vorgekommen seien — unternahm er es täglich zweimal an den Quellen Betstunden zu halten. Unter den Plagen, wovon der Brunnen befreit habe, führt er aber selbst an: Zauberei. Wie nun Salchmann, der Leiter der Cur, ein protestantischer Pfarrer und Hornhausen ein protestantisches Dorf war, sehen wir hier denn wirklich, dem Zeitalter des confessionellen Streites ganz angemessen, ein vollkommen protestantisches Bad vor uns.

So weit die Curlisten vorliegen, waren die berühmtesten Gäste protestantische Fürsten, schwedische Feldherren und deren Frauen, berühmte protestantische Theologen, Professoren der Moral aus Leipzig u. s. w. Es wird gerühmt, wie man an diesen Quellen viele vortreffliche reine Lehre gehört habe, und wie die Leute von diesem leiblichen Brunnen auf den rechten Heilbrunnen, Chri-

stum, geführt worden seien. Auch mischten sich hier geradezu confessionelle Streitigkeiten ein; denn die Katholiken wurden bald eifersüchtig auf den Erfolg und den über ganz Europa sich ausbreitenden Ruhm des protestantischen Bades und traten endlich mit der Behauptung hervor: dies sei das heilige Land, wo vormals so viele heilige Männer gelebt und begraben worden, deren Gebeine noch im Tode Wunder thäten. Welch vortrefflicher Stoff für die Streitschriftsteller jener Zeit! Die protestantischen klagten, die Katholiken wollten ihnen ihre Heiligen „hie gleichsam mit Gewalt in's Gras setzen."

So mußte denn der eigentliche medicinische Gesichtspunct bei dem Gebrauch dieser Quellen sehr in den Hintergrund treten. Zwar fanden sich mit weisen Kennermienen sehr viele Aerzte an dem Badeort ein, wir finden aber nicht, daß man sonderlich von ihnen Notiz genommen hätte. Wird es doch auch an den Quellen gerühmt, daß sie besonders den Armen geholfen haben, welche sich bekanntlich um die Aerzte überhaupt wenig zu kümmern pflegen. Was die Bestandtheile des Wassers betraf, so verbreitete sich natürlich im Geiste einer noch immer an der Goldmacherei hängenden Zeit bald die Nachricht, daß es Gold enthalte. Indessen wurde auch zu Helmstedt eine chemische Analyse angestellt. Sie konnte freilich damals nur unvollständig vorgenommen werden, und mit Hülfe der gesammten fünf Sinne brachte die dortige Facultät heraus: das Wasser enthalte vor Allem Gold und Silber, Perlen, Korallen und selbst Edelgesteine; dann Kupfer, Eisen, Zinn, Blei, Queckſilber und sämmtliche Mineralien. Könnte man nun nach alle dem zweifelhaft werden, ob überhaupt diesen Quellen eine Heilkraft ingewohnt habe, so geht dagegen aus einer unter dem Titel: „Der

Medicorum oder Aerzte Bedenken" uns aufbewahrten Schrift hervor, daß dieselben zwar sehr zum Nachtheil der Patienten bei den verschiedensten Krankheiten benutzt wurden, daß sich aber wohl eine Reihe von Krankheiten aufstellen lasse, in denen die Wirkung eine vorzügliche gewesen. Der unvernünftige Gebrauch, den das Volk mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit von diesem Bad machte, mag ohne Zweifel ein Hauptgrund sein, weshalb dasselbe so bald in Vergessenheit gekommen ist. Nur einen Sommer hindurch (1646) währte seine eigentliche Blüthe. Die Zahl der Kurgäste betrug während desselben vierundzwanzigtausend. Im Jahr 1647 sollen die Quellen plötzlich wieder verschwunden sein. Im folgenden Jahre, 1648, starb auch der Brunnenherold Salchmann. 1689 kamen die Quellen wieder, jedoch, wie es scheint, hauptsächlich um jetzt die heftigsten Angriffe auf ihren Gehalt von den Medicinern erfahren zu müssen. Indessen fehlte es doch auch jetzt eben so wenig an einem sehr gründlichen Vertheidiger als an Curgästen. Sie blieben ziemlich bis zum Jahr 1720. Zuletzt befand sich nur noch ein einziger Kranker bei der Quelle, der über Reißen im Leibe klagte, und dem es vorzugsweise um Almosen zu thun schien. Neuerdings sollen verschiedene, sehr gewissenhaft angestellte chemische Analysen dargethan haben, daß dem Wasser eine ähnliche Heilkraft inwohnt, wie dem berühmten Bade Pyrmont. So konnten Plane zur Wiederherstellung des Hornhäuser Brunnens nicht ausbleiben.

Ein lebensvolles Bild vom Bade Hornhausen, das uns im Theatrum europaeum aufbewahrt ist, zeigt außerordentlich viel Behagen bei allem Elend, das wir hier an Krücken und Stelzen einherschreiten sehen. Auf einer Kanzel im Freien, auf der zugleich der Schulmeister

mit den Schülern Platz genommen hat, sehen wir den Prediger Salchmann stehen und seine Betstunde halten. Das Volk steht dicht gedrängt umher. In der Nähe befindet sich „das Haus, darin der Feldmarschall Torstenson der Betstunde abgewartet," so wie „das Haus von Brettern und Glasfenstern, die man aufschieben kann, darin der Kurfürst von Brandenburg und die Königin in Schweden der Betstunde abgewartet, wie auch der Erzbischof zu Magdeburg und andere." Die Königin Christine von Schweden, Gustav Adolf's Tochter, regierte von 1632—1654. Und nicht bloß die Betstunde warteten in diesem Hause jene Personen ab, sondern sie bewohnten es — ein bedeutungsvolles Beisammensein! — überhaupt mit einander und mit der verwittweten Königin von Schweden. Wie wichtig der Aufenthalt des Churfürsten im August 1646, zwei Jahre vor dem Frieden, durch den er so viel gewann, an diesem Orte und in solcher Umgebung war, liegt auf der Hand. Befand er sich schon in Hornhausen auf schwarzem Halberstädtischen Boden, so besuchte er doch von dort aus am 12. August 1646 eigens die Hauptstadt des ihm 1648 bestimmten Bisthums. Er speiste in Halberstadt auf der Commisse zu Mittag und fuhr Abends wieder bis Gröningen zurück. — Die Betstunden wurden gehalten bei einem verwüsteten Thurme. Auch alte verwüstete Mauern, von schwarzem Kothe gebaut, sind auf dem Bilde bezeichnet. Das einzige Gebäude von freundlichem Aussehen ist „die Schenk oder das Wirthshaus, das übrige sind zum meisten Theil verwüste Heuser." Dazwischen stehen die „Caretten" umher, in denen „die fürstliche, gräfliche und adeliche Personen" sich befinden. Verschiedene Buden sind angegeben mit den Be-

zeichnungen: hie verkauft man Gesotten und Gebraten, hie kauft man Bier, ja sogar: hie verkauft man Bücher. Das Thun und Treiben der Menschen ist sehr lebendig dargestellt. Dabei ist nichts übergangen; ein „unweiser Mensch" wird sogar an der Kette zur Quelle geführt und im Hintergrunde sehen wir einen Leichenzug sich fortbewegen. Noch anschaulicher fast wird uns das ganze Badeleben in Hornhausen, wenn wir manche der Briefe lesen, die von den Kurgästen abgesandt und die bei dem bedeutenden Interesse, das alle Welt an dem jungen Bade nahm, mit oder ohne Wissen der Briefsteller sogleich als fliegende Blätter gedruckt wurden. Da berichtet Jemand, der in Hornhausen selbst keine Wohnung mehr erhielt und mit Mühe und Noth bei einem Böttcher in Oschersleben einen „Unterschleif" fand, daß auf der Reise schon mehrere Meilen vor Hornhausen ihnen ein von dem Gesundbrunnen kommender Podagrist begegnet sei, der zum Beweise seiner Genesung treffliche Capriolen vor ihnen geschnitten habe. Ein anderer, der in Hornhausen selbst wohnt, schreibt unter Anderm: ich sprach heute mit Heinrich Güntern, einem Müller aus Dresden, welcher drei Jahre an Ketten gelegen, der ist diese Woche auch wieder gesund geworden. Andere berichten, daß zahlreiche Krücken von Geheilten an den Quellen zurückgelassen seien; ferner vierunddreißig Stecken, deren die Besitzer früher nicht entbehren konnten; darunter ein spanisches Rohr, an der einen Seite mit dem Lobsprüchlein: Soli Deo gloria. „Gott allein die Ehr": so schließt auch der schwedische General Goldstein seinen Brief aus Oschersleben vom 20. Juli 1646, woraus dem Gedichte von Haliäus ein Auszug beigegeben ist. Nachdem er durch den Brunnen zu Hornhausen genesen war, schenkte er der Stadt Oschers-

leben sechzig Thaler. Die Zinsen werden noch jetzt an die Georgenarmen und die Kalandsarmen vertheilt. — Auch in der Ferne sollte das zum Baden und Trinken stets reichlich hervorsprudelnde Wasser seine Wirkung thun. Jener Kurgast, der bei einem Böttcher in Oschersleben einen Unterschleif gefunden, schreibt in seinem an eine hohe Standesperson gerichteten Briefe: daß er dem Nürnberger Fuhrmann aufpasse, um ihm eine Anzahl von Flaschen davon mitzugeben. Ein alter Junker, der durch einen Fourier ein paar Flaschen erhielt, machte sich selbst ein Gebet zurecht, das er jedesmal beim Trinken sprach, und sein Pfarrer berichtet, daß er, durch diese Kur vom Podagra befreit, ihm aus Freude ein Gericht Fische verehrt und jährlich einen Thaler in den Gotteskasten zu opfern versprochen habe.

Anhang.

Geistliches historisches Lied vom Hornhäuser Brunnen.

Ein auf der Königl. Bibliothek zu Berlin aufbewahrtes geistliches Gedicht von Haliäus in Quart auf den Hornhäuser Brunnen, das sich in den bekannten Sammlungen historischer Volkslieder, wohin es wohl gehörte, nicht findet, lassen wir hier folgen:

Ein schön Geistlich Lied

Von den Zwantzig wunderlich eröffneten

Heil-Brunnen,

Welche zu Hornhausen, im Stifft Halberstadt, eine halbe Meile von Grossen Oscherßleben, den 26. Martii, dieses 1646. Jahres, entsprungen.

Im Thon:

Es ist gewißlich an der Zeit, etc.

Darbey auch weitter Bericht und ein Prognosticon zubefinden, von dieser Heilbrunnen Bedeutung, Nutz und Gebrauch, welches gestellt worden,

Durch D. VALENIUM HALIAEUM, Archiatrum.

Männiglich zur Nachricht in offenen Druck gegeben.

Neben einem Extract Schreiben vom Herrn General Major Goldstein aus Oscherßleben.

Gedruckt im Jahr 1646.

ACh preiset, lobet vnsern GOtt,
Im Himmel hoch dort droben,
Der vns errett auß aller Noth,
Helfft beten vnd GOtt loben,

Was reden, singen, lallen kan,
Ihr Jungen, Alten, Fraun vnd Mann,
Sein Heil last all erklingen.

Denn Er vns Heil erzeiget hat,
Wie alle Menschen hören,
In einem Dorff bey Halberstadt,
Wie ich euch auch will lehren.
Hornhausen wird es recht genant,
Jetzund viel tausenden bekandt,
Hört alle Gottes Wunder.

Einen Heil-Brunnen wunderbar
Ein Kind da hat erfunden,
So stumm gewesen gantz vnd gar,
Aber in wenig Stunden,
Alß es diß Wasser zu sich nahm
Sein Sprach vnd Gehöre bald bekam,
Wie andre Leut, merkt Christen.

Alß nun der Pfarr an diesem Orth
Von Leuten solchs vernommen,
Hat er für Wunder kaum ein Wort
Geredet, biß er kommen
Vnd solchen Brunnen angesehn,
Viel krancke Leute sah er stehn,
Die dieses Brunnes trunken.

Als er des Brunnes Würckung sah,
Sprach er: Betet ihr Christen,
Der Jüngste Tag der ist sehr nah,
Ach lasset vns nun rüsten
Mit dem Schild der Gottseeligkeit,
Wir werden bald die Ewig Frewd
Erblicken, wol den Frommen.

Bald ein Geschrey herumb erschall
Von dieses Brunnens Stärcke,
Zu Halberstadt, Leiptzig vnd Hall,
Daß GOtt durch Wunderwerke
Erschaffen hett ein Heilen Tranck,
Auß allen Städten Volk herdrang,
Solch Heil-Wasser zu trincken.

Da sahe man herkommen bald
Die Tauben, Lahmen, Blinden,
Die Krüpel, Krummen, Jung vnd Alt,
Die lissen sich hier finden,
Die Wassersüchtig, Höckricht seyn,
Vnd sonsten kranck, die kamen rein,
Man sah ihr bald zwey tausent.

Alß nun der Hauff von Tag zu Tag
Vermehret zugenommen,
Da hörte man bald eine Klag,
Daß nicht könten bekommen
Des Brunnens all nach ihrer Noth.
Das sah alsbald der liebe GOtt,
Ließ Neunzehn noch entspringen.

Drauff hörte man ein Lobgesang
Von Alten vnd von Jungen,
Daß Stumme von des Brunnens Tranck
Gott loben mit den Zungen.
Die Blinden kriegten ihr Gesicht,
Die Schwindsüchtig, vnd auch an der Gicht
Die wurden all geheilet.

Die Lahmen, Krüpel, ohne Stab,
Die konten wieder gehen,
Die sonst gewünschet ihn das Grab,
Die sahe man hier stehen

Ohne Mangel, frisch vnd Gesund,
Besessner vnbesessen stund,
Durchs großen GOttes Wunder.

(Die krummn vnd pücklicht schlaffen hart,
Wenn sie den Brunn genossen,
Bald es in ihrem Leibe knarrt,
Alß wenn was wird zerbrochen.
Wenn sie auffwachen sind sie schlanck,
Vnd sonst wie andre Menschen lang.
Ach GOtt des grossen Heiles.)

Die sonsten haben wie viel Jahr
Vnsinnig gantz gelegen
An Ketten, sind bey Sinnen gar,
Vnd gehn auff allen Wegen,
Vnd trösten die Unsinnig seyn,
Die vorhin selbst erduldt die Pein,
Biß ihn auch Gott wird helffen.

(Es ist ein groß Frolocken hier
Vnd Beten, Singen, Weinen
Für grossen Freuden bethen schier.
Die grossen mit den Kleinen.
Bald sterben mögen an dem Orth,
Aber mit GOttes lieben Wort
Wurden sie bald getröstet.)

Viel tausend bey den Brunnen sind
Anjetzo schon vorhanden,
Manch Grafe, Adeliches Kind
Auß frembden fernen Landen:
Wenn eine Schaar geheilet auß,
Da zeucht sie wieder denn zu Hauß
Vnd preiset GOtt den HErren.

Ein grosses Lager ist allhier
Jetzunder auffgeschlagen,
Da hat ein ieder sein Quartier,
Dem Armen lest man tragen
Des Heil=Brunnes an seinen Orth,
Weil er nicht selbst kan kommen fort
Für großen Drang der Leute.

Die Armen werden stets versehn
Mit Geld vnd auch mit Speise;
Wenn sie gesund von dannen gehn,
So giebt man ihn zur Reise
Gar einen sehr gutten Zehrpfennig,
Auch sonsten noch wol ein Geschenk,
Von Priestern so geordnet.

Es kan kein Mensch ausspreben nicht
Die Gottesfurcht vnd beten,
So stets an diesem Ort geschicht,
Wo man nur hin wil tretten,
Da kniet, betet da ein Hauff,
Der ander singt in Himmel nauff,
GOtt, GOtt, GOtt sey gelobet.

Ja wenn ein Mensch gelebet hett
In Laster, Sünd vnd Schanden
Mit Räubern, Schlemmern in die wett,
Auch gar in Teuffels Banden,
Er müst an diesem Heiligen Orth,
Am rechten Himmelischen Pfort
Von Sünden sich bekehren.

Kein Mensch auff Erden kan die Gütt,
Die Gütt des HErren preisen
Vnd auch sein Väterlich Gemütt,
Daß er vns jetzt lest weisen,

Durch dieses Wunder=brunnen Krafft,
Durch diesen rechten Heiles=Safft,
Ach GOtt, ach GOtt der Gütte.

Drumb wacht, betet, wachet doch,
Ihr Christen schaut die Gütte,
Die GOtt vns Sündern giebet noch,
Seht doch sein lieb Gemütte,
Das Er vns täglich, stündlich zeigt,
Ihr Jungen, Alten ja nicht schweigt,
Sprecht mit mir all zugleiche.

GOtt Vater, Sohn, Heiliger Geist
Was du dadurch wirst bringen,
Das weist du doch am allermeist,
Wir wollen dir Lob singen
Für dieses Heil, im ewigen Heil,
Hol vns zu dir nach deiner weil,
Durch JEsum Christum, Amen.

Nichts läge näher, als eine solche Begebenheit wie das Entstehen und der Gebrauch des Hornhäuser Brunnens von jetzt an als localen vaterländischen Gedenktag durch ein kirchliches Erinnerungsfest in Hornhausen zu begehen. Dasselbe müßte in Vorlesung des obigen historischen geistlichen Liedes in der Kirche zu Hornhausen bestehen. Das Gedicht nennt den 26. März als Tag des Entstehens der ersten Quelle, der ohne Zweifel zuverlässigere erste Salchmann'sche Bericht dagegen den 5. März 1646. Die Vorlesung aber würde wohl am Besten am Nachmittage des Sonntags nach dem 24. Juni stattfinden, an welchem das Johannisfest, das dem Volke ein Fest der Quellen ist, noch kirchlich gefeiert werden kann. Hieß doch einer der Brunnen der Johannesbrun=

nen. Sie könnte aber auch zu Ostern, wo man in der Provinz Sachsen noch Osterwasser schöpft, am Nachmittage des Ostermontags, oder am Nachmittage des Palmsonntages oder des weißen Sonntages geschehen. Die beiden in unserem Abdrucke bloß zu diesem Zwecke eingeklammerten Strophen könnten dabei ausgelassen werden.

Der auf das Gedicht folgende „ferner Bericht" in Prosa und was sich zunächst anschließt, ist unbedeutend. Als charakteristisch lassen wir dagegen aus dieser Druckschrift noch folgen, „Prognosticum" und „Heilbrunns Regulen".

„Prognosticum.

Absonderlich haben diese Wunder Brunnen ihre Deutung auff künfftige Wunderding, so jetzt auff vergangener gröſten Planeten Conjunction zu erwarten; was durch diese Wunder Brunnen prognosticirt und angedeutet wurde, solte man billich darob ein Christliches Nachdenken haben, welches nemlich in fünferleyen bestehet. Als erstlich, Deutung auff unvermuhtliche Kriegs- und Reichs-Enderung.

Darnach herrliche wunderbare Außbreitung der recht Catholischen Apostolischen seligmachenden Glaubens Religion. (Vergl. S. 308.)

Drittens ein allgemeines Pest-Sterben, und ander anklebende Seuchen.

Viertens eine Zeigung auff wunderbare Medicin und Rath wieder sothane Infection, worauff erfahrne Physici bey diesen Wunder Brunnens Signaturen und ihren mancherley Electris Achtung zu geben hetten.

Endlich auch Erfindung und Eröffnung reicher hochhaltener Mineralien und Metallen: Von welchen Sachen

allen und ieden zugelegener Zeit geredet, und auß Natur- und Bergkündiger Wissenschaft die Ursachen der Gebühr dabey, gönnets Gott, könten dargethan werden.

Vom Gebrauch aber dieser Brunnen zu reden, werden dieselbe so wol innerlich, zum trincken, als eußerlich zum baden ersprießlich gebraucht wie hier negst folget.

Heilbrunns Regulen, bei Gebrauch dieser Wasser.

ERstlich solte zuvor und vor Gebrauch dieses Wassers der Leib billich durch Messigkeit gesaubert seyn, desto eher und besser könt es nebst vestem Vertrawen und andächtigen Gebet, so dazu gehörig, ihre Wirkung verrichten und behalten.

Natur wil haben Reinigkeit:
Zu aller ihr Vollkommenheit.

2) Bey und im Gebrauch müste eine gute mässige diaeta auch dabey angestellt werden, daß man sich mit Essen nicht überlade, sondern mit Appetit ablasse und nur gelinde wolverdawliche Speise gebrauche.

3) Man müste sich auch einer gutten Ordnung und Abwechselung bey dieser Gabe Gottes gebrauchen, alle 6. Tage nach einander biß auff den neundten Tag.

Natur zur Ordnung ist geneigt,
Wie solchs ihr gantzer Lauff anzeigt.

4) Den vierdten oder fünfften Tag still damit gehalten oder nur ein wenig gebraucht.

Natur nach Arbeit ruhen wil,
Vollbringt ihr Wirkung in der still.

5) Mann müst auch nach außgebrauchten Wassertrincken zu Sterkung des Magens und der Cruditäten

Enderung sichere Specifica und dienliche Mittel pro membris principalibus humidoq; & calore nativo confortandis gebrauchen zu vollkommener Bestendigkeit.

Natur wil ihren Meister han,
Der ihren Weg weiß recht zu gahn.

6) Nach dem Mittags Essen müst man eine Stunde oder drey ruhig bleiben, damit die verdawung desto füglicher verrichtet werde.

7) Sofern im Bette zu weile könte darauff geschwitzt werden, wehre auch sehr ersprüßlich.

8) Im baden müst auch zuweilen damit geruhet, und per Stillicidia oder Begiessung, da es nötig, der Gebühr, dies Wasser genützet werden.

In offenen oder auch schwulstigen und andern eusserlichen Gebrechen, des Tages offt mit diesen Wasser gewaschen, ie offter ie besser.

Es kan auch nach Erwegung der Natur und Kräffte wenig oder viel des Heil Wassers gebraucht werden, weil unterschiedliche Wirckungen sich darbey befinden.

Wann nun solches mit Vermeidung der Müßbräuche in acht genommen würde, so könten diese Heilbrunnsquellen, vermittels Göttlichen Segens, wol ferner perpetuirlichen beständigen effect und Wirckung perfectionieren und vollbringen, sondern in den langwirigen oberzehlten Kranckheiten."

Der Bericht von Haliäus ist auch in Octav gedruckt auf der Königl. Bibliothek zu Berlin vorhanden.

Das Brunnengedicht von Finckelthaus.

Ueber den oben in unsrer Geschichte des Brunnens erwähnten Dichter G. Finckelthaus beabsichtige ich später eine mehr oder wenige umfangreiche Monographie mit einer Auswahl seiner Gedichte zu veröffentlichen. So weit ich nach Lesung der ihn betreffenden Artikel in Raßmann's Dichternekrolog, in Jöcher's Gelehrtenlexikon und in Gödeke's Grundriß, so wie der ausführlicheren Erwähnung bei Gervinus unter Zuziehung von G. F. „XXX. Teutsche Gesänge. Leipzig, 1642", von „Gottfriedt Finckelthausens deutsche Gesänge. Hambnrg, Gundermann" in Queroctav (nach Gervinus um 1640), von G. Finckelthaus' Brunnengedicht und G. F. „Lustige Lieder. Lübeck, Anno 1648" ersehen kann, bedeuten alle diese Bezeichnungen und außerdem der Name Georg Federfechter von Lützen immer den Stadtrichter oder Stadtschreiber von Leipzig, den Freund Paul Fleming's. Mein Freund Gödeke wird ungerecht gegen ihn, indem er nur den nöthigen Tadel ausspricht. Gervinus hatte wenigstens mit gewohnter Feinheit Finckelthaus' Beziehungen und Anregungen ausgespürt. Ich stelle Finckelthaus als nothwendiges Glied einer Kette zwischen Fleming und Günther. Sein Talent war viel begrenzter als das der beiden. Für das Liebeslied fehlte es ihm aber weder an Naturwahrheit noch an Innigkeit. Wenn jener ihn lehrte, hat dieser doch wohl etwas von ihm gelernt.

Von dem Brunnengedichte finden sich Exemplare auf Bibliotheken in Wolfenbüttel, Leipzig, Berlin. Es ist nicht das einzige geistliche Gedicht, welches Finckelthaus verfaßte. Proben aus dem Brunnengedichte stehen schon

in der Chronik von Hornhausen. Wir lassen das wegen seiner culturgeschichtlichen Anspielungen mehr interessante als schöne Gedicht hier vollständig abdrucken.

„Lobspruch
des
Wunderbaren
Heil-Brunnens
zu Hornhausen.
Erstlich gedruckt zu Dreßden,
Im Jahr 1646.
(Zweite Auflage, mit einer Widmung, im selben Jahr.)

Wer unsers Höchsten Krafft mit Eyver wil bedencken,
Vnd Menschen-Sinn und Witz zu seinen Wercken lencken,
Muß stellen die Vernunfft auff eine Zeit in Ruh',
Vnd loben GOTT mit mir, wie ich mit diesem thu.
Es schwinge wer da wil, die schwachen Erden-Sinnen
Hoch über seine Macht, in Meinung zu gewinnen
Ein unerschöpfftes Werck, der grossen Gottheit voll,
Die man nur preisen mag und nicht erforschen soll:
Mein Thun wird rühmen seyn von GOttes Wunderthaten,
Die durch sein Göttlich's Wort Jhm sind so wohlgerathen:
Ich singe seinen Quell, und solchen thewren Fluß,
Den, wegen seiner Krafft, ich Göttlich nennen muß.
Hier ist ja blind und taub Verstandt und Sinn zu nennen,
Die wir durch Blödigkeit nicht recht erreichen können
Was unser Boden hegt, was Himmel und was Lufft,
Noch was der Abgrund helt in seiner schwangern Klufft.
Dieß alles ist gesetzt in gar zu hohe Schrancken:
Je grösser ist dieß Werck, je schwächer die Gedancken.
Betrachten unser ist: Ergründen GOtt's allein:
Wer das ermessen will, muß mehr denn Menschlich sein.
Hat man durch Kunstgrieff gleich von unsern lieben Alten
Ein nicht unnützlichs Werck auff unsre Zeit behalten,

Augustin. 9. beyhe Münsteri Cosm. am 11. Blatt.

Irenaeus.

So ist's doch nur allein ein Traum der Wissenschaft,
Den Sinnen einverleibt von einer höhern Krafft,
Nicht von, aus, noch durch uns. Vnd was auch wir ergründen,
Wenn wir der Sachen Arth, und Eygenschafften finden,
Ist unvollkommnes Thun: Doch bringets der Fleiß an Tag,
Darüber man sich wol mit fug verwundern mag.
Recht grausam ist zu sehn des Pulvers Plitz und Krachen,
Durch den wir Berg, und Stadt, und Thor erschütternd machen,
Verdunckeln Wolck und Lufft. Ist das nicht kühne That,
Auff Wellen können gehn, ohn Wagen, Pferd und Rad,
Durch Wind- und Flockenzug? Auch braucht man das zu Lande,
Man spannt die Segel auff, und schifft auff klarem Sande.
Das thewerkauffte Glaaß, die Porcellane, springt
In deiner Hand, wann dir Tranck oder Speise bringt
Den unbekanten Gifft. Vnd weistu nicht die Stunden,
Vnd den verhöhrten Schlag, so ist er bald gefunden
Durch eine Sonnen-Vhr: Auch bei dem Mondenschein
Kan durch ein schönes Werck die Stund uns kundbar seyn.
Durch den Magneten-Standt lest sich der Schiffer weisen
Den ungebähnten Weg, der furchtsam ist zu reisen
Bey Stern-beraubter Nacht. Es kan durch Glaß geschehn,
Daß man mag hell und klaar die Himmels Liechter sehn,
Als stünden wir darbey: Mit Fewer wir erzwingen
Der Kräuter Seel und Krafft: Auch was von andern Dingen
Kunst, Arbeit und Natur der Nachwelt hat entdeckt,
Das vor so lange lag in tieffer Nacht versteckt.
Doch, O du Menschen Witz, gib dich hierbey gefangen:
Der Grund der Eygenschafft ist hier nicht zuerlangen,
Den unsre Quelle führt. Was dir davon bekant
Ist gegen das gesetzt, ein Kinderspiel und Tandt.
Laß der Semiramis die Babels-Mawren loben,
Zwölf teutscher Meilen lang, durch grosse Dick' erhoben,
Vnd dreissig Ellen breit, mit Bäwmen außgefüllt:
Den trefflichen Coloß, das Wolcken-gleiche Bild,

Sim. Stevinus ein Erfinder der Windwägen zu Scheevelingen in Holland.

Beseehe Leonhard Zublers instrum. Scioter. cap. 19.

1 Muri Babylonici.

2. Colossus

Durch dessen Schenkel-Thor die Schiff- und Kriegs-Galleen,
Frey kunten hin und her mit vollem Winde gehen:
Der Könige Gräber-Baw, der dicken Seulen-Pracht, 3. Pyramides
So oben spitzig zu und unten breit gemacht:
Was Artemisia in Marmolstein ließ hawen
Dem liebsten Ehgemahl, auff daß man sollte schawen
Die Trewe gegen ihm, daher die Grabes-Statt 4. Mausoleum.
Von seinem Nahmen her auch ihren Nahmen hat:
Dianen Tempel-Hauß, zu Epheso gelegen, 5. Templum Dianae.
Den auch Erostratus gantz kühn und hoch verwegen
Mit Fewer angesteckt: Darmit, sprach er, dabey
Sein Nahm an dieser That nicht unvergessen sey:
Des grossen Jovis Bild, zu dessen Ruhm und Ehren 6. Jovis Statua.
Man zu Olympien ließ allzeit jährlich hören
Viel Schertz- und Frewdenspiel: Auch der Gebäwde Fleiß, 7. Ædificia in Insula Pharos.
Die man aus Pharos her, aus einer Insul weiß.
Hier ist bey unsrer Zeit durch diesen Quell zu finden
Das achte Wunderwerck, das die Vernunfft kan binden:
Ein solches Wunderthun, wie mans vor Augen sieht,
Daran des Menschen Hand nie war zuvor bemüht.
Bey langer Jahre frist, wie sonst vor diesen Zeiten
Die Wunder dieser Welt, kaum mochten recht bereiten
Zehn Tausend, und darzu neunmahl so viel gezehlt, J. M. Friederich in der Vorrede der Wunder der göttlichen Liebe.
Die über zwantzig Jahr durch bawen sich gequählt,
Vnd neun mahl hundert und auch sechtzig tausend Cronen,
An Knoboch nur verzehrt, an Zwiebeln und an Bohnen.
Nein, hier ist GOttes Hand, der Höchste thuts allein:
Kein Mann mag ihm hierbey Gesell und Helffer seyn.
Es war dir, GOtt, zu thun nur umb ein Augenwincken,
So stund es da, und war das Wasser gut zu trincken,
Das Wasser, welches sich schon in viel Brunnen theilt,
Das Gold im Sande führt, auch alle Schäden heilt.
Hat gleich das Carols-Bad besondre Krafft und Gaben,
Das Schmerzen lindern sol: Ob Eger auch kan haben

Den sawren Wasser-Trunk, der viel bey Schwachen thut;
Ist gleich der warme Quell zu Döplitz klar und gut:
Hornhausen hat bey sich ein grössers zu geniessen,
Ein' allgemeine Cur, die lesst sie reichlich fliessen,
Schliesst keinen Kranken aus, und heilet iederman,
Der sich mit Andacht recht des Wassers brauchen kan,
Vnd wahrer Zuversicht. Diß zeugen allermassen
Die Krücken, so dabey die Kranken hinterlassen,
Die nun durchaus geheilt, erquickt, frisch und gesund,
Dem Höchsten danckbar sind mit froher Zung und Mund,
Vnd rühmen ihren Artzt. Ist einer stumm gebohren,
Ist Sprach- und Redeloß: Hat Mangel an den Ohren,
Taub, und Gehör's beraubt..: Ist Blind und hat den Staar,
Auch nicht, aus Blödigkeit, die Augen hell und klaar:
Hat alten, offnen, faul- auch innerlichen Schaden:
Ist mit Melancholey und schwerer Noth beladen:
Bey dem Wasser- Schwind- Mon- Lungensucht erregt,
Der Blutgang, Scharbock, Krebs: Der einen Hucker trägt:
Hat Glieder-Reissen, Hertz- und Zähn- und Hauptwehtagen:
Ist matt, und der sich muß mit krankem Fieber plagen:
Hat ein Frantzosenmahl, auch Fleck' im Angesicht;
An Gliedern kurtz und lahm: Hat Händ und Füsse-Gicht:
Muß an den Krücken gehn, und schwerlich kömmt gekrochen
Auff allen Vieren her, verrenkt und gar gebrochen:
Hat Aussatz, Eyterfluß, Geschwulst und bösen Grind:
Dem Marck und Fleisch, und Haut in Arm und Beinen schwindt:
Hat Klopffen umb die Brust, Pest, Hitz und Seitenstechen:
Ist krätzig, sonder Schlaaff, und muß sich immer brechen:
Die Alle, wie sie sind in jetzt erzehlter Zahl
Empfinden Linderung, und Hülff in ihrer Quaal.
Wohl tausend Seelen ist dadurch bereits gegeben
(Die Schrifften Zeugen sind) ein recht gesundes Leben,
Vnd newe Glieder Krafft. Hier wil ich stille stehn,
Weil selbst Galenus-Volck muß in die Schule gehn,

Zu lernen, wie man sol (und doch umbsonst!) erfahren
Den Grund von dieser Cur. Ich wil dahin mich sparen,
Biß ich der Sterbligkeit einmahl auch abgethan,
Den Meister dieses Wercks kan ewig schawen an.
Wie aber sol der Mensch sich gegen dir bezeigen?
GOTT: Sol er dein Geschöpff' und deine Macht verschweigen?
Dem du durch deinen Strom eröffnest Ohr und Mund,
Sol er zu danken seyn ein taub und stummer Hund?
Du bist recht wunderbar in deinen grossen Wercken,
Die du sehr reichlich läst die Menschen-Kinder mercken:
Vnd zwar nicht nur, O, GOTT! durch diesen Fluß allein,
Du lehrest, wie du wilst uns recht genädig seyn,
Vnd lessest uns zugleich viel andre noch entspringen
An andern Orthen mehr, die gleiche Würckung bringen,
Vnd unerforschte Krafft. Mein Sinn irrt warlich nicht,
Der als ein Zeichen dieß des Jüngsten Tages spricht.
O, Du verborgner GOtt! Denn wer wird doch ergründen
Die Tiefe deiner Macht, der Brunnen Gänge finden?
Solls zu ermessen seyn, daß eine dürre Statt,
Ein außgebranter Orth viel frische Quellen hat?
Ja GOtt, Du bist ein Born verschlossen und verriegelt,
Vnd hast die Wissenschaft mit deiner Hand versiegelt.
Todt- und Kriegs-Zeichen war (nicht nur von ungefehr)
Das offt gesehne Blut in Teichen hin und her*),
Darauff ward unser Land mit allzuharten Besen
Verwundet und gestäupt: Nun lestu das genesen,

*) Wir folgen von den Worten an „Du bist recht wunderbar" bis hieher der zweiten Auflage. Die erste hat für diese drei nur die Strophe:

Vns solte billich gar verschwemmen und ertrencken
Ein newer Sündfluths-Guß: Vnd du hast wollen schencken,
Den sehr gesunden Quell, von dem sich labt mit Lust
Der, dem nicht war zuvor noch Artzt noch Rath bewust.

Dann geht es weiter:

Ist gleich das arme Land mit allzu scharffen Besen u. s. w.

Vnd haſt, O Vater, Vns durch reichen Fluß erquickt,
Vnd Labſal auff die Angſt und guten Troſt geſchickt.
Vns ſolte billich gar verſchwemmen und ertränken
Ein newer Sündfluths-Guß: Und Du haſt wollen ſchenken
Den ſehr geſunden Quell, durch den ſich labt mit luſt
Der, dem nicht war zuvor noch Artzt noch Rath bewußt.
Bethesda ſey gegrüſſt, Krafft-Gottes, Krankheit Zwinger,
O groſſer Hippocrat, Geſundheit Wiederbringer:
Ich beuge mich vor dir, Quell aller Heilſamkeit,
Du Lebens-Waſſer du, du Wunder dieſer Zeit:
Bewährter Glieder-Artzt: O Hertzog aller Brunnen,
Daraus uns Balſam kömbt, und Salb' und Oel gerunnen:
Du GOttes Finger-Werck, ſelbſt waren GOTTes-Hand,
Die löſen kan mit Macht das feſte Zungen-Band:
Die Blinden Augen gibt, kan ſchwache Glieder ſtärcken:
Durch die des Tauben Ohr der Wörter Thon kan mercken:
Du allgemeines Heil: du unſer werthes Guth,
Das kräfftig ſtillen kan den ſchwergekrenckten Muth,
Vnd Füß- und Hände-Gicht, und Reiſſen aller Enden,
Auch Leibs-Gebrechligkeit in rechte Gleichheit wenden:
Nim an diß ſchwache Volck, das dir ihr Leben trawt,
Vnd nur, nechſt GOtt, allein auff deine Hülffe ſchawt.
Laß ſie der milden Milch aus deiner Bruſt genieſſen:
Laß hell und ungeſchwächt die Zacken reicher flieſſen:
Mach deine Himmels-Krafft, an allen Schwachen kunt,
So werden ſie durch dich geheilt ſeyn und geſund.

Jud. 15. 15. Dem ſtarcken Simſon ſich ein Eſels-Backen theilte,
2. Reg. 5. 14. Zu leſchen ſeinen Durſt: Naemans Auſſatz heilte
Des Jordans ſtrenger Fluß: durch Salz ward gut und klar
2. Reg. 2. 20. Der Quell umb Jericho, ſo nicht zu trincken war,
Zu Mara durch den Baum: Tränck auch mit guten Flüſſen
Exod. 15. 26. Sie, die ſich Gottes „jtzt" Wald {Brüder / Schweſtern} nennen müſſen,

Vnd auf der Wallfart sind, numehr gantz krank und matt.
Laß schöpfen männiglich zur Fülle, gnung und satt.
Als dort Jsraels Volck must in der Wüsten leben, Num. 20. 17.
Schlug Mosis Stab den Felß, der muste Wasser geben:
O sey du jhnen auch ein fester Felß genannt,
Vnd führe du zugleich, O GOtt, an ihrer Hand
Den rechten Glaubensstab, daß sie mit Glauben schlagen
An dich, so offters sie jhr Maaß zum Brunnen tragen,
Wem Glieder, Arm und Leib zu waschen sind entblöst,
Vnd dein geweihter Trunk wird ihnen eingeflöst*),
Du wirst dich auch, O West, durch sanfften Zephyr regen,
Weil sich mein kranckes Volck muß auff den Rasen legen.
Das sich in Hütten helt, und hat ein Leinen-Dach
Vor heissen Sonnenstich, und Wetters Vngemach.
Kein Donner schrecke**) Sie, kein Hagel, Sturm noch Regen:
Das Vnheil weiche fern aus allen jhren Wegen;
Kein Lands Knecht sey erkühnt Sie frech zu fallen an:
Wer sie betrüben wird, der habs GOTT angethan.
Vnd Jhr, bey denen sich die Hülffe wil verweilen,
Vnd nicht alsbald nach Wundsch und Menschen Willen eilen,
Legt alles Murren ab, Verzweiflung, Vngedult:
GOTT hat schon seine Zeit zur Gnade, Trost und Huld
Vnd ewrer Noth bestimmt: Er wil nur seine Lieben
Durch Kranckheit, Creutz und Angst in fester Hoffnung üben,
Jn Glauben, Lieb' und Furcht, biß daß Er Sie zuletzt —
Mit Leib- und Seelen Trost und reicher Hülff' ergetzt.
Du aber wirst dabey des Höchsten Lob außschreihen,
Vnd geben dem den Dank, der dir lest wohl gedeyen
Gesunde Wassers Krafft: Der sey forthin bereit.
Zu helffen aller Noth der gantzen Christenheit."

Gottfried Finckelthaus.

*) Die 4 Strophen von „Dem starken Simson" an bis hieher sind bei der 2. Auflage hinzugefügt.

**) „Schreckte" in der 1. Auflage ist Druckfehler.

In dem vorhergehenden Gedichte sind in der schönsten Stelle des Gedichts die mit fetter Schrift gedruckten Worte von besonderem Interesse. Sie erinnern nämlich, zum Theil selbst mit den Reimen, an die gleichfalls mit fetter Schrift gedruckten Worte des nachfolgenden, gleichfalls in Alexandrinern abgefaßten älteren Gedichtes in den „XXX Gesängen", auf welche wir sogleich noch zurückkommen, und können daher beweisen helfen, daß die „XXX Gesänge" wirklich von Finckelthaus sind. Wir lassen zunächst den Titel des ganzen wenigstens in den obengenannten literarhistorischen Werken bisher für Finckelthaus nicht in Anspruch genommenen Schriftchens hier abdrucken, welches das folgende Gedicht enthält.

[Erster Titel.]

F. G.

XXX.

Teutsche Gesänge.

[Motto.]

Was schiltstu mich, daß ich in meinen jungen Jahren
Geliebt, vnd jedem dieß zu lesen gebe frey?
Ich weiß, daß meiner gleich dir eine Seele sey,
Sonst würdestu dein Geld an diesen Sachen sparen.

Leipzig, Bey Heinrich Nerlichen MDCXLII.

[Zweiter Titel.] **G. F. Dreyssig Teutsche Gesänge.**

Zum dritten mahl übersehen vnd auffgelegt.

Leipzig, bey Heinrich Nerlichen. 1642.

[Ueberschrift des betreffenden Gedichts.]

„Reise-Wunsch,

An seinen guten Bekannten vnd Wolerkannten Freund vnd Reisegefehrten einen aus Brasilien, auff dem Schiffe, der große Tieger genannt.

AVff dieser wilden See, bey scharffen Nordensbrausen,
In der wir nun, O Herr, so lange Zeit verhausen,

Wird dieser Wunsch gethan von allen ingemein:
Laß vns, O Höchster bald in Hafen lauffen ein!

Ein jeder wird sich dann als newgebohren nennen,
Wenn er gesund vnnd frisch wird wieder schawen können
Die Stadt, den Ort, den Freund, die er vorhin gekannt,
Vnd, so das Glücke wil, sein werthes Vaterland.

Diß ist vnd wird gehört bey jedem newen Morgen:
Dann muß das alte Leid, Müh vnd Verdruß vnd Sorgen
Durch einen guten Trunck vnd volles Glas mit Wein
Getödtet vnd ersäufft vnd gantz vergessen seyn.

Doch ist es, grosser Freund, noch besser euch gelungen:
Ihr habt durch frischen Sinn nach Ehr vnd Ruhm gerungen,
Biß jhrs dahingebracht durch sawre Müh vnd Schweiß,
Daß nun der gantze Hoff von ewren Gaben weiß.

Euch war der große Printz vor allen recht gewogen,
Der ewre Kunst vnd Fleiß weit andern vorgezogen,
Indem jhr emsig euch, klug vnd geschickt bezeigt:
Ja gantz Brasilien war euch nicht abgeneigt.

Nun wil sich ewer Geist nicht länger dort verweilen,
Er denkt noch höher an: er eilet, zu ereilen
Ein nicht gemeines Lob: denn welcher sieht darauff,
Setzt allzeit weiter fort, vnd fördert seinen Lauff.

Was sehens würdig ist hier in den Niederlanden,
Darinnen jhr vorhin schon lange Zeit gestanden,
Vnd was Italien vnd Rom die kleine Welt,
Was Franckreich auch in sich an Kunst vnd Sitten helt,

Vnd denn was Spanien an reichen Schätzen zeiget,
Ist alles ewer Sinn begierig und geneiget
Zu schawen durch vnd durch. Wolan, fahrt hin, O Freund,
Dem gutes Glücke stets mit vollen Stralen scheint.

Der hohen Leute Gunst sol ewren Ruhm vermehren,
Den weder Leid, noch Neid, noch Zeit, noch Feind verſehren:
Der Himmel lacht euch an, kein Riff, kein Frost noch Schnee
Wil euch zu wider sein. Die Fluthen, Meer vnd See,

Die Winde sollen sich nicht gegen euch auffschwellen.
Es sol sich euch zum Dienst vnd zum Gehorsam stellen
Ein vnbekantes Volk. Es sol ein fremdes Land
Euch, weitgereister Freund, anbieten Fuß vnd Hand,

Vnd vnterthänig seyn: biß jhr gebracht zum Ende
Der langen Reise Weg, vnd ewer Schiff anlende
Am offtgewündschten Port, da vieler Frewden voll
Die junge Dorilis euch schön vmbhälsen sol.

So zieht vnd reiset hin! **Kein Feind sey so verwegen**
Daß er euch trotzen mag. Heil, Wohlfahrt, Glück vnd Segen,
Vnd was man wündschen kann, sey vmb vnd neben euch:
Lebt überall geehrt, an Gunst vnd Ehren reich.

Lebt, als jhr schon erlebt, dreymahl so viel der Tage,
Vnd noch so viel dazu, biß euch das Alter trage
Zur stillen Grabes Grufft, zu einer sanfften Ruh,
Vnd Kindes-Kindes-Kind drück euch die Augen zu.

Es schütt aus über euch der Himmel seine Frewden:
Es weiche Furcht, vnd Pein, vnd Angst, vnd Noth vnd Leiden;
Vnd wenn ihr diß erlangt, so dencket dessen Stand,
O Herr, dem weder Freund, noch Glücke beut die Hand.

Auff der Rückreise nach Holland auff der Spanischen See, 1. Maji 1641."

Derselbe Gedanke klang auch schon in einem frühern der 30 teutschen Gesänge durch. Dieser Gesang ist auch 1648 wieder abgedruckt in den lustigen Liedern. Er lautet folgendermaßen.

An einen schönen Berg.

SEy mir gegrüsst du Berg der schönen Awen,
Der Sinnen Auffenthalt, vnd was in mir:
Den ich so lange Zeit nicht konte schawen,
Weil ich entfernet war so weit von dir.
Ihr andern Felder kommt vnd höret diß,
Die Zier der Wälder Ist vnd bleibt gewiß
Die Ursa Margaris.

Mein Geist, mit dem ich mich noch täglich quele,
Hatt mich gar offt gestürtzt in tausend Pein.
Denn die halbtodt gekränckte Lebens-Seele,
Wolt niemals auffer dich recht ruhig sein.
Ihr andern Felder Kommt vnd höret diß,
Die Zier der Wälder ist vnd bleib gewiß
Die Ursa Margaris.

Ich habe, schöner Berg, (ich wil's gestehen)
Offt hin vnd her gesuchet meine Ruh
Doch must ich allezeit betrübet gehen
Kein Ort ließ auffer dich mir dieses zu.
Ihr andern Felder Kommt vnd höret diß,
Die Zier der Wälder ist vnd bleibt gewiß
Die Ursa Margaris.

Wolan, so lasse dich einmal vmbarmen,
Vnd gönne mir auff dir die süße Rast:
So schweiget alles Leid vnd alles Harmen,
Vnd das, was sonst die süssen Frewden hasst.

Ihr andern Felder kommt vnd höret diß,
Die Zier der Wälder Ist vnd bleibt gewiß
Die Ursa Margaris.

Es schade dir kein Reiff, noch Sonnen-brennen:
Der fromme Himmel müsse lieben Dich,
Vnd seinen Segen Dir genädig gönnen,
Biß daß wir nicht mehr seyn, du Berg vnd ich.
Ihr andern Felder Kommt vnd höret diß,
Die Zier der Wälder ist vnd bleibt gewiß
Die Ursa Margaris*).

Die Zeilen, mit welchen die Stelle des Brunnengedichts zu vergleichen ist, sind wieder mit fetter Schrift gedruckt. Der Anfang des Ganzen erinnert an den Anfang von Schiller's Spaziergang.

Wohl die schönste und zierlichste Stelle des Brunnen-Gedichtes erinnert uns an die Landsknechte. Zum Vergleich mit dieser Stelle stehe hier noch das Spottgedicht „der Soldate". Wir entnehmen es den oben erwähnten „XXX teutschen Gesängen", welche wir in den Katalogen der Königl. Bibliothek zu Berlin Finckelthaus zugeschrieben finden. Das Gedicht zeigt ihn uns kräftiger und weniger beschränkt als wir ihn sonst wohl finden, und kann ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken.

Der Soldate.

O Großer Gott der großen Krüge,
Den guten Schluckern wolbekant!
Durch dich vnd durch die schweren Züge
Wird man ein frischer Held genannt.

*) Am Ende der Strophen heißt es in dem Abdrucke von 1648 „Die werthe Margaris" (zweimal), „Die fromme Margaris," Die keusche Margaris", „Die schöne Margaris."

Den Krieg ich warlich fürchte sehr,
Die Küch vnd Keller lob ich mehr.

Die linke Schulter pflegt zu beben,
Im fall sie Eisen tragen soll.
Viel leichter ists, ein Glaß zu heben,
Ob solches gleich bis oben voll.
Den Krieg ich warlich fürchte sehr,
Die Küch vnd Keller lob ich mehr.

Mein scharffer Kneiff ist anzuschneiden
Die feisten Braten abgericht.
Das Schwerd mag rosten in der Scheiden,
In der es keine Scharten kriegt.
Den Krieg ich warlich fürchte sehr,
Die Küch vnd Keller lob ich mehr.

Ein Rauch von Hünern vnd Capaunen,
Mir wol (doch mehr das Fleisch) behagt.
Das helle Blitzen der Carthaunen
Macht mich hingegen bald verzagt.
Den Krieg ich warlich fürchte sehr,
Die Küch vnd Keller lob ich mehr.

Mit dir ists aus, bistu getroffen:
Früh steh ich auff den andern Tag,
Wenn ich mich heute vollgesoffen,
Vnd eins so viel noch sauffen mag.
Den Krieg ich warlich fürchte sehr,
Die Küch vnd Keller lob ich mehr.

Ein Landsknecht selbst nach Schaden ringet,
Vnd suchet jhm den bittern Todt:
Wo man die Gläser hurtig schwinget,
Da weiß man nicht von Sterbens-Noth.
Den Krieg ich warlich fürchte sehr,
Die Küch vnd Keller lob ich mehr.

Zum Pancketiren vnd zum Sauffen
Da ſtell ich mich zum erſten ein.
Doch wenn man ſol zum Sturm anlauffen,
Wil ich der letzte lieber ſeyn.
Den Krieg ich warlich fürchte ſehr,
Die Küch vnd Keller lob ich mehr.

Ich eben auch in meinen Zügen
Muß führen einen ſchweren Krieg:
Wenn andre nun zu Boden liegen,
So bleibet mir zuletzt der Sieg.
Den Krieg ich warlich fürchte ſehr,
Die Küch vnd Keller lob ich mehr.

Mit dieſem Gedichte nehmen wir Abſchied von dem dreißigjährigen Krieg, in deſſen Wunden nach den Worten unſres Dichters der Hornhäuſer Brunnen als Balſam, Salb' und Oel hineinfloß.

Ortsbeschreibung von Hornhausen.

Die vorstehenden Mittheilungen waren bereits niedergeschrieben und im Stuttgarter Morgenblatte zuerst abgedruckt, als von meinem Vater, dem Verfasser der „Kirchlichen Sitten", die Schrift erschien: „Chronik von Hornhausen. Mit besonderer Berücksichtigung der dortigen, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges berühmten Gesundbrunnen. Ein Beitrag zur Niedersächsischen Geschichtschreibung von Heinrich Andreas Pröhle, Pastor zu Hornhausen. Oschersleben, Verlag von C. H. Haeniche. 1850." Da diese nur auf den Bibliotheken zu Wolfenbüttel und Halle vorräthige Schrift jetzt völlig vergriffen ist und vielleicht nicht wieder aufgelegt wird, wiewohl ihr Wiederabdruck sehr zu wünschen wäre, so will ich wenigstens das Schlußcapitel derselben, die Ortsbeschreibung, wenn auch abgekürzt, hier mittheilen. Ich vermuthe schwerlich ohne Grund, daß mancher Leser, auch abgesehen von dem unverkennbaren Werthe solcher fast gar nicht vorhandenen Ortsbeschreibungen, schon wegen der Geschichte des von Finckelthaus besungenen Badeortes Hornhausen, dessen traurigen Zustand zur Zeit des dreißigjährigen Krieges wir sahen, und der für die Kirchengeschichte mehrfach, auch durch die in der Chronik abgehandelte Schwertfeger'sche Sache, merkwürdig ist, an dem jetzigen Zustande desselben ein Interesse nehmen wird.

Das ansehnliche, von drei Seiten, in Osten, Westen und Norden von lieblichen, mit fruchtbaren Kornfeldern

geschmückten Anhöhen eingeschlossene Pfarrdorf Hornhausen, zum Kreise Oschersleben, und zum Bezirk des K. Kreisgerichts-Deputation zu Gr. Oschersleben gehörig, liegt eine Stunde westlich von eben genannter Stadt, unweit, an der Nordseite des „Großen Bruchgrabens," und der Eisenbahn; 2½ Meile von Halberstadt und 4 Meilen von Magdeburg. Der etwas höher gelegene Theil des Dorfes gegen Mitternacht wird das Oberdorf, die südliche Hälfte das Unterdorf genannt. Zwischen beiden, etwa mitten inne, am östlichen Ende des Dorfes liegt die dem heiligen Stephanus gewidmete evangelisch-lutherische Pfarrkirche, um welche zu beiden Seiten nach Mittag und Mitternacht, und im Hintergrunde nach Abend die umfangreiche Gemeine, wie eine Heerde um den Hirten, in gemüthlicher Ruhe gelagert erscheint. Das Patronat der Kirche ist Königlich. Mehrere hohe Schornsteine, welche in neuerer Zeit sich über die Dächerhöhe ländlicher Wohnungen erheben, geben dem Dorfe die Gestalt eines aufblühenden Fabrikortes. Mitten durch's Dorf fließt ein Bach, vor Zeiten der „Schwarze Bach," jetzt schlechtweg der Bach geheißen, welcher sich in den Großen Bruchgraben, und mit diesem in die Bode ergießt. Bei starken Zuflüssen von Schnee- und Regenwasser überfluthet der Bach wohl zu Zeiten an einer flachen Uferstelle, wo das Wasser sich leicht stauet, einen Theil der Dorfstraße, und ängstet die angränzenden Bewohner, in deren Häuser, Ställe und Scheunen er dann gewaltsam eindringt. Die südöstlich von Oschersleben aus in Hornhausen einmündende Chaussee durchschneidet in verschiedenen Biegungen den Ort, und geht nordwestlich zum Dorfe hinaus nach Ottleben. Die von Jahr zu Jahr sich mehrende Häuserzahl beläuft sich auf 237; die fortdauernd im wah-

ren Zunehmen begriffene Einwohnerzahl auf 2200. Unter ihnen befinden sich 3 Juden, und an 30 katholische Christen, welche nach Hamersleben eingepfarrt sind. Die Uebrigen sind evangelischer Confession. Das jetzt der Asseburgischen Familie gehörende Rittergut ist mit seinen Grundstücken vom Gemeindeverbande getrennt und enthält 820 Morgen Acker und 18 Morgen Wiesen. Der jetzige Pächter hat zugleich das ehemahlige Domkapitularische Gut, auf welchem jetzt eine große Brennerei eingerichtet ist, in Pacht. Letzteres Gut ist im Gemeindeverbande verblieben, und enthält 330 Morgen Acker und 28 Morgen Wiese. Der ehemalige Kalandshof mit seinen jetzigen Besitzern enthält 301 Morgen Acker und 8¾ Morgen Wiese. Nachdem 2 Halbspännerhöfe dismembrirt wurden, sind deren noch 14. Ferner sind 12 Hüfner- und 30 Kossathen-Höfe zu nennen, deren es früher 32 gab. Dazu kommen 161 Häuslinge, und Einliegerfamilien zählt man nach der Klassensteuerliste von 1849: 182. Noch sind 2 Zichorien-Darren zu erwähnen und eine Töpferei im Besitz des Herrn Dr. ph. Hachfeld. Außer der Gräflichen Ziegelei auf dem Keseberge sind, östlich vom Dorfe gelegen, noch 3 Ziegeleien vorhanden. Die separirte Feldmark der Gemeine mit Ausschluß der zum Rittergute gehörigen Grundstücke enthält 4517 Morgen Acker und 1723 Morgen Wiesen. Davon sind 105 Morgen Ländereien Gemeindevermögen. Den Viehbestand betreffend, so sind in dem betreffenden Register der Ortsbehörde vom Jahre 1849: 130 Pferde, 442 Stück Rindvieh, 2450 — darunter 10 veredelte, 2240 halbveredelte und 200 unveredelte — Schafe, 80 Ziegen und 340 Schweine verzeichnet. Die im Jahre 1849 von Hornhausen erhobenen Steuern betragen 4859 Thlr., wo-

von 3410 Thlr. auf Grundsteuer, 1191 Thlr. auf Classensteuer und 258 Thlr. auf Gewerbesteuer kommen. Der Nahrungszustand der Einwohner war, da die meisten nur ein geringes Grundeigenthum besitzen, und weil die Leinwebereien, deren es von Alters her hier in Menge gibt, bei schlechten Preisen der von ihnen gelieferten Packleinen sehr gesunken waren, daneben auch das Bergwerk aufgehört hatte, bis vor einer Reihe von Jahren noch für die Mehrzahl ein drückender, ist aber im gegenwärtigen Augenblick, theils in Folge des erneueten Hornhäuser Kohlenwerks, wozu auch noch die Kohlengrube Marie-Elise bei Neindorf hinzugekommen ist, deren Beamte und Bergleute allermeist in Hornhausen wohnhaft sind; theils in Folge der Beschäftigungen, welche die Eisenbahn ihren Wärtern und Arbeitern gewährt; theils endlich in Folge der sowohl hier als in Oschersleben entstandenen Fabriken, für die Mehrzahl der Einwohner ein sehr günstiger. Dagegen ist der Absatz mit dem sehr schönen weißen Thon des Keseberges, welcher seit langer Zeit besonders in die Magdeburger und Rostiner Pfeifenfabriken geliefert wurde, sowie mit der rothen und gelben Erde, welche die hiesige Feldflur enthält, und welche letztere besonders seit geraumer Zeit ein äußerst gesuchter Handelsartikel gewesen und bis nach Rußland versandt ist, in jüngster Zeit mehr in's Stocken gerathen. — Das ältere Gemeindesiegel enthielt als eigenthümliches Wappenzeichen von Hornhausen ein Kleeblatt. Es ist in der Westphälischen Zeit außer Gebrauch gekommen, und nach Wiederherstellung des Preußischen Staates wurde der Preußische Adler in das Gemeindesiegel aufgenommen. — Was Jedem, der mit unsern Hornhäusern in nähere Verbindung kommt, leicht an ihnen bemerklich werden wird,

ist ein gewisser Grad von äußerer Gewandtheit, geistiger Cultur und fortschreitender Strebsamkeit, wie man ihn für gewöhnlich auf den Dörfern seltner findet. Es liegt dies theils in dem regern Leben, das sich bei zahlreicherer Bevölkerung in Hornhausen selbst entwickeln mußte, und theils in dem ausgedehnteren Verkehr, der von jeher hier durch Handel und Wandel nach auswärts, auf dem Lande und in den Städten stattgefunden hat. Daß dabei manche einfache ländliche Sitte in der Tracht und im Umgangsleben nachgerade verloren geht, muß den Freund alter Volkssitten und einfältigen Volkslebens unangenehm berühren. — Von jeher hatte Hornhausen den feinen Ruhm ausgezeichneter Kirchlichkeit.

Für den Leser der vorstehenden Ortsbeschreibung wird folgender Anfang eines den Ort Hornhausen verherrlichenden Hochzeitsgedichtes an Wilhelm Gittermann vom Jahre 1856 keines Commentares mehr bedürfen:

Ich kenn' ein kleines Wunderland,
Hornhausens Feldflur ist's genannt.
Die Erde ist dort schwarz und braun
Und gelb und was weiß ich zu schaun.
Heilsame Quellen speit sie aus
Und gibt — es ist beinah ein Graus —
Brennbare Steine. Ja, sie sagen,
Sie soll auch Ziegel in sich tragen,
Davon man viele Dörfer schön
Ringsum kann röthlich glänzen sehn.
Sie trägt — das Wunder ist sehr groß —
Selbst Kaffeetöpf' in ihrem Schooß.
Weshalb denn auch seit Salchmann's Zeit
Gar mancher schon von weit und breit

Anhergekommen ist, und haben
Nach Schätzen mancherlei gegraben.
Vor allem nach der Aecker Früchten
Ging auch ihr Trachten und ihr Dichten.

Zu Georg Rollenhagen's „Froschmäusler".

Bemerkungen über den Froschmäusler.

Georg Rollenhagen's „Froschmäusler", der von Gervinus in der „Geschichte der deutschen Dichtung" mit sichtlicher Vorliebe besprochen wird, und mit Recht, weil er die Thierfabel von der bloßen Moral befreite und für seine durchaus gesunden, meist auf die Stellung der Kirche zum Staate sich beziehenden politischen Lehren benutzte, verdient in mehr als einer Hinsicht in jetziger Zeit erneute Aufmerksamkeit. Georg Rollenhagen hatte sich auch mit den Naturwissenschaften beschäftigt, und wie unausstehlich breit und langweilig er im „Froschmäusler" mitunter wird, so hat man doch an seinen poetischen Schilderungen des Thierlebens, wo es ihm einmal nur um dieses zu thun ist, fast überall Freude. Wie reizend ist, um nur Eins anzuführen, z. B. die Beschreibung, welche das Mäuschen von der Mausefalle als von einem überaus schönen und verführerischen Hause macht! Lauert auch hinter der Naturbeobachtung überall die Tendenz, so sind doch die Einzelheiten an und für sich schon anziehend genug, um sich daran zu ergötzen. Und so hat denn neuer-

dings die ästhetische Behandlung der Naturwissenschaften es wohl empfunden, wie verwandt ihr der „Froschmäusler" ist und Hermann Masius hat seine in's Englische übersetzten „Naturstudien" an vielen Stellen durch Anführungen aus dem „Froschmäusler" geschmückt.

Aber auch dem Sammler von Sagen und Gebräuchen ist wegen eines starken volksthümlichen Beisatzes das Buch des aufgeklärten Magdeburg-Halberstädtischen Schulrectors von Werth. Mit vielfachen Sprichwörtern, die zum Theil noch jetzt im Munde des Volks leben, hat er sein Gedicht ausgestattet. Sagt man jetzt: Wenn den Frauen zu wohl wird, so gehen sie auf's Eis tanzen, so hat dagegen Georg Rollenhagen den unverfälschtern Spruch:

Wenn den Esel das Futter sticht,
Tanzt er auff Eyß, ein Bein zerbricht.

Von dem Storche weiß er, daß dieser alljährlich ein Junges aus seinem Neste wirft, was noch jetzt vom Volke geglaubt wird. Auch das scheint ihm bekannt, daß der Storch von den Häusern den Blitz abwendet, denn er läßt ihn selbst die gute Lehre geben:

Erst fürchtet Gott von Herzen-Grund,
Und preyset ihn mit eurem Mund,
Insonderheit ruffet ihn an,
Wenn ein groß Wetter will aufstahn.
Zum andern thut dem König Ehr,
Denn er ist nunmehr euer Herr,
Weichet ihm allezeit von der Straß,
Ein jeder auch sein Reden laß u. s. w.

Andere abergläubische Meinungen berührt er z. B. in folgenden Worten:

Man sagt, daß eine weiße Mauß
Verändr' und betrüb' das Hauß,
Daß weiß Elstern, ein weiß'r Sperling
Ein neuen Herrn od'r Krankheit bring.

Auch die Sitte der Pfingstbiere im Halberstädtischen scheint Rollenhagen bekannt zu sein. In dem Capitel des „Froschmäusler": „Daß auch die Biene und andere Thiere ihren König haben", heißt es:

Solchen Auszug nimmt der König für,
Wenn die Holderblüt kreucht herfür,
Und im Dorf ruft der Widewohl:
Pfingsten ist da, Baur dein Bier hohl.

In diesen Worten führt Rollenhagen ohne Zweifel im Wesentlichen eine sprichwörtliche Redensart an, mit der das Volk den Gesang des Widewal (der Goldamsel oder des Pfingstvogels) nachahmte.

Bekannt ist der schwäbische Lerchengesang, der ungefähr so lautet:

Es wohnt ein König im Schwarzwald,
der hat neun Töchter, Lies' ist d'schönst,
Lies' ist d'schönst, ist d'schönst.

Nach Dr. Edmund Höfer's Schriftchen: „Wie das Volk spricht" lautet eine Redensart: „Wo bliew' ick? segt de Kiewit (Kiebitz)." Weitere Zusammenstellungen über Nachahmung von Vogelstimmen in Worten gab ich bereits in meinen „Volksliedern" in der Anmerkung zu Nr. 116.

Die eben besprochene Stelle des „Froschmäusler" ist jedoch nicht die einzige, worin Georg Rollenhagen auf Leben und Gebräuche der Gegenden anspielt, in welchen er lebte, namentlich kommt im „Froschmäusler" unver-

kennbar eine carikirende Schilderung des damaligen harzischen Bergbaus und des Treibens seiner Actionäre vor.

Georg Rollenhagen's tüchtige politische Gesinnung, um auch von dieser zu reden, zeigt unter andern folgende auch für ihn selbst interessante Stelle mit ihrem wohlberechtigten patriotischen Stolz auf Marquard Rollenhagen:

So that nicht Marquard Rollehagen,
Als er Markgrafn Ludwich wolt tragen
Durch Ucker, bey Nacht in die Stadt,
So von Primsla ihrn Namen hat.
Und der Herr sprach ohn Unterlaß
Wie er ihm ihn auff den Achseln saß:
Steh fest mein Mann, es wird sonst arg,
Du trägst die Brandenburger Marck.
Er trug ihn sicher, leiß und wol,
Wie man sein Herren tragen soll,
Daß es der Pommer nicht erfuhr,
Der belagert hat Thor und Thür,
Bis der Marggraff die Leut ermahnt,
Und die Feind abtrieb auß dem Land.

Rollenhagen's „Erinnerung" zum Froschmäusler.

Obgleich die Moral des „Froschmäusler" nur eine politische ist, so scheint Georg Rollenhagen selbst doch über diesen Fortschritt in der Behandlung der Fabel kein Bewußtsein gehabt zu haben: denn er gibt die Tendenz seines Buches als eine einfach moralische an. Es findet sich nämlich in der Ausgabe, die 1683 bei Johann Justus Erythrophilus in Frankfurt von dem zuerst 1595 erschienenen „Froschmäusler" herauskam, auf der gräflichen Bibliothek zu Wernigerode ein Exemplar, nach welchem wir die obigen Stellen anführten; auf demselben ist vorn folgender, der hinzugefügten Angabe nach „Aus einem alten Exemplare, wo dies Rollenhagen selbst eingeschrieben hatte", entnommener Spruch eingeschrieben, dessen Veröffentlichung durch den Druck der eigentliche Zweck dieser unserer kurzen Mittheilung über den „Froschmäusler" ist:

Erinnerung.

Die Buch soll seyn vor jedermann
Vor die die woll'n Weisheit han
Besonders vor die jungen Lecker
Die immer wollen werden kecker
Wer nun dis Buch studiren will
Der lese es fein in der Still
Und suche nur nicht blos das Lachen
Sonst wird es ihm nicht klüger machen

Wenn er es nun ſtudiret wol
Und angewendet wie man ſoll
So lebe er fleißig darnach
So wird ihm gerathen ſeine Sach.

Zur Literatur der Märchen und Sagen.

Die Ueberlieferung in ihren moralischen, ästhetischen und nationalen Beziehungen.

Am Rohesten liegt der Stoff, im Verhältniß zur künstlerischen Form gedacht, in der Sage vor, während das Märchen, jedoch nur im Vergleich zu ihr, schon als ein kleines Kunstwerk betrachtet werden kann. Eben wegen dieser seiner niedrigen, dem Schönen selbst noch sehr fernen Stufe interessirt die höhere Dichtung am Meisten der ethische Gehalt an der Sage.

Weil die Sage auf Glaubwürdigkeit Anspruch macht, während der Gang der Begebenheiten im Märchen sich mehr oder weniger nach künstlerischen Gesetzen regelt, so ist in der Sage die Art und Weise, wie sich ihr ethischer und ihr mythischer Gehalt in einander verschlingt, vorzugsweise merkwürdig. Wie eng und zugleich wie sinnig ist z. B. die Verschlingung des Ethischen und Mythischen in der Heiligkeit des Brotes! Da diese, an sich vielleicht schon nicht ohne Einwirkung der Moral, mythisch gegeben war, bemächtigten sich ihrer Moral und Poesie auf eine sehr anziehende Weise und es ergab sich sogleich eine Fülle von Beziehungen zur Empfehlung der Sparsamkeit auf der einen und der Barmherzigkeit auf der andern Seite. Der ethische Gehalt einer Sage schließt jedoch ihre

mythische Bedeutung nicht aus, wenn er sie auch oft verringert.

Dem Märchen fehlt der ethische Gehalt keineswegs. Er kommt sogar an ihm noch mannigfaltiger zum Vorschein wie in der Sage, und es dürfte wohl kaum ein Sittengesetz oder eine Lebensregel geben, die nicht durch ein Märchen belegt werden könnte. Was das deutsche Märchen in dieser Beziehung für die Pädagogik werden kann, ist noch gar nicht abzusehen. Doch ist die buntschillernde Weisheit des Märchens nicht so wirksam als die schlichte Lehre der einfachen Sage. Das dem Märchen angeborne künstlerische Element entwickelt sich leicht, auch ohne die Hand des eigentlichen Dichters, noch etwas weiter. Während die sogenannte, von der freien dichterischen Behandlung sehr verschiedene Ausschmückung der Sage ohne alle Berechtigung ist, kann man einer solchen zwitterhaften Behandlung des Märchens, wie sie namentlich den Italienern und Orientalen geglückt ist, nicht alle Berechtigung absprechen. Ausgeschmückte Sagen werden daher sehr bezeichnend auch „Märchen" genannt, ohne daß es jemals der fälschenden Hand gelungen wäre ihnen die dem Märchen schon angeborne künstlerische Abrundung zu geben. Aber auch das fortentwickelte Volksmärchen treibt in dieser Zwittergattung doch fast nur geile Ranken: Die Freude an der Kunstform kann hier noch selten aufkommen, und während selbst die unberufenste Hand fast niemals die Moral der Sage zu knicken im Stande ist, wird der ethische Charakter des Märchens bei der Weiterentwicklung seines Kunstgehaltes gewöhnlich zuerst ausgeschieden. Die Moral wird zur Satire, das Wunder lasciv, das ungebundene Flattern der Phantasie zur Libertinage, die Naivität zur Schamlosigkeit und Frechheit;

die Lebensweisheit des Märchens fröhnt nun den Lüsten, seine Erkenntniß dient dem Kitzel.

In wärmern Ländern wird das Erzählen ein Geschäft*) auf Märkten und Plätzen, und um Vielen zu gleicher Zeit zu gefallen, erfährt es Wandlungen und Verrenkungen. Am liebsten entwickelt sich die zwitterhafte Abart des Märchens bei blühendem Handel, Luxus und leichten Sitten, besonders wenn auch Frauenliebe als eine Waare erscheint, die durch Schätze, durch Jugend und feinen Anstand erkauft werden kann. Wirklich folgt denn auch die Ausbreitung dieser Zwittergattung den gangbarsten Handelswegen nach. Zu vielfachen Abenteuern mußte der Handel den Anlaß geben, so lange, oft bewaffnet, die reichen Kaufherren mit ihren Gesellen die Waarenzüge selbst begleiteten. Früh verpflanzte die Verbindung mit dem Orient die Märlein und „fabliaux“ nach Italien. Wie nun die Deutschen im spätern Mittelalter fast überwiegend ein Krämervolk geworden waren, so stieß die eine Halbscheid unserer Handelswelt, die Hansa, für die kostbaren Güter des Orients vielfach auch mit jenem Zweige der Poesie zusammen. Schnell befreundeten sich die süd- und mitteldeutschen Handelsleute mit der italienischen Art, und der derbe blonde Deutsche ward mit seinem gefüllten Seckel ein Gegenstand der italienischen Novelle. Wie nun aber die blühendsten deutschen Städte nach ihrer besonderen Handelsrichtung Märkte und Gassen der Fremde abspiegelten, so brachten die Kaufleute auch die Märlein und

*) Neuerdings führt uns wieder mein Freund Friedrich Dieterici in seinen Reisebildern aus dem Morgenlande einen Märchenerzähler von Profession vor, den er in einem Kaffeehause hörte, und theilt den erzählten Schwank mit.

fabliaux*) heim, ja es bildeten sich wohl auch Traditionen von ihren Reisen nach Art der italienischen Novelle und diesen kamen auch gewiß die in diesen deutschen Städten selbst gelockerten Sitten und das Leben der reichen Frauen, deren Männer aus waren neue Schätze zu sammeln, auf halbem Wege entgegen. Ganz geeignet zur Charakteristik des damaligen Lebens und dieser orientalisch-italienisch-deutschen Novelle ist ein mir auf dem Oberharz erzähltes Märchen, dessen Inhalt ich deshalb kurz angebe**). Ein reicher Kaufmann läßt seine schöne Frau in einem prächtigen Gartenhause zurück. Der Garten ist voll der lieblichsten Blumen, und er verbietet ihr einem Herrn eine der Blumen zu geben. Nach einiger Zeit kommt ein blühender Jüngling geritten, bindet sein Pferd an das Stacket und bittet um eine Blume. Sie reicht ihm endlich eine Tulpe, worauf er sich auch noch die „wahre Tulpe" wünscht und im Gartenhause übernachten darf. Darauf reitet der blühende

*) Unter Uhland's Volksliedern finde ich mehrere ganz volksmäßig klingende deutsche Lieder (selbst ein niederdeutsches ist, wenn ich nicht sehr irre, dahin zu rechnen), die auch als italienische Novellen vorkommen. Namentlich gehört dahin Nr. 289, der Schreiber im Garten, aus einer deutschen Handschrift des 15. Jahrhunderts, aber gewiß echt italienischen Stoffes.

**) Es ist abweichend und ausführlich, mit einer gehaltvollen Einleitung auch erzählt von F. W. Barthold im Morgenblatt von 1853 Nr. 37, S. 865—870. Zu den Abweichungen gehört, daß bei Barthold nicht Braunschweig, sondern „das deutsche Haus in Venedig" als der Ort bezeichnet wird, wo das Zusammentreffen mit dem Kaufmann stattfindet. Das Verbot Blumen zu überreichen deutet auf den Orient, wo die Uebersendung bestimmter Blumen einen bestimmten Sinn hat und selbst gewisse Versprechungen dadurch gegeben werden können. — Im Wesentlichen der nämlichen Periode blühenden Handels und leichter Sitten in Deutschland wird das freilich viel ehrbarere Märchen: die Kaufmannsfrau als Oberst (s. H. Pröhle, Kinder- und Volksmärchen, Nr. 61) entstammen.

Jüngling nach Braunschweig, welches mit seiner St. Autorskapelle und dem gothischen Rathhause der Altstadt in der That noch südliche Spuren trägt, während im nahen Magdeburg der hansische Norden beginnt. Dort trifft er ohne es zu wissen in einem Versammlungshause der Kaufleute mit dem Gemahl der schönen Frau zusammen und dieser entdeckt aus seinen Reden den Leichtsinn der Frau. Er ladet ihn ein, ihn in seine Heimath zu begleiten und weiß den blühenden Jüngling wieder in das Gartenhaus einzuführen. Hier nöthigt ihn der Kaufmann vor seiner Frau die Erzählung des Abenteuers zu wiederholen. Er fügt aber diesmal hinzu: „Es war ein Traum", welche Worte während seines Berichtes die Kaufmannsfrau, wie in Gedanken versunken, mit der Fußspitze in den Sand geschrieben hatte, um ihn zu retten. Reich beschenkt durch den Kaufherrn zieht er von dannen.

Echt in gewissem Sinne, d. h. dem Volksgeiste getreu, ist das Märchen nur da, wo man oft ans Zimmer gefesselt ist. Das Theatralische, Rhetorik und Pathos vermag es nur an jenen unscheinbaren Plätzen, am Feuerheerde, auf der Stelle hinter dem Ofen und auf der Treppe von sich fern zu halten. So erscheint wenigstens die Sache, wenn man sie vom Standpuncte des deutschen Märchens aus ansieht, wie sie jetzt liegt. Indessen erscheint auf der andern Seite wieder das, was an deutschen Märchen bloße Fälschung sein würde, bei dem orientalischen als ein wesentlicher Charakterzug. Die Araber wenigstens besaßen schon sehr früh bei großer Einförmigkeit des Lebens einen wahren Schatz formeller Bildung, die Anerkennung schönen und kunstreichen Ausdrucks ging schon vor Mahomed bei ihnen so weit, daß er im Koran die größte Wirkung hervorrief, und bei dem Nacht- oder

Mondscheingespräch, Semer, gewann bei Zeiten die Form die Oberhand. Dieses ist ein Hauptstück des geselligen Lebens der Araber, insbesondere der Zeltbewohner. Mit seiner stillen Gleichförmigkeit muß es ihnen die ganze Mannigfaltigkeit lauter Vergnügungen ersetzen, und entstanden aus klimatischen und andern Verhältnissen geht diese volksthümliche Sitte aus dem Naturstande in den Culturstand, aus den Zelten in die Städte und aus dem arabischen Heidenthum ungestört in den Islam herüber*). Ein Land, das diese Sitte aufzuweisen hat, kann wohl vorzugsweise als eine Heimath des Volksmärchens betrachtet werden, dessen von Haus aus schon künstlerischen Charakter wir bereits erkannten, und das von derselben formellen Bildung, die es erzeugen half, dann später vorzugsweise gefälscht wurde. Auch von jener Sitte abgesehen erscheint aber das Leben im Orient dem Märchen vorzugsweise adäquat und manche Züge in seiner Geschichte sind völlig märchenhaft. In Persien wurden im 3. Jahrhundert durch Ardschir bei einer Versammlung der Magier alle Sektenstreitigkeiten vermittelst eines Traumtrankes entschieden. Im 11. Jahrhundert soll die Fedawie oder die Aufopfernden zu dem Gebrauch, den Hassan, der Alte vom Berge, der Begründer des Assassinenstaates von ihnen machte, eigens durch Betrug vorbereitet sein, der für diese auserlesenen und fanatischen Jünglinge die Wirkung hatte, daß sie schon einmal die Freuden des Paradieses genossen zu haben glaubten**). Diese politischen Vorfälle sind wunderbarer als die Einkleidung von Tausend und Eine Nacht, wonach Scheherezade

*) S. Fr. Rückert, die Makamen des Hariri, I (1826) S. 349 und H. Leo, Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters, I (1830) S. 193—195.

**) S. H. Leo a. a. O. I. S. 190 und 368.

ihren thierischen Gebieter, der jedes Weib nach dem sinnlichen Genusse tödten zu lassen geschworen hat, unmerklich über das Geistige im Weibe belehrt und ihn dadurch entwaffnet. Auch die Großmuth des Mannes im Märchen, der ein geliebtes Weib sogleich verschenkt an den, dem es gefällt, ist ein in jenem Leben nicht undenkbarer Zug.

Auch diese Uebereinstimmung zwischen Leben und Märchenpoesie läßt den Orient wieder als eine vorzügliche Heimath des Märchens erscheinen. Der Einfluß der orientalischen Märchen auf die deutschen dürfte daher größer sein, als man bisher bei dem sehr späten Bekanntwerden der Tausend und Eine Nacht*) in Deutschland (von Frankreich aus) meist anzunehmen geneigt war. Zu dem alten Testamente finden sich in Tausend und Eine Nacht Beziehungen der Art, daß hier Alles weltlicher erscheint, und wenn man das Märchen Kodobad und seine Brüder mit der Geschichte Josef's und seiner Brüder vergleicht, noch mehr aber wenn man in einem andern Märchen eine ähnliche bewegte Scene betrachtet, als die, wo Josef's blutiges Gewand zu seinem Vater gebracht wird, so wird man durch diese noch dunkler gefärbte orientalische Poesie an das Verhältniß jenes Ismael, des Sohnes

*) Einige haben behauptet, Tausend und Eine Nacht sei von einem Araber aus Syrien verfaßt zum Unterrichte für Europäer, welche seine Sprache lernen wollen. Andere haben mit mehr Wahrscheinlichkeit angenommen, daß die Erzählungen der Tausend und Eine Nacht zu verschiedenen Zeiten entstanden und von verschiedenen Personen abgefaßt sind. Noch Andere haben endlich gemeint, daß sie aus dem Indischen oder Altpersischen übersetzt und durch die Araber nur vermehrt sind. Diese letzte Ansicht scheint Gauttier die glaublichste. Grimm K. und H. M. III. 2. Auflage S. 437, 3. Aufl. S. 348 gibt an, daß sie 1548 „zusammengefügt" seien. Wir benutzen die Ausgabe von Habicht, v. d. Hagen und Karl Schall, 4. Auflage.

Abraham und seines Kebsweibes Hagar und Stammvaters nomadischer Wüstenstämme, zu den Juden, erinnert. Das weise Urtheil Salamonis, welcher das Kind zu theilen befiehlt, wird in einem andern Märchen einem sehr zweideutigen Vesyr zugeschrieben. Auch mit der Literatur der Griechen zeigt sich Zusammenhang. Die Geschichte vom Polyphem ist in die zweite Reise Sindbad's des Seefahrers in einer Weise verwebt, welche es für mich nicht zweifelhaft läßt, daß der arabische Erzähler das Märchen aus Homer selbst und nicht aus verwandten mündlichen Ueberlieferungen entnommen hat.

Die „Geschichte des guten, ungerechter Weise eingekerkerten Vesyrs" variirt auf eine sehr glänzende Weise die Fabel vom Ringe des Polykrates, den auch das Schillersche Gedicht besingt. Der Vesyr fährt auf dem Wasser und trinkt in seinem Kahne aus einer Tasse, die aus einem großen Smaragd gemacht ist, läßt aber die Tasse ins Wasser fallen. Ein Taucher ist bereit sie wieder heraufzuholen und bittet nur, daß der Vesyr ihm genau die Stelle zeigt, wo die Tasse niedergefallen ist; indem er sie bezeichnet, wirft der zerstreute Vesyr einen prächtigen Demantring, den er am Finger trägt, auf die Stelle im Wasser. Der Taucher bringt nun im nächsten Augenblick die Smaragdtasse wieder herauf und in dieser den Demantring, der gerade in sie hineingefallen ist. In diesem übermäßigen Glück erkennt der Vesyr sogleich eine schlimme Vorbedeutung und fällt auch in der That alsbald bei dem Sultan in Ungnade. Die Geschichte vom Ringe des Polykrates kommt aber auch in Tausend und Ein Tag*), in der Geschichte des Kaverascha, vor.

*) Tausend und Ein Tag. Morgenländische Erzählungen nach dem Persischen, Türkischen und Arabischen. Deutsch von F. H. v. d.

Einige sonstige von mir in orientalischen Märchen bemerkte Züge deutscher Märchen sind folgende: der Zug vom Todten, für dessen Mörder sich Jemand, oft Mehrere, mit Unrecht halten, in der Geschichte des kleinen buckligen Spaßmachers in Tausend und Eine Nacht*). Ebenda in Nyut und Abu Nyutyn versammeln sich heimlich böse Geister, erzählen sich geheime Neuigkeiten und werden dabei belauscht. Die Geschichte vom Rebhuhn findet sich in der Geschichte des Königs Ayzaher Xukundye Bibars al Bundukdary. In jenem Märchen Abu Nyut kommt deutlich auch die Opferung eines Hahns vor, wie in vielen französischen, wendischen und deutschen Sagen und Gebräuchen.

Die „Geschichte des Prinzen Beder von Persien und der Prinzessin Gylnare von Samandal" in Tausend und Eine Nacht hat offenbar auf Fouqué's Undine wesentlichen Einfluß gehabt, mehr wahrscheinlich als Paracelsus, der die Fabel von den Elementargeistern, welche durch ihre Vermählung mit dem Menschen eine Seele erhalten, erfunden und dadurch die Undine veranlaßt haben soll. Diese wohl nur von Paracelsus zuerst aufgezeichnete Idee hat Fouqué bloß benutzt, um die Umgestaltung des Mär-

---

Hagen. 2. Aufl. 1836. Der Derwisch Mokles, welchen Persien zu seinen großen Männern zählt, war noch sehr jung, als er darauf kam, indische Schauspiele ins Persische zu übersetzen. Aber der persische Uebersetzer wollte seinem Werke ein eigenthümliches Gepräge geben und verarbeitete diese Schauspiele zu Erzählungen. So entstand Tausend und Ein Tag, das 1675 vollendet war. Die Einkleidung entsprach Tausend und Eine Nacht: dort wurden die Geschichten einem Fürsten erzählt, der gegen die Frauen eingenommen war; hier von ihrer Amme, einer Prinzessin, die gegen die Männer eingenommen war.

*) Vergl. auch Märchen der Magyaren von v. Gaal (1822) Nr. 12 im Auszuge bei Grimm, K. und H. M. III. 2. Aufl. S. 434, 3. Aufl. S. 346.

chens in christlich germanischem Sinne besser durchführen zu können, und in der That, man muß über die Kunst des Dichters staunen, mit der er dem Märchen den ritterlichen Anstrich zu geben gewußt und aus der Wellentochter eine Art Käthchen von Heilbronn zu machen verstanden hat. Das orientalische Märchen weiß nichts von der Seelenlosigkeit des Wasserweibes, diese ist dort eine Königstochter aus den unendlichen Wasserreichen und heißt Gülnare vom Meere, d. i. die Granatblüthe aus dem Meere. Der König von Persien, Beder's Vater, dem sie nach seltsamen Schicksalen von einem Kaufmanne zugeführt wird, steht, nachdem sie sich endlich als eine Königstochter aus den Wasserreichen zu erkennen gegeben hat, in jeder Beziehung eher unter als über ihr und scheint höchstens das gleichberechtigte Element der Erde dem Wasser gegenüber zu vertreten, was um so bedeutsamer wird, als später auch der Blitz, das Element des Feuers, personificirt auftritt. Wie großartig nun gleichsam die physische Kälte des Wasserweibes dem Erdenkönig gegenüber dargestellt wird, wie imposant auch der ungeheure Hintergrund der unendlichen Meere, dem sie entstammt sein mag, so hat doch das Ganze im Grunde erst durch die enge Begrenzung auf den lieblichen See und den Bach in dem deutschen Märchen eine bestimmte Gestalt angenommen. Gülnarens Kälte wird übrigens dadurch motivirt, daß der König von Persien mit unzähligen Frauen, die ihm verkauft werden, keinen Thronerben erzeugt hatte, so daß Gülnare selbst nicht eher mit ihm reden will, als sie weiß, daß sie ein Kind zur Welt bringen wird. Durch die Geburt des Thronerben wird Gülnare für immer an den König von Persien gefesselt. Ihr Sohn ist Beder, und bei der Geburt beruft Gülnare ihre Mutter und ihren

Bruder Saleh (Gut) zu sich aus dem Königreich am Meer. Gülnarens Bruder, der Oheim Beder's, eilt nach seiner Ankunft auf dem Erdenschlosse auf Beder zu, nimmt ihn der Amme vom Arm, herzt und küßt ihn und schwingt sich plötzlich aus einem offenstehenden Fenster, um mit ihm ins Meer hinabzuschießen. Er ist Niemand anders als Undinens Oheim Kühleborn, doch ist auch diese Fouquésche Gestalt viel plastischer und gelungener als die orientalische. Nach einiger Zeit bringt Saleh den Beder auf dem Arm wieder aus den Meerestiefen heraus; dieser wird später nach seines Vaters Tode König von Persien, bewirbt sich um die Tochter eines der vielen Könige, die noch außer seinem Oheim im Meere herrschen und macht sie nach mancherlei Schicksalen glücklich zur Königin von Persien, so daß also in Tausend und Eine Nacht die Vermählung des Erdenkönigs mit einem Wasserweibe sogar zweimal einen günstigen Ausgang nimmt.

Wir übergehen von der italienischen Märchen- und Novellenliteratur das Dekamerone von Boccaccio, der schon als natürlicher Sohn eines florentinischen Kaufmannes und einer Pariserin zum Helden eines französischen Vaudevilles (was er neuerdings geworden) wie geschaffen war, und die 1550 zuerst erschienenen Nächte des Strapparola. In einem ähnlichen italienischen Werke aber glauben wir die Grundlage zu finden zu dem Liede des Goetheschen Mephisto:

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh.

Das Pentamerone des Basile, welches Goethe vielleicht kannte, erzählt, daß ein König von einem großen Floh gebissen sei, den er ergriffen und wegen seiner Schönheit nicht geknickt, sondern in einem Käfig aufbewahrt habe.

Erst nachdem der Floh eine außerordentliche Größe erlangt hat, läßt er ihn doch noch tödten und verspricht seine Tochter dem zur Frau, der erräth, von welchem Thiere die dem Floh abgezogene Haut sei, woran sich dann noch ein langes Märchen anknüpft*). Verwandt ist ein deutsches Märchen von der Laus**). Hier erblicken andere auf dem Kopfe einer wegen ihrer Reinlichkeit berühmten Königstochter eine Laus, die deshalb als ein Wunder betrachtet und mit Milch großgenährt wird. Nach dem Tode der Laus läßt sich die Königstochter von ihrem gegerbten Fell ein Kleid machen und gibt ihren Freiern auf zu rathen, wovon es ist. Das Unsaubere dieser Geschichte wird im Volksmärchen nicht empfunden, bei der sonstigen Reinlichkeit der Königstochter sogar noch ein Reiz: daß an Ironie wenigstens in diesem deutschen Märchen nicht zu denken ist, zeigt der Umstand, daß das Ungeziefer mit einer Jungfrau in Verbindung gesetzt und daß der Beschluß es groß zu ziehen so treuherzig motivirt wird. Noch sei bemerkt, daß Märchen von ungeheuer großen Thieren sehr häufig sind, aber überall leicht satirisch werden***).

Zu der „Geschichte einer Dame von Kahiro und ihrer vier Galane" sind in Deutschland mancherlei Varianten im Umlauf, die indessen in Märchenbücher nicht übergegangen sind, wahrscheinlich ihres schmutzigen Charakters wegen. In Tausend und Eine Nacht wird eine junge,

---

*) S. die Auszüge aus dem Pentamerone, K. und H. M. III. 2. Aufl. S. 288—299.

**) K. und H. M. III. S. 257 und 258, 3. Aufl. S. 267 und 268, wo die Brüder Grimm das Märchen aber nur unvollständig mittheilen konnten.

***) Vergl. H. Pröhle, Harzsagen (1. Band) S. 266, 102 und 159.

ihrem Gatten zärtlich ergebene Dame kurz nach einander von vier ältern Männern, zuerst von einem Richter, dann vom Obereinnehmer der Hafensteuer, hierauf vom Vorsteher der Schlächterzunft und zuletzt von einem reichen Kaufmann um ein Schäferstündchen gebeten. Sie bestellt alle vier so zu sich ins Haus, daß der zweite kurz nach dem ersten kommt und so fort, setzt jedoch ihren Mann von Allem in Kenntniß und beschließt mit ihm, daß sie die Geschenke der vier Alten annehmen und noch außerdem ihren Scherz mit ihnen treiben. In den mündlich cursirenden deutschen Märchen, welche hieraus entstanden sein dürften, ist ein Pfarrer und ein Küster an die Stelle jener vier Liebhaber aus Kahiro getreten. In einer der vielen Varianten wird die Messe verspottet. Die Frau eines Bildhauers bestellt beide Priester und den Küster einer Kirche jeden eine Viertelstunde nach dem andern zu sich. Der eine Priester soll dreißig, der andere zwanzig und der Küster zehn Thaler mitbringen. Die Bildhauersfrau nimmt das Geschenk eines jeden, heißt ihn dann sich nackt auskleiden und bringt ihn, da in diesem Augenblicke jedesmal der Bildhauer klopft, in ein Nebengemach, wo die Männer wie Bildsäulen an der Wand nebeneinander aufgestellt werden. Jetzt tritt der Bildhauer mit einem kauflustigen Kunstfreunde herein und beleuchtet sie als Bildsäulen. Am andern Tage in der Messe singt der erste Priester: „Gestern Abend habe ich dreißig Thaler vernuckt", was der Kaplan und der Küster mit Angabe der Summe, welche sie der Bildhauerfrau eingehändigt haben, beantworten. — Nicht so raffinirt sind die allerdings in etwas verwandten Märchen vom Müller Hildebrandt u. s. w., welche in deutschen Märchensammlungen stehen. In ihnen tritt nur Ein Liebhaber auf, dessen Mitschul-

dige die Frau ist, und beide werden von dem Manne bestraft. In einer ziemlich alt scheinenden Fassung der Geschichte*) befreit ein fahrender Schüler einen von der Frau eines Müllers vor ihrem Manne versteckten Mönch. Er verspricht dem Müller nämlich, daß er den Teufel sehen soll und bedient sich zu der angeblichen Beschwörung folgender Worte: „Descende, frater, et intra in circulum cum tuo cucullato amictu, ac ne verere, nam ita volo te liberare, alioquin a Lupoldo occidendum". Darauf verläßt der Mönch in der ihm bezeichneten Weise frei das Haus. Wie verschieden diese Erzählungen auch unter sich sind, so laufen doch die gedruckten sowohl als die ungedruckten stets auf Verspottung des Cölibats hinaus. Sie dürften aber, wie die Erzählung von der Bildhauersfrau zeigt, wohl aus Italien stammen und ein gut Theil dieses Hohns schon daher mit sich gebracht haben. Wie gern sie in Deutschland zur Reformationszeit gehört werden mochten, läßt sich denken. Ein Lied von zwölf Mönchen, die von der schönen Frau eines reichen, auf einem freien Hofe gesessenen Bauern allesammt in den Keller gelockt werden und sich geprellt daraus lösen mußten, indem einer nach dem andern seinen Seckel zog, ist in einem fliegenden Blatte des 16. Jahrhunderts auf uns gekommen**).

*) Nach Buttner's Epitome in Goëtia vel Theurgia. Ausgabe von 1631, S. 246—249.

**) S. Uhland, Volkslieder, Nr. 286, „Fuchsfang."

Märchen.

Die erste, gemeinschaftliche Ausgabe der Grimm'schen Märchen erschien in zwei Bänden 1812, 1815. Die zweite (1819) besorgte Wilhelm Grimm, wie die folgenden, allein. Diesmal waren die Anmerkungen zurückgelegt. Er nahm sie aber in einen 3. Band (1822) auf, welcher als die 2. Auflage der Anmerkungen betrachtet wird. Die erste Auflage der Märchen selbst enthielt 155 Märchen, die siebente von 1857: 210.

Der dritte Band der Grimm'schen Märchen enthält bekanntlich nur jene wissenschaftlichen Erläuterungen und Nachweisungen zu den beiden ersten Bänden. Dieser dritte Band, die 2. Auflage der Anmerkungen, war seit Jahren vergriffen, aber Wilhelm Grimm, der Percy der Märchen-Literatur, konnte die Zeit zu einer neuen Bearbeitung nicht finden, bis im Sommer 1855 Gesundheitrücksichten ihn zu einem längeren Aufenthalte in Bonn und Soden nöthigten und ihm die Zeit zu dieser neuen Bearbeitung gaben. Die Vorrede ist aus Berlin vom 25. Mai 1856 datirt. Und so liegt die Schrift seit 1856 denn in 3. Auflage vor, nicht unangefochten, Vielen aber auf das herzlichste willkommen, die wohl schon kleinmuthig gefürchtet hatten, daß das Fortschreiten des deutschen Wörterbuchs dem verehrten Brüderpaare nie mehr Zeit lassen werde die neuern mythologischen Sammlungen in einer oder der andern Weise systematisch zu benutzen. Hatte doch der Meister Jacob Grimm der 3. Auflage seiner deutschen Mythologie im Jahre 1854 nichts hinzuzufügen als die Worte: „Die gegenwärtige dritte Auflage ist der zweiten vollkommen gleich und keiner der vielen Erweiterungen und Verbesserungen theilhaft gewor-

den, welche die große Regsamkeit in diesem Fach und der steigende Wachsthum der Quellen und Forschungen hätte herbeiführen können." — Das Buch beginnt mit Anmerkungen zu den einzelnen in den beiden ersten Bänden enthaltenen Märchen. Es folgen Bruchstücke von Märchen, die bisher nicht in der Vollständigkeit ermittelt werden konnten, welche nöthig gewesen wäre um sie den beiden ersten Bänden einzuverleiben. Hiernach folgen die Zeugnisse für das Märchen überhaupt und für einzelne Märchen insbesondere. Hierauf folgt von S. 285—418 die Verzeichnung der Märchen-Literatur und die vorzugsweise auf das Ausland eingeschränkt nähere Besprechung derselben. Der Verfasser beginnt mit Italien. Er erörtert die Nächte des Straparola und das Pentamerone des Basile, welches überhaupt durch ihn zuerst seinem ganzen Inhalte nach bei uns bekannt gemacht worden war. In Frankreich beginnen die Märchensammlungen am Ende des 17. Jahrhunderts, also nach den Italienischen. England, Schottland, Irland, Dänemark und Schweden werden ausführlich bedacht. Ueber Spanische Märchen hat Wilhelm Grimm seit diesem Buche schon noch etwas Weiteres mitgetheilt. Die Slaven besitzen eine ausgebreitete Fülle von Sagen und Märchen. Für Ungarn dient schon Mehreres zum Anhalt, für die Siebenbürger Sachsen Haltrich's Sammlung, welche noch nicht vollständig benutzt werden konnte. Griechenland und der Orient, wo Persien vorzüglich reich erscheint, werden nicht übergangen. Besonderer Beachtung werth hält der Verfasser mit Recht die Ueberlieferungen der Indianer in Nordamerika, welche er S. 380—382 bespricht. Bei den Völkern des deutschen Stammes hat sich, ohne Zweifel auf Wilhelm Grimm's Anregung, der Sammeleifer am thätigsten gezeigt; doch

lassen sich unsre Sammlungen kaum weiter als auf Musäus zurückführen.

Da Wilhelm Grimm auch die einzelnen Märchen unsrer Märchensammlungen so häufig erwähnt hat, so schließen wir hier die Mittheilung eines Märchens oder Schwankes an, der uns schon zu den im hallischen Waisenhause erschienenen Märchen für die Jugend vorlag, da diese Sammlung aber wirklich für Kinder bestimmt ist, dort keine Aufnahme fand. Der Humor der Erzählung ist köstlich. Die Ueberschrift würde sein: der Bauer und der Ziegenhirt.

Es ist einmal ein Bauer gewesen, der hat eine Linde vor seinem Hause stehen gehabt, und ist so einfältig gewesen, daß er ohne die Linde sein Haus nicht erkannt hat. Einstmals pflügte er auf dem Felde und weil sein Pflug so tief in der Erde steckte, nahm er das Pflugeisen und wollte den Koth abschlagen, dabei stieß er mit dem Pflugeisen auf einen großen Topf voll Geld. Er nahm ihn und stellte ihn an die Seite, bald darauf aber kam ein wandernder Schneidergesell daher und bat ihn um einen Zehrpfennig. Den gab er ihm auch und sagte, dafür solle er ihm den Topf voll Geld mit ins Dorf nehmen und nach seinem Hause tragen, das an der Linde zu kennen sei. Das that der Gesell, und als er zu der Frau des Bauern kam und ihr das Geld gab, fragte er sie sogleich, ob sie sich heirathen wollten. Die Bauernfrau war das zufrieden und sie wurden noch denselben Tag getraut, hackten auch gleich die Linde vor dem Hause um, auf daß sich der Bauer nicht zu finden wüßte.

Als nun der am Abend nach Hause kam, ging er zuerst vor den Hof und schrie immerfort: „So ein Hof

wie mein Hof, aber keine Linde davor!" Dann ging er auf den Hof und schrie: „So ein Haus wie mein Haus, aber keine Linde davor!" Dann kam er in die Stube und schrie: „So eine Stube wie meine Stube, aber keine Linde davor!" — „Alter," sprach der Schneidergesell, „was wollt Ihr hier? Dies ist mein Hof, mein Haus und meine Stube, und dies ist, wie Ihr wohl einsieht, meine Frau. Wollt Ihr über Nacht bei uns bleiben, so wollen wir Euch auf's Beste bewirthen und sehen, wie wir Euch morgen weiter helfen können."

Der Bauer nahm den Vorschlag an, rief aber die ganze Nacht: „So eine Stube wie meine Stube, aber keine Linde davor! So ein Haus wie mein Haus, aber keine Linde davor! So ein Hof wie mein Hof, aber keine Linde davor!" Während dem nähte ihm der Schneider einen Pfarrerrock aus einem schwarzen Rocke der Bauerfrau; den legten sie ihm am andern Morgen an und sprachen: „Nun seid Ihr ein Pfarrer, gehet hin und sehet, wie Ihr durch die Welt kommt." Da glaubte der Bauer ein Pfarrer zu sein und ging.

Unterwegs begegnete ihm ein Ziegenhirt mit einer Heerde Ziegen, dem sagte er: er könne mitgehen als Cantor. Dem Ziegenhirten durfte er das nicht zweimal sagen, der ließ seine Heerde im Stich und ging mit. Bald hörten sie, daß in der nächsten Stadt der Pfarrer und der Cantor gestorben und daß diese Stellen noch nicht wieder besetzt wären. Sie beschlossen sogleich sich darum zu bewerben, wußten aber nicht, was sie zur Probe predigen und singen sollten, und deshalb gingen sie trübselig im Felde umher. Sie kamen an einen Baum, der war sehr hoch; da sagte der Cantor: „O, das ist ein hoher Baum." Der Pfarrer antwortete sogleich: „Siehe, das können

wir singen und predigen im ersten Theil." Nicht lange darauf kamen sie an eine sandige Stelle, daneben saß ein Rabe. Der Cantor sagte: „Rabe sandig", der Pfarrer antwortete darauf: „Siehe, das können wir singen und predigen im zweiten Theil." Nun wußten sie aber den dritten Theil der Predigt noch nicht; da kam der Cantor auf den Einfall, der Pfarrer möge predigen: „was alle Pastoren predigen, und er wolle singen, was alle Cantoren singen."

Als nun der Sonntag kam, sang der Ziegenhirt immerfort: „O du hoher Baum, Rabe-sandig; hier sing ich was alle Cantoren singen," und des Pfarrers Predigt hatte drei Theile, die waren auch: „O du hoher Baum, Rabe-sandig; hier predige ich was alle Pastoren predigen." Damit waren aber die Leute in der Stadt nicht zufrieden und beschwerten sich beim Bürgermeister. Der Bürgermeister fragte, was der Pfarrer gepredigt und der Cantor gesungen hätte. Da antworteten die Leute: der Pastor habe gepredigt, was alle Pastoren predigten, und der Cantor habe gesungen, was alle Cantoren singen. Darauf sagte der Bürgermeister: das wäre genug, mehr könnte man nicht verlangen, und der Pfarrer blieb mit dem Cantor auf seinem Posten.

Doch wußten sie nun nicht, was sie den nächsten Sonntag predigen sollten, und da kam der Cantor auf den Einfall, sie wollten die Canzel einsägen, damit sie umfiele, wenn der Pfarrer mit der Hand darauf schlüge, dann würden die Bürger einen Schreck bekommen, weil er so kräftig predigte, zugleich aber würden sie davon laufen vor Schrecken, so daß der Cantor nicht zu singen brauche.

Als nun der Pfarrer auf die Canzel stieg und vor

sich aufschlug, fiel die ganze Canzel in Trümmer, der Pastor aber stand unten munter und gesund auf und that, als wäre nichts geschehen, und Pfarrer und Cantor schrieen nichts als unverständliches Zeug und stellten sich taub, alle Leute aber liefen zur Kirche hinaus. Da hieß es, Pfarrer und Cantor predigten und singen zu kräftig für diese Kirche, die nicht fest genug dafür gebaut sei, und sie bekamen eine schöne Pension und damit gingen sie wieder auf Reisen.

Einige Zeit darauf begab es sich, daß der Königin der Ring gestohlen war, und es wurde bekannt gemacht, wer von den Geistlichen des Landes den Ring anschaffte, sollte Hofpastor werden. Da meldete sich denn auch der Bauer mit dem Ziegenhirten, und weil der Bauer den Priesterrock trug, lud ihn auch sogleich der König mit dem Cantor zur Tafel. Als nun der Pfarrer mit dem Cantor am Königstische saß und der König war noch nicht zugegen, trat ein Bedienter herein. Da sagte der Pfarrer zum Cantor: „das ist der erste!" Er meinte aber, daß das der erste Bediente des Königs sei. Als der zweite Bediente hereintrat, sagte er: „das ist der zweite!" Da fielen beide Diener dem Pfarrer zu Füßen und riefen: „Ja, wir sind die Diebe, wir haben den Ring, aber verrathet uns doch nicht dem Könige, unserm Herrn."

Jetzt befahl ihnen der Pfarrer auf des Cantors Rath, daß sie den Ring in ein Gebäck stecken und dieses dem größten Puter zu fressen geben sollten. Das thaten die Bedienten auch. Da nun keiner der Pfarrer die Aufgabe lösen konnte, kam die Reihe auch an den pensionirten Pfarrer; der aber sagte: „Der größte Puter auf dem Hofe hat den Ring gefressen." Da wurde der große Puter geschlachtet und der Ring ward gefunden; deshalb

wurde der Pfarrer Oberhofpastor, und den Cantor machte der König zum Oberhofcantor.

Wegen einer gewissen Verwandtschaft des Gegenstandes schließe sich hier noch an die Sage das Dorf in der Lüneburger Heide, womit man noch das Patermärchen im 12. Capitel meines „Pfarrers von Grünrode" vergleiche:

Es war ein Dorf in der Lüneburger Heide, da hatten sie einen alten Pfarrer, der wurde krank und elend vor Hunger und Noth, weil in dem Dorfe seit langen, langen Jahren keine Hochzeit und keine Taufe gewesen war, und weil er darum keine Einnahme hatte. Auch gestorben war lange Zeit niemand, und die Leute lebten an jenem Orte so kalt und dumpf und gleichgültig neben einander hin und wurden alt und grau mit einander, aber es war keine Liebe, weder bei den Alten, noch bei den Jungen.

Der Pfarrer aber wurde vor Hunger und Noth immer schwächer, und als er sein Ende nahe fühlte, wankte er noch einmal auf die Kanzel und fing an den Leuten das Schriftwort auszulegen: „Liebet euch unter einander" und sagte zu ihnen: „Ihr liebt euch nicht, darum werden keine Hochzeiten gehalten, und keine Kinder geboren, und darum muß ich den Hungertod sterben." Als der alte Mann das gesprochen hatte, fing er laut an zu weinen; die Leute aber lachten und höhnten ihn von ihren Sitzen aus, und da hörte der alte Mann plötzlich auf zu weinen, hob seine Hände zum Himmel auf und verfluchte die ganze Gemeinde. Damit stieg er von der Kanzel herunter, legte sich hin und starb noch an demselbigen Tage.

Da wurden die Leute in dem Dorfe noch wüster

denn zuvor, und war keine Liebe unter ihnen und lebten mit einander fort ohne Hochzeiten und Kindtaufen, und das Weib war wider den Mann und der Mann war wider das Weib, und wurden immer älter und grauer mit einander und starben allmälig mit einander aus, und ging ein Grauen von diesem Orte aus durch die ganze Lüneburger Heide, bis das ganze Dorf ausgestorben war.

Wie sammelt man Volkssagen?

Von Fabeln bei der Rockenzunft
Empfand ich mehr Vergnügen,
Als jetzt von Schlüssen der Vernunft,
In welchen Knoten liegen;
Ja, wenn mir auf der Ofenbank
Ein Lied von deutschen Kriegen klang,
So schien die alte Grete
Mein künstlichster Poete.

Joh. Christian Günther.

Wenn der Sammler in eine Stube tritt und den Namen einer der verachtetsten Figuren der Sage nennt, so mag ihm anfangs zuweilen ein schallendes Gelächter antworten. Allein sogleich wird er die Weisung folgen lassen, daß dies ehrwürdige Ueberlieferungen der Väter seien, die man zu achten habe. Gewiß hat dies den besten Erfolg. Er fragt weiter, die genaue Kenntniß der geheimsten Vorstellungen des Volks zeigt, daß man sich ihm nicht verbergen könne. Wahrhaft Abergläubische, besonders Frauen, versichern erschrocken, daß sie von solchen Dingen nichts wissen. Sinnige und verständige Männer mit gutem Gedächtniß werden den Zwecken des Sammlers am dienlichsten sein. Die vorlauten jungen Bursche, die sich

mit der Weisheit ihrer gedruckten Sagenbücher breit machen, beschämt er und muntert dadurch die kleinen Mädchen auf, sich mit ihren einfachen Geschichten von der Schloßjungfrau des nächsten Berges hervorzuwagen. Die Aufgeklärten, die nichts mehr glauben wollen als die Spukgeschichten, die sie selbst erlebt haben, beschämt er ebenfalls, und versichert sie auf das bestimmteste, daß die Thorheiten, welche sie selbst erlebt haben wollten, möchten sie nun wahr sein oder nicht, ihm höchst gleichgültig seien. Niemanden gelingt es zu erfahren, ob er selbst die alten Sagen glaubt oder nicht. Jede Debatte über ihre Glaubhaftigkeit schneidet er ab und lenkt die Unterhaltung immerfort nach einem vorgesteckten Ziele hin. Einem Freigeist klopft er höchstens auf die Schulter und sagt: ich frage nicht was Sie glauben, sondern nur, was Sie gehört haben. Ohne zu fragen wird der Sammler in viele Klagen und Scrupel des Volks eingeweiht. Wenn er einen Arbeiter an einem Ort, an dem er nur kurze Zeit verweilt, auf einen Tag in Lohn und Brod nimmt und dabei an den Rechten kommt, kann er von ihm den Sagenkreis einer ganzen Gegend erlangen. Freigebig auf eine oder die andere Art wird er oft sein müssen, doch im ganzen lieber den Wirth machen als baares Geld geben; denn wiewohl er hierdurch einen erstaunlichen Eifer im Erzählen hervorrufen kann, provocirt er doch zuletzt auch den Betrug Gelesenes für Gehörtes zu erzählen. Ein Sammler sammelt besonders Kinderlieder und bezahlt sie den Kindern mit Glasperlen.

Im übrigen geht der Sammler nicht ans Werk ohne genau den Kreis der Vorstellungen einer Gegend mit allen einzelnen derzeitigen mythischen Wesen zu kennen. Der gemeine Mann selbst kennt von alle dem nur was ihm

gerade auf der Seite seines Dorfes, wo er wohnt, zu Ohren gekommen ist. Die oft auftauchende Besorgniß, daß Erfindungen der einzelnen aufgezeichnet werden, verschwindet daher; denn der Sammler ist dem Erzähler in der Kenntniß der Mythen allzu sehr überlegen. Zwar rühmt wohl der gemeine Mann sich einmal dem Sammler etwas aufgebunden zu haben. Allein dann ist er der Ansicht, dieser *glaube* die alten Erzählungen, die er getreulich seinen Vorfahren nacherzählt hat, aber selbst nicht mehr glaubt. So weigerte ein Altlutheraner sich beharrlich von seinen schönen Sagen mitzutheilen, weil er dem Sammler nichts *vorlügen* wolle. Ein Wirth rühmte sich gegen einen Gelehrten, daß er einem Sagensammler tüchtig etwas aufgebunden, und zu seinem großen Ergötzen nachher das alles gedruckt gefunden habe. Der Gelehrte, der den germanistischen Studien hätte näher stehen sollen, verbreitete dies getreulich und veranlaßte dadurch den Sammler die Aeußerungen des Wirths genau zu constatiren. Dieser sah sich nun genöthigt die in meinen Händen befindliche *schriftliche* Erklärung abzugeben, daß er auf Befragen keine einzige Sage zu erzählen gewußt habe, bemerkte jedoch, wie er dem Sammler ja selbst gesagt, daß die von ihm aufgeschriebenen Sagen der Kohlenbrenner nicht wahr seien, und dies möge er auch wohl gegen Fremde geäußert haben. Von den gedruckten Sammlungen pflegen diejenigen, welche einer localen Anordnung folgen, am meisten ins Volk zurückzukehren.

Anhang.

Briefe von J. W. Wolf.

Es ist im Obigen schon meiner Sammlungen von Märchen und Sagen gedacht worden. Fast während der ganzen Zeit, wo ich mit der Sammlung der ersten beiden Bände meiner Harzsagen (Leipzig bei Mendelssohn) beschäftigt war, wurde ich sehr gefördert durch eine Correspondenz mit J. W. Wolf in Jugenheim an der Bergstraße. Er hatte sich ausschließlich der deutschen Mythologie gewidmet und lebte, wie ich, damals in ländlicher Einsamkeit. Wie in Leipzig durch den Umgang mit dem trefflichen Gustav Freytag, dem früheren Germanisten, wurde ich auf dem Oberharze durch Wolf's Briefe beim Sammeln angeregt.

Wolf's Briefe glaube ich veröffentlichen zu sollen, weil sie das Material meiner oberharzischen Sagen, den 1. Band der Harzsagen, insbesondere beleuchten. Ueber einiges in den Briefen ausführlich Erwähnte, z. B. über Krodo, hat Wolf sich bei seinen Lebzeiten gar nicht mehr aussprechen können. Man wird freilich den Inhalt dieser Briefe vor der wissenschaftlichen Benutzung einer Prüfung zu unterwerfen haben mindestens so sehr als seine Bücher. Die Anregung, welche von ihm ausging, war immer das Beste, was er gab. Ein Interesse für die Jünger der deutschen Mythologie erhalten diese Briefe noch dadurch, daß sie zugleich Einiges zur Geschichte von Wolf's Zeitschrift enthalten. So viel ich mich entsinne, forderte ich Wolf zur Herausgabe derselben auf. Er ging rasch auf

den Vorschlag ein und war, wenn ich nicht irre, schon selbst auf den Gedanken gekommen sie herauszugeben. Leider ist das wichtigste für die Geschichte der Zeitschrift nicht aufzufinden, während die Briefe mit mythologischen Erörterungen wohl in der schönsten Vollständigkeit vorliegen. — Die Striche deuten ausgelassene Stellen über fremde Persönlichkeiten an.

J. W. Wolf an H. Pröhle in Lerbach aus Jugenheim vom 24. Juni 1852.

ich hätte Ihnen schon längst auf Ihre freundliche zuschrift geantwortet, aber erst jetzt komme ich in besitz des 2. februarhefts des deutschen museums, welches Ihren schönen aufsatz enthält 'arx hercynia'. das andere heft, worin Sie über eine ausgrabung berichten erwarte ich noch*). vor allem eile ich nun, Ihnen wenigstens über den ersten punkt zu antworten, sobald der zweite Ihrer aufsätze in meine hände kommt, berichte ich Ihnen weiter, denn auch mir ist es eine freude, mit Ihnen in verbindung zu kommen, da Sie soviel ich sehe, sich mit grossem erfolg um die sage bemühen und Ihnen überhaupt unsere noch stets so wenig gekannte und so viel verkannte vorzeit warm am herzen liegt. glück auf zu Ihrem schönen streben in dieser richtung!

Ueber Krodo habe ich zwar viel gesammelt, aber ich glaubte dennoch mit meinen ausführungen noch

*) Ein Irrthum, da ich über Ausgrabungen nicht geschrieben. Der Aufsatz Arx Hercynia (Harzburg) ist ein Abschnitt meines später erscheinenden Reisehandbuches für den Harz.

zurück halten zu müssen. ich gehe ihm jetzt bereits seit neun jahren nach. damals fand ich den merkwürdigen namen roydag für dienstag, den ich Grimm mittheilte (myth. p. 1206. 1211), und der den Gott ausser zweifel setzen würde, wenn Gramaye in seiner angabe 'qui **tertiam** hebdomadis feriam Roydach indigitant' geirrt hätte. leider aber wollte es mir noch nicht gelingen, diesem namen wieder zu begegnen und andere waren nicht glücklicher als ich. für das was uns so urkundlich abgeht kann uns die tradition reichlich entschädigen: Sie bringen p. 242 des museums einige gebräuche bei, die sehr merkwürdig sind d. h. wenn sie ächt sind*). der erste, das bestreuen der äcker mit erde aus der sg. Krodohalle erinnert an die sitte, die asche des Johannis- Oster- und Notfeuers auf die äcker zu tragen und liesse sich so erklären, dass das Volk ehemals die asche der opferfeuer, welche dem Gott an der stelle loderten, so verwandte; als die feuer erloschen, nahm man statt der asche die erde. zu diesem opferfeuer passte überraschend der fund von pferde- stier- und eberzähnen, ja wir hätten die lösung der ganzen frage selber vor uns, wenn dieselben nicht beim durchschnitt eines hügels gefunden wären. alle drei thiere waren nämlich dem Fro heilig, wie ich nachwies, aber der hügel scheint eine begräbnisstelle zu sein; nur das macht mich etwas stutzig. genauere untersuchung des locals könnte uns jedoch leicht darthun, ob der hügel neu oder alt war; auch weitere nachfrage über

*) halten Sie Niemeyer für zuverlässig? (Die Gebräuche waren von Christian Niemeyer mitgetheilt und von mir keineswegs als glaubhaft vertreten.)

die lage der asche und knochen würde schon mehr licht bringen. jedenfalls ist das das wichtigste, was mir noch über die ganze Krodogeschichte vorkam, und es verdient sorgfältigste beachtung und ergründung.

Die sitte des strohtragens auf den Hartisberg ist mir ganz neu, wenn nicht etwa der belgische gebrauch, bei leichenbegängnissen adliger die kirche mit stroh zu bestreuen, zu vergleichen sein sollte. das bezweckte hinwegscheuchen der bösen geister heisst, man will dem geist des gestorbenen dadurch ruhe verschaffen, er soll nicht umwandeln müssen. verbrannte man vielleicht ehemals die leichen auf dem berg und trug, als Carl der grosse dies verbot, wenigstens noch das (wol dazu mit benutzte) stroh des sterbebetts hinauf? das ist eben nur muthmassung, aber was bleibt in dem tiefen dunkel anders übrig?

Die speisopfer bei hochzeiten und kindtaufen sind wieder interessant, nur ist der „grosse, grote“ zu streichen; sie werden in ähnlicher weise sonst den berggeistern gebracht und ich glaube nicht irre zu gehn, wenn ich diese auch hier an die stelle des „krodo“ setze. herr Niemeyer hat die opfer wol mit einem „kühnen Griff“ dem Gott zugetheilt, wie das denn auch hier sehr nahe liegt.

Der Krodoaltar, von dem mir eine abbildung vorliegt, ist offenbar ein altes christliches altare portabile, dessen inneres reliquien enthielt, wie denn die kirche jedem altar reliquien einschliesst als fortsetzung der urchristlichen sitte, das heiligste opfer auf märtyrgräbern darzubringen.

Ich meine aus dem munde alter leute müsste noch manches bedeutsame zu gewinnen sein. man glaubte die Rodensteins- und Schnellerts-sagen längst alle gewonnen zu haben und lachte mich aus, als ich 1847 mich auf den weg machte, dort in der gegend zu sammeln, aber ich habe in drei tagen mehr gefunden, als man bis dahin kannte und die wichtigsten züge gewonnen, die die götternatur beider geister über allen zweifel erhoben. versuchen Sie es doch noch einmal mit der Harzburg; es lohnt sich gewiss.

Baldmöglichst mehr. bis dahin seien Sie freundlichst gegrüsst!

J. W. Wolf an H. Pröhle in Lerbach aus Jugenheim vom 17. August 1852.

Ihr lieber brief kommt mir eben nach einer kleinen badekur am Rhein zu, d. h. Ihr brief aus Auerhahn*) vom 8. August. denn das in demselben freundlichst angemeldete packet nebst brief habe ich noch nicht erhalten.

Es freut mich ungemein, dass Sie sich so eifrig für unsere studien interessiren und ich wünsche Ihnen treue ausdauer, an erfolgen wird es keineswegs fehlen, denn Sie haben einen noch fast jungfräulichen boden unter Ihren füssen, der jede bemühung gleich mit reichem ertrag lohnt.

---

*) Der Auerhahn ist nur ein Gasthaus zwischen Clausthal und Goslar. Von hier aus hatte ich Wolf die Sagen aus Harzburg kurz mitgetheilt, die nachmals zum Theil im 1. Bande der Harzsagen der Oeffentlichkeit übergeben wurden.

Ihre untersuchungen haben Ihnen schöne früchte getragen, wenn auch die frage noch in der schwebe bleibt, wie es um Krodo steht. das erdeholen ist nicht unwichtig. hat denn eine kirche oder kapelle auf dem Burgberg gestanden? wie schade, dass Leonhard nicht den Krodobrink aufgraben oder wenigstens im ✠ durchstechen liess! wenn die sage das götterbild dahin verlegt, dann wäre da am ehesten etwas zu finden, um so mehr, da wie Sie bemerken, die erhöhung eine künstliche ist. ein schon bedeutsameres zeugniss ist das vorkommen des namens Krodohalle im XVI jh.; wenn nur der name nicht später eingetragen ist? ebenso ist Ihr fund von bedeutung, dass der unter dem Krodobrink liegende brunnen für heilkräftig galt, nur müsste man wieder wissen, ob sich nicht später die verehrung eines heiligen an den brunnen knüpfte, oder an den hügel und wer der heilige war. in solchen fällen spielt die heil. verehrung jedesmal eine hochwichtige rolle und nur von ihr hängt oft die lösung wichtiger fragen ab. neben den brunnen tritt das wasserloch: aber ob sie entscheiden können, bezweifle ich; sie würden uns auf Paltar führen, dem brunnen heilig waren: Baldrsbrunnen, Pholsbrunnen kommen öfter vor, doch hat Krodo sonst nichts mit Paltar gemein. die sage von den lehm- oder thonvögeln ist aus dem apokryphen evangelium von der kindheit Jesu auf Krodo übertragen und steht u. a. in dem volksbuch: u. h. Jesu kinderbuch, von dem ich eine in America gedruckte ausgabe habe. die verwandlung der kinder in affen ist mir der affen willen verdächtig und sieht sehr jugendlich aus. die gelbe erde und ihr werth

hängt mit den sagen von schatzgräbern zusammen, die wie man sagt, sonst jedes jahr aus Welschland, namentlich aus Venedig kamen und aus ihr gold zu machen wussten. der Twisselsbeerbusch scheint mir mit Krodo nichts gemein zu haben, sondern nur durch die an ihn sich lehnende weisse frau bedeutung zu gewinnen, die gleich hundert ähnlichen, wenn sie erlöst werden soll, als schlange geküsst werden muss; am hervorstechendsten ist die sage von den in den berg oder brunnen verwünschten kaisern und ihren heeren, sie deutet am entschiedensten auf alte heiligkeit des bergs und ich glaube nicht irre zu gehn, wenn ich sie mit dem brunnen zusammenstelle, wobei ich Sie auf p. 133 flg. meiner beiträge aufmerksam mache: ich denke, des kaisers ross oder der kaiser selbst schlug den boden, und der brunnen entsprang? sie scheint mir der angelpunkt, von wo aus einzig eine orientirung in dem struppigen sagengewirr des ortes möglich ist und die fälschungen am ehesten erkannt werden können. die Burgmieke so wie die weisse frau lassen sich mit ihr in einklang bringen, wenn Sie die sagen vom kaiser, der mit seiner haushälterin, oder mit Holla in den berg verwünscht ist, heranziehen. sie scheint, nach den katzen zu urtheilen Frouwa, die mit Frikka oft wechselt, zu sein, worauf auch das weinen am freitag weist. mag man auch jetzt die weisse jungfrau von der Burgmieke trennen, sie werden ehedem wohl dieselben gewesen sein. die riesensage scheint für sich zu bestehen und mit den vorigen nichts gemein zu haben*).

*) Die Harzburger Sagen findet man in den „Harzsagen" (1. Band) S. 1—11 abgedruckt. Was von Krodo um den Burg-

Jedenfalls haben Sie in der kaisersage zuerst ächten, festen grund und da ist der hebel anzusetzen. wenn man sie in ihrer einfachen schönen klarheit sieht, dann, muss ich Ihnen gestehen, wächst einem der zweifel an Krodo unwillkührlich, denn nichts von allem was ihn betrifft, hat dies gepräge des alten, ächten. Sie werden uns jetzt bald sagen können, was von letzterm übrig bleibt, wenn Sie die schöne gelegenheit zu einer interessanten monographie sich nicht entschlüpfen lassen und Ihre übrigen Sammlungen über den Harz zu diesem Zweck gehörig ausbeuten*).

Ich habe die ausarbeitung des 2. bandes der beiträge**) begonnen und hoffe, bis gegen ende winter damit fertig zu werden. wie erwünscht es mir sein würde, Ihre sammlungen recht dabei benutzen zu können, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, und ebensowenig, dass ich es dankbar anerkennen würde, wenn Sie mir dies ermöglichen wollten. die letzte nummer des museums werde ich mir um jeden preis zu verschaffen suchen.

Kann ich Ihnen ferner dienen, so bin ich dazu mit vergnügen bereit.

---

berg herum, besonders von den Bauern in Schulenrode, erzählt wurde konnte ich abdrucken zu lassen mich nicht entschließen.

*) Meine Bemerkungen über den Krodostreit finden sich in den Anmerkungen zu den Harzsagen (1. Band) S. 237—241.

**) „Beiträge zur deutschen Mythologie. Zweite Abtheilung. Göttingen, Dieterich'sche Buchhandlung. 1857." Wolf ließ dies 464 Seiten starke Buch bis Seite 304 drucken. Wilhelm Mannhardt beendigte es nach einzelnen Blättern seines Nachlasses, als Wolf todt war.

J. W. Wolf an H. Pröhle in Lerbach aus Jugenheim vom 14. Sept. 1852.

Vielen dank für Ihr schönes buch 'aus dem Harz', welches mir vor wenigen tagen per post zukam, — — — — — — — — — — — — — — —. ich habe in demselben begreiflicherweise mit dem ende angefangen*) und manches für unsere forschungen willkommenes gefunden. ich werde einzelnes daraus schon in den anmerkungen zu meinen 'hessischen sagen', die ende dieses nach Göttingen unter die presse wandern, hervorheben, das meiste kommt mir jedoch erst bei der ausarbeitung der mythologie zu statten.

Alles, was ich aber in Ihrem buche las, stärkt die überzeugung von dem cultus Wuotans auf dem Harz in mir, macht mich mistrauischer gegen den Krodo. so die namen der Victorshöhe**), des Michaelsteins, vor allem aber die Hackelbergsage. Aber soll Wuotan hier allein stehen, da er doch fast überall seinen göttlichen sohn, den donnerer zur Seite hat? sollte sich nicht auch im Harz der cultus des Donar***) nachweisen lassen? das müssen Ihre andern sammlungen lehren, ich halte eine positive lösung dieser fragen für gewiss.

---

*) S. die Abhandlung: „Die Sagen des Harzes" (in der 2. Auflage von 1857 S. 97—132).

**) Er ist völlig modern.

***) neben ihm hätte die Ostara ihren schicklichsten phatz, wie ich im 1. bde der beitr. nachzuweisen suchte, denn die gebräuche beim judasfeuer, gleich vor ostern, beziehen sich auf ihn. (Ueber Ostara s. Harzsagen, 1. Band, Anmerkungen S. 283—288. So eben erst wurde die Göttin durch Vorkommen ihres Namens in dem aufgefundenen Wiegenliede wohl außer Zweifel gestellt.)

Immer mehr geht es mir auf, dass Sie dort auf einem wunderbar reichen boden wandeln, und nach dem was Sie uns schon geliefert, kann ich uns nur glück wünschen, dass Sie Ihre forschungen so thätig fortsetzen. darf ich Ihnen nun einen rath geben, wie Sie im bevorstehenden winter Ihre sammlungen ohne viele mühe mit einem grossen schatz von traditionen aller art und aus allen gegenden Ihres landes vermehren können? ich spreche dabei aus erfahrung und Dr. Adalbert Kuhn hat bereits sein probatum est unter mein recept geschrieben. Sie erreichen Ihre zwecke dieser art am besten, wenn Sie in eine garnisonstadt gehen und sich durch befreundete officiere die soldaten zur erzählung heranziehen. so mache ich es noch fortwährend, wobei mir der umstand hilft, dass ein schwager von mir, Wilh. von Ploennies, lieutenant in hess. diensten ist, und ich stehe mich vortrefflich dabei, die leute erzählen mir Alles, was ich will; da sprudelts von liedern, sagen, märchen, segen, aberglauben, gebräuchen u. a. m.*).

Seien Sie herzlich gegrüsst und lassen Sie bald wieder von sich hören.

J. W. Wolf an H. Pröhle in Lerbach aus Jugenheim vom 11. Oct. 1852.

Ich war in der letzten Zeit durch ausflüge zum sagesammeln und die expedition des mscr. der hes-

*) Kuhn hat, wenn ich nicht irre, später in Betreff dieses Verfahrens mit seinem Schwager W. Schwartz noch Erfahrungen gemacht, deren Mittheilung ich meinen eben genannten Freunden selbst überlasse.

sischen sagen so sehr in anspruch genommen, dass Sie es mir nicht übel deuten dürfen, wenn ich erst jetzt zur beantwortung Ihres lieben briefes komme.

Was Leonhard über den Krodo an dem kleid des Harzer Marienbildes sagt, scheint mir in das gebiet der phantasie zu gehören. der sog. gott spukte den herren im kopf und da konnte es nicht fehlen, dass sie ihn überall sahen, alles auf ihn bezogen. schwerlich hat Leonhard das kleid des bildes je zu gesicht bekommen und wenn, dann begreift sich wie jede plump gestickte rose oder aster oder andere runde blume mit gelbem mittelpunkt sogleich zum rad werden musste, dies aber schien sinnbild des Krodo, ergo Krodo war auf dem kleid dargestellt.

Die Victorshöhe bricht zwar nach Ihren mittheilungen zusammen, dagegen steht der Andreasberg (beiträge 121) um so fester und sicherer da, als gerade am Oberharz der Andreasabend besonders beachtenswerthe gebräuche mit sich bringt. (cf. Harrys volkssagen etc. Niedersachsens II, 28.)*)

Eines Rötenbach gedenke ich weniger in den beitr. als vielmehr des im jahr 834 vorkommenden Rodesbach, den ich gleich dem belgischen Roderbeke von rauds, rôt herleiten möchte. (p. 65.) dagegen ist Ihre bemerkung**) hinsichtlich der Rötenbäche ganz richtig. die form ist schwierig, wie klar auf den ersten blick dies rod, roth auch aussieht.

---

*) Harzbilder von H. Pröhle, 1855, S. 47—49.

**) Daß den vom Flachsrösten genannten Rötenbächen leicht irrthümlich eine mythologische Bedeutung zugeschrieben werden könne. Ich hatte den 1. Band von Wolf's Beiträgen, der mich zu dieser Befürchtung veranlaßte, nicht mehr zur Hand gehabt.

Was Sie aus Osterode beibringen, ist sehr interessant und dürfte die Ostara durch Sie eine höchst willkommene bestätigung erhalten*). gibt es von dem hemd keine weitern sagen, wie es hingekommen? Sie müssen es sich wo möglich zeigen lassen und beschreiben, auch sonst, was Sie über die verehrung Mariens dort auffinden können, mittheilen. merkwürdig ist, wie dieser gebrauch wieder zu jenen am Andreasabend stimmt, und doch auch wieder davon abweicht, denn dass das unter dem hemd hingestossene mädchen ein kind bekommt, gemahnt wieder an die kinderschenkende Holda**).

Zu Donar gehört u. a. auch der Petersberg***), ob die wilden männer, weiss ich nicht. ich möchte sie den hier sehr verbreiteten 'wilden frauen' an die seite stellen, die in felshöhlen wohnen, daher Wildfrauenhaus, der wilden frau gestühl, Wildfrauenloch u. a. m. Sie werden mehr darüber in den Ihnen zugehenden hessischen sagen (denen Sie ein plätzchen unter Ihren büchern gönnen wollen, so wie dem verf. ferneres freundliches andenken) finden.

Was nun die eintheilung Ihrer sammlung betrifft, so darf ich Ihnen wohl einen rath zu geben mir erlauben, obwohl derselbe wahrscheinlich überflüssig ist. Meier in Tübingen hat nämlich eine solche getroffen

---

*) Vergl. oben S. 385.

**) Vergl. H. Pröhle, „Harzbilder. Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge." Leipzig, Brockhaus. S. 61—65, wo die Mittheilungen abgedruckt sind, welche Wolf damals brieflich von mir erhalten hatte.

***) Bezieht sich auf die Goslar'sche Sage „der Saal im Petersberg", nachmals abgedruckt in den Harzsagen (1. Band) S. 28 u. 29.

(ich citire das buch, weil ich es eben vor mir habe) die für den wissenschaftlichen gebrauch sehr praktisch ist, noch mehr als die Kuhnsche, mit welcher sie übrigens fast gleich ist. er macht nämlich bestimmte capitel oder abschnitte, in denen er die zusammen gehörigen sagen vereinigt. so z. b. I. cap. göttinnen, weisse frauen, halbgöttinnen. II. cap. zwerge und elbische wesen u. s. w. ich theile diese anordnung nicht, sondern fange mit den göttern an, komme dann zu den göttinnen, den halbgöttlichen elbischen wesen, endlich zu den seelen, gespenstern, dem teufel, und zum schluss zu varia, zu denen ich auch die historischen sagen lege. [Vergl. S. 376.]

Schliesslich erlaube ich mir noch, Sie auf die sagen von den kinderbrunnen aufmerksam zu machen, denen ich in jedem dorf nachfrage und deren namen oft von bedeutung sind.

Empfangen Sie meine herzlichsten grüsse und die besten wünsche für gedeihlichsten fortgang Ihrer arbeiten und sammlungen.

J. W. Wolf an H. Pröhle in Lerbach aus Jugenheim vom 15. Nov. 1852.

Alles ist richtig eingetroffen und ich benutze sehr manches davon, theils jetzt schon in den anmerkungen zu meinen hessischen sagen, theils in den beiträgen II, die wacker fortschreiten. besten dank für die sendung. beiliegend eine kleine notiz aus Bertuchs 'Curiositäten', die Ihnen vielleicht noch un-

bekannt ist; das über den Osterstein gesagte ist nicht unwichtig.

Der Kyffhäusersage*) bin ich nicht weiter begegnet, der zug ist mir überhaupt neu. das kegelschieben aber findet sich sehr oft in den sagen und eben erst sandte ich eine unter die presse, in der einem verbannten geist jedes jahr ein spiel kegel geliefert werden muss. wie geht es denn mit Ihren sagen? sind sie schon im druck? ich freue mich sehr darauf.

In Sachsen ist meines wissens noch so viel wie gar nichts gesammelt und Sie finden dort einen gewiss sehr ergiebigen und dankbaren, eine art von urwaldsboden. packen Sie die sache nur frisch an, Sie werden sehn, es geht. Gott im himmel; hätten wir nur ein paar dutzend Heinrich Pröhle's in Deutschland, dann brauchten wir nicht mehr so trübe gesichter zu machen, wenn ein alter mann, eine alte frau stirbt, dann feierte die sage bald ein glorreiches auferstehn.

Meine herzlichsten wünsche für Ihre studien, denen ich mit regster freude folge und nicht nur ich allein. seien Sie freundschaftlichst gegrüsst.

P. S. wissen Sie schon dass N. Hocker, der herausgeber der Moselsagen ein buch t. 'deutscher volksglaube in sang und sage' herausgibt? er will dadurch den sinn für die mythol. mehr unter die gebildeten bringen. es sind mythen in poetischem gewand und da auch Sie sich schon mit glück in der poesie versuchten, so könnten Sie ihm wohl ein paar

*) Sie wird in meinen „deutschen Sagen" erscheinen.

beiträge schicken. er scheint schon weit damit gediehen zu sein, darum wäre eile nicht am unrechten ort.

J. W. Wolf an H. Pröhle in Hornhausen aus Jugenheim vom 16. Mai 1853.

Besten dank für Ihre schöne und reichhaltige sendung. leider konnte ich sie nicht ganz in das erste heft bringen, da ich in demselben eine art von musterkarte geben muss alles dessen, was ich zu liefern gesonnen und im stande bin; nicht nur wo möglich alle gebiete, sondern auch alle gegenden, die vertreten sind, mussten darin vorgeführt werden. ich hoffe, es wird Ihnen gefallen. ausser zwei thiermärchen von Wilhelm Grimm und mehren mythol. beitr. von Dr. Weigand enthält es sagen und märchen aus der Bukowina, Tirol, Unterfranken, Hessen, Belgien und Friesland; dann (wenn sie noch zurecht kommt) eine abhandlung zur vergleichenden myth. (german. ind.) von H. Leo, abhandlungen von mir, gebräuche von Ihnen, andere nebst volksliedern von der Mosel und aus dem Odenwald, ein kinderlied aus Pommern, einen todtensegen vom Rhein und räthsel aus der Wetterau. — fast alles von grosser bedeutung, meine arbeiten etwa ausgenommen. — zum schluss recensionen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ihres herrn vaters buch*) habe ich mit wahrer

*) Die Chronik von Hornhausen.

freude durchgegangen. Sie dürfen stolz auf diese kernhafte, körnige und dabei so tieffromme, kindlich innige natur sein, die ihres gleichen leider von tag zu tage weniger findet, während wir sie doch von tag zu tage mehr bedürfen, wenn es endlich wieder anders werden soll. welch ein schöner, echt christlicher geist weht aus den blättern, worin er seiner amtshandlungen gedenkt, wie rührend sinnig wird da der treffliche mann, was für ein tiefes gemüth öffnet sich vor uns. empfangen Sie für ihn meinen herzlichen dank für die reinen genüsse, die Sie mir durch des büchleins mittheilung bereiteten und die mir mehr galten, als das was ich mir in wissenschaftlicher beziehung daraus entnahm.

Es ist doch schade, dass der thätige mann die so schön und mit so vielem eifer begonnene sammlung nicht fortsetzen will*). möge es Ihnen bescheert sein, sie zu ende zu führen. dass ich Ihnen für sie mein organ zur unbedingten verfügung stelle, denke ich, versteht sich von selbst.

Schreiben Sie mir etwas näheres über den projectirten band sagen des südwestlichen harzes**). ich theile es in den am schluss jedes heftes stehenden nachrichten mit und fordere zu beiträgen auf. wer weiss, es könnte sich ja irgendwo jemand finden, der welche hat.

Das honorar schreibe ich Ihnen gut und Sie dürfen die zeitschr. nur direct bestellen. ich werde dem verleger noch später darüber schreiben. — In den

*) Es waren die „kirchlichen Sitten" gemeint, die mein Vater drei Jahre nach Wolf's Tode doch noch selbst heraus gab. Vergl. S. 190—193.

**) Der 2. Band der Harzsagen.

Osteroder und andern bräuchen habe ich von Ihrer erlaubniss gebrauch machend, das schon bekannte oder unwesentliche gestrichen was ich um so mehr musste, da ich mit dem raum sehr haushalten muss.

Mit der zusammenstellung der notizen zu weitern beiträgen haben Sie nun zeit bis anfang Juny, wo das 1. heft erscheint. dann dürfte ich Sie wohl darum bitten.

J. W. Wolf an H. Pröhle in Hornhausen aus Jugenheim vom 20. Juni 1853.

Herzlichen dank für die aufmerksamkeit, welche Sie durch die übersendung des Jahnischen manuscriptes mir erwiesen. ich bedauere um so mehr, dass ich von demselben für die zeitschrift keinen gebrauch machen kann, wie sehr gern ich es schon der witwe des geschiedenen willen gethan hätte. der passendste platz dafür ist meiner ansicht nach das beiblatt der Augsb. allgem. Zeit. die erst neulich einen aufsatz über hünenringe und freisteine brachte, dessen schluss die bereitwilligkeit der redaction zur aufnahme verwandter art. andeutete. da bekommt frau Jahn doch auch noch ein ordentliches honorar heraus, während ich im günstigsten fall ihr nur wenig zu bieten vermöchte, da wahrscheinlich, wenn ich ans streichen komme, nicht viel überbleibt*).

Ich habe für den schluss des 1. heftes eine auf-

---

*) Der Aufsatz „Mittelgard" von Jahn erschien in Herrig's Archiv.

forderung zur sammlung für Sie nach Göttingen geschickt und hoffe, dass sie noch platz findet. — — — die beiträge gehn nach bestem wunsch und in fülle ein; auch von Kuhn und H. Leo finden Sie im 1. heft schöne aufsätze. ebenso senden die verleger bereits ältere und neuere werke zur recension, deren zahl sich mit jedem tage häuft. kommt der ehrliche deutsche publicus der sache ebenso entgegen, dann sind wir gerettet und unsere studien kommen in den verdienten flor.

Sagen Sie mir gefälligst, wohin ich das Jahn'sche msc. zu senden habe und seien Sie aufs herzlichste gegrüsst.

J. W. Wolf an H. Pröhle in Hornhausen aus Jugenheim vom 25. Nov. 1853.

Wie steht es denn mit Ihnen, mein verstummter freund, und wie treiben Sie es in Ihrem Harz, der nun auch wieder still und einsam werden wird, wie unsere berge? ich habe nun Ihre beiträge alle benutzt, das II. heft hat den rest gebracht, und wenn ich auch mit stoff so überschüttet bin, dass ich eine sammlung von 42 Schweizerzwergsagen zurückgeben musste und manches andere ebenso abzulehnen mich gezwungen sehe, dann soll es mich doch immer freuen, Ihren namen wieder in die blätter führen zu können.

Sie glauben kaum, welch eine masse von material mir offen wird, seitdem ich die zeitschrift begonnen habe. so schrieb mir vor ein paar tagen einer

aus Würzburg, er habe über 1000 fränkische sagen gesammelt, ein Schweizer, er könne in jahren kaum zeit finden, seinen vorrath auszuarbeiten. wenn es so fort geht, gebe ich (so Gott mich einen verleger finden lässt) eine grosse 'bibliothek der sagen und märchen' heraus, in die ich mehrbändige werke aufnehmen kann, und zwar nicht nur deutsches, sondern auch die traditionen fremder völker. der gedanke geht mir fortwährend nach und ich kann nicht ruhen, bis er in's leben geführt ist. gelingt das, dann müssten Sie eigentlich Sachsen vertreten, wo Sie ja früher sammeln wollten. oder würden Sie eine andere gegend wählen?

Schreiben Sie mir doch etwas darüber und bemerken Sie mir gefälligst dabei, auf welche weise ich Ihnen das honorar schicken soll.

J. W. Wolf an H. Pröhle in Wernigerode aus Jugenheim vom 29. März 1855.

Was denken Sie nur, da ich Ihnen seit so vielen Monaten nicht schrieb? Am Ende nicht viel Gutes, doch dann thun Sie mir Unrecht, denn Sie wurden nicht vergessen von mir, wenn auch ein fast achtmonatliches Hirnleiden mir nicht an Sie zu schreiben erlaubte. Mein Kopf war durch zu angestrengte Arbeit plötzlich in einem Zustande, der sich schwer beschreiben läßt. Kein Gedanke dämmerte mehr in seiner Finsterniß, ich konnte keine drei Zeilen vernünftig schreiben und dann, wenn ich zu schreiben versuchte, schoß mir das Blut in den Kopf.

Später wurde meine rechte Hand so nervös, daß sie stets zitternd nur Hahnenfüße zu Stande brachte. Lesen durfte ich auch nicht, mir flimmerten die Buchstaben vor den Augen. So beschloß ich den Juli, so verging der Sommer, so zog der Winter vorüber. Ich reiste, von einem Freunde begleitet, nach dem Süden, ich nahm Arzneien die Menge, aber alles half nicht, ich wurde von dem Arzt stets auf das Frühjahr vertröstet. Es war eine schreckliche Zeit für mich, den an frische Thätigkeit Gewöhnten und mit Schauder denke ich an sie zurück.

Der beginnende Lenz und Rennen durch schöne Thäler und über waldbedeckte Berge hat mich in der That bis jetzt so wohlthätig berührt, daß ich mich unter innigem Dank gegen Gott als Reconvalescenten betrachten kann. Da wende ich denn meine Zeit zunächst dazu an, die Haufen von Briefen zu beantworten, welche während meiner Krankheit einliefen und da sind Sie einer der Ersten, der wieder ein Lebenszeichen von mir sieht.

An Ihren mir von dem Verl. zur Recension gesandten Werken habe ich mich herzlich gefreut in diesen letzten Tagen und das III. schon im Druck begonnene Heft wird Besprechungen derselben bringen. Außerdem kann ich Ihnen das große Verdienst nachweisen, die an mythologischen Gehalt reichste aller bisher aufgefundenen Traditionen entdeckt zu haben, deren Deutung das III. Heft bringen wird. Ich bin vor Freuden über diesen Fund gesprungen, denn er ist höchst werthvoll. Welche von Ihren Sammlungen sie enthält, sage ich Ihnen nicht, Sie sollen es lesen und sich wundern.

Ich habe Ihnen noch eine kleine Schuld abzutragen, wenn ich nicht sehr irre, was leider durch meine Krank-

heit vergessen wurde. Sagen Sie mir gefälligst, wie viel es ist und ich sende es Ihnen umgehend.

Dieser Brief ist für mich eine That, er ist der längste, den ich absandte. Möge er bald in Ihre lieben Hände kommen.

Diese höchst merkwürdigen Zeilen waren der letzte Brief, welchen ich von Wolf erhielt. Seine Wirksamkeit war doch zu Ende: er starb in der Nacht vom 28—29. Juni 1855.

Den ganz besonderen Fund, welchen er noch in einer meiner Sammlungen gemacht haben wollte, hat er mit sich in's Grab genommen. . . . Sollte noch Jemand darum wissen, so bitte ich dringend um eine Mittheilung dessen, was der todte Freund gemeint hat.

Leicht sei ihm die Erde!

Ueber das Märchen: Der Hase und der Igel.

Zum 3. Bande der Grimm'schen Märchen, 3. Aufl., S. 256, bemerken wir noch Folgendes nach mündlicher Mittheilung von Wilhelm Mannhardt. Brinckmann, aus dem Volk für das Volk, plattdeutsche Dorfgeschichten, 1. Band, Güstrow, 1854, S. 8. „dat Brüden geit um", behauptet dieselbe Geschichte, wie die vom Schwienegel und Hasen in einem alten englischen Fabelbuche gelesen zu haben, aber vom Windspiel und der Schildkröte erzählt (The greyhound and tortoise). — Nach der englischen

Zeitschrift Notes and queries III 3 (1851) erzählt man das Märchen in verschiedenen Gegenden von England: The Northamptonshire version makes the trial of speed between the fox and hedge hog. In all other respects the english tale runs word for word with the german. Das Brinckmann'sche Zeugniß würde also eine unbedingte Rechtfertigung von Grimm in Betreff der Volksthümlichkeit des Märchens sein. Das zweite Zeugniß würde dagegen fast bedeutungslos, wenn die behauptete wörtliche Uebereinstimmung sich in der That auf die Wendungen Theodor von Kobbe's in seiner Erzählung erstreckte.

Zur preußischen Geschichte.

Zwei Tage aus dem Leben Friedrich's des Großen.

„Schreibt mir's, Vetter! wie Ihr's da der Wahrheit nach erzählt, doch auf, ich bitt' euch, Vetter! Der Vetter that's. Es sind dieselben Worte, die der Titus, der Marc-Aurel, der Heinrich der Vierte gesprochen hat. Das hat der Vetter mir geschworen!"

(Aus Gleim's Vorwort zum „Reisegespräch.")

Das Rhienluch bei Neustadt an der Dosse bestand in früheren Zeiten aus lauter hohen „Hüllen", zwischen welche sich das Wasser setzte. Während der trockensten Jahre konnte man das Heu nicht heraus fahren, sondern stellte es in große „Miethen", um es erst im Winter auf dem scharfen Froste zu holen. Friedrich der Große ließ den öden Bruch auf eigene Kosten urbar machen. Die „Hüllen" wurden abgehauen, Gräben zogen das Wasser ab und das Luch war so trocken, daß das Heu zu jeder Zeit heraus gefahren werden konnte. Nicht weniger als 308 Familien wohnten jetzt in den hier neu angelegten Kolonien. Um diese zu besichtigen begab sich der König am 23. Juli 1779 Morgens um 5 Uhr von Potsdam hinweg, ging über die Kolonien Fahrlandt, Tirotz, Wustermark, Nauen, Königshorst, Seelhorst, Dechdau, Fehrbellin, Walcho, Protzen, Manker, Garz, Barskow, Bückewitz, Neustadt an der Dosse, Siebersdorf, Klausiushof und über den Brenkenhof bis zu den Bergen bei Stoelen, wo er, weil von diesen Bergen sämmtliche Ko-

lonien übersehen werden konnten, ausstieg. Nachher ging die Reise weiter über Hohen-Auen nach Rathenow, an welchem Ort der König Nachmittags um drei Uhr anlangte, das Mittagsmahl einnahm und übernachtete. Tages darauf, Morgens um sechs Uhr, setzte Friedrich die Reise weiter fort ins Magdeburgische, besah einige Brüche, welche zum Theil urbar gemacht waren, zum Theil aber noch bearbeitet wurden, und kam des Nachmittags um vier Uhr über Ziesar und Brandenburg in Potsdam wieder an. Er unternahm die Reise anstatt einer militärischen Revue und schien sich überaus glücklich zu fühlen bei dem Anblicke all' des Guten, das er gestiftet hatte.

Von Seelhorst an ritt der Oberamtmann Fromme aus Fehrbellin und Linum, ein früherer Soldat und ein Neffe von Gleim, dem Könige vor. Was er von den Reisegesprächen des Königs seinem Oheim erzählte, erregte mit Recht ein lebhaftes Interesse bei diesem enthusiastischen Bewunderer der Größe Friedrich's. Er wurde gedrängt, alles aufzuschreiben, was ihm von den Gesprächen, die der König auf der Reise geführt hatte, zu Ohren gekommen war. Dieses Manuscript gab Gleim, der Sänger der Lieder eines preußischen Grenadiers, unter nachstehendem Titel heraus: „Reisegespräch des Königs im Jahr 1779. Zum Besten armer Soldatenkinder im (sic) Druck gegeben vom Verfasser der preußischen Kriegslieder im Jahr 1784. Halberstadt zu finden beim Buchhändler Groß und Kandidat Hartmann. 8. 46 S." Denkt man sich zu diesen Gesprächen die Umgebung einer erst künstlich gehobenen, von Haus aus tristen Natur, die Ziethen'schen Husaren-Offiziere, die auf den umliegenden Dörfern auf Grasung standen und dergleichen,

so gewährt die ganze Reise ein äußerst charakteristisches Bild preußisch-brandenburgischen Lebens.

Um acht Uhr Morgens kam der König in Begleitung des Grafen von Görtz, der mit ihm im Wagen saß, auf Seelhorst an. Weil die Dämme so schmal waren, so konnte der Oberamtmann Fromme nicht neben dem Wagen reiten. In Dechdau bekam der König den Rittmeister von Ziethen, dem Dechdau gehörte, zu sehen und behielt ihn neben dem Wagen bei sich bis dahin, wo die Dechdau'sche Feldmark zu Ende ging. Hier wurde wieder umgespannt. Der Hauptmann von Rathenow, ein alter Liebling des Königs, welchem das Gut Karvesee zum Theil gehörte, befand sich hier mit seiner Familie und ging an den Wagen heran, um den König unterthänigst zu begrüßen.

„Wer seid Ihr?" fragte der König.

„Ich bin der Hauptmann von Rathenow, aus Karvesee."

Der König faltete die Hände und sprach: „Mein Gott, lieber Rathenow, lebt Er noch? ich dachte, Er wäre längst todt. Wie geht es Ihm? ist Er gesund?"

„O ja, Ihro Majestät."

„Aber, mein Gott! wie dick ist Er geworden!"

„Ja, Ihro Majestät! Essen und Trinken schmeckt noch immer; nur die Füße wollen nicht fort."

„Ja! das geht mir auch so. Ist Er verheirathet?"

„Ja, Ihro Majestät!"

„Ist Seine Frau mit unter den Damen dort?"

„Ja, Ihro Majestät!"

„Laß Er sie doch herkommen!" sprach der König und zog sogleich den Hut ab. „Ich find' an Ihrem Herrn Gemahl einen guten alten Freund."

„Sehr viel Gnade für meinen Mann!" sagte Frau von Rathenow.

„Was sind Sie für eine geborne?"

„Ein Fräulein von Kröcher."

„Haha; eine Tochter vom General von Kröcher!"

„Ja, Ihro Majestät!"

„O, den hab' ich recht gut gekannt. — Hat Er auch Kinder, Rathenow?"

„Ja, Ihro Majestät! Meine Söhne sind in Diensten, und dies sind meine Töchter," antwortete der Hauptmann von Rathenow.

„Na! das freut mich. Leb' Er wohl, mein lieber Rathenow! Leb' Er wohl!" —

Nun ging der Weg auf Fehrbellin, und der Förster Brand ritt als Forstbedienter mit. Als man an einen Fleck von „Sandschellen" kam, die vor Fehrbellin lagen, rief Friedrich: „Förster, warum sind die Sandschellen nicht besäet?"

„Ihro Majestät, sie gehören nicht zur königlichen Forst; sie gehören mit zum Acker. Zum Theil besäen die Leute sie mit allerlei Getreide. Hier rechter Hand haben sie Kienäpfel gesäet!"

„Wer hat die gesäet?"

„Hier der Oberamtmann."

Jetzt wandte sich der König zuerst zu dem Oberamtmann Fromme und sprach: „Na! sagt es meinem geheimen Rath Michaelis, daß die Sandschellen besäet werden sollen." Alsdann fuhr er im Gespräch mit dem Förster fort: „Wißt Ihr aber auch, wie Kienäpfel gesäet werden müssen?"

„O ja, Ihro Majestät!"

„Na! wie werden sie gesäet? von Morgen gegen Abend, oder von Abend gegen Morgen?"

„Von Abend gegen Morgen."

„Das ist recht; aber warum?"

„Weil aus dem Abend die meisten Winde kommen."

„Das ist Recht!"

Man langte nun zu Fehrbellin an, wo der König mit dem Lieutenant Probst vom Ziethen'schen Husaren-Regiment und mit dem fehrbellinischen Postmeister, Hauptmann von Mosch, sprach. Als angespannt war, wurde die Reise fortgesetzt, und da der König sogleich an den Gräben des Amtmann Fromme, die im fehrbellinischen Luch auf königliche Kosten gemacht waren, vorbei fuhr, so ritt dieser an den Wagen und machte darauf aufmerksam.

„So, so; das ist mir lieb! Wer seid Ihr?"

„Ihro Majestät, ich bin der Beamte hier von Fehrbellin."

„Wie heißt Ihr?"

„Fromme."

„Ha, ha! Ihr seid ein Sohn von dem Landrath Fromme."

„Ihro Majestät halten zu Gnaden, mein Vater ist Amtsrath im Amt Lähme gewesen."

„Amtsrath! Amtsrath! Das ist nicht wahr! Euer Vater ist Landrath gewesen. Ich habe ihn recht gut gekannt. Sagt mir einmal, hat Euch die Abgrabung des Luchs hier etwas geholfen?"

„O ja, Ihro Majestät!"

„Haltet Ihr mehr Vieh als Euer Vorfahr?"

„Ja, Ihro Majestät! Auf diesem Vorwerk halt' ich vierzig, auf allen Vorwerken siebenzig Kühe mehr."

„Das ist gut. Die Viehseuche ist doch nicht hier in der Gegend?"

„Nein, Ihro Majestät."

„Habt Ihr die Viehseuche hier gehabt?"

„Ja!"

„Braucht nur fleißig Steinsalz, dann werdet Ihr die Viehseuche nicht wieder bekommen!"

„Ja, Ihro Majestät, das brauch' ich auch; aber Küchensalz thut beinah' eben die Dienste."

„Nein, das glaubt nicht! Ihr müßt das Steinsalz nicht klein stoßen, sondern es dem Vieh so hinhangen, daß es dran lecken kann."

„Ja, es soll geschehen."

„Sind sonst hier noch Verbesserungen zu machen?"

„O ja, Ihro Majestät. Hier liegt die Kremmensee. Wenn dieselbe abgegraben würde, so bekämen Ihro Majestät an achtzehnhundert Morgen Wiesenwachs, wo Colonisten könnten angesetzt werden, und die ganze Gegend hier würde schiffbar, was dem Städtchen Fehrbellin und der Stadt Ruppin ungemein aufhelfen würde, auch könnte vieles aus Mecklenburg zu Wasser nach Berlin kommen."

„Das glaub' ich. Ihm wird wohl bei der Sache sehr geholfen, viele aber dabei ruinirt, wenigstens die Gutsherrn des Terrains; nicht wahr?"

„Ihro Majestät halten zu Gnaden: das Terrain gehört zum königlichen Forst, und es stehen nur Birken drauf."

„O, wenn es weiter nichts ist, wie Birkenholz, so kann's geschehen! Allein Ihr müßt auch nicht die Rechnung ohne den Wirth machen, daß nicht die Kosten den Nutzen übersteigen."

„Die Kosten werden den Nutzen gewiß nicht übersteigen! Denn erstlich können Ihro Majestät sicher drauf rechnen, daß achtzehnhundert Morgen von der See gewonnen werden; das wären sechs und dreißig Colonisten,

jeder zu fünfzig Morgen. Wird nun ein kleiner leidlicher Zoll auf das Flußholz gelegt und auf die Schiffe, die den neuen Kanal passiren, so wird das Capital sich gut verzinsen."

„Na! sagt es meinem geheimen Rath Michaelis. Der Mann versteht's, und ich will Euch rathen, daß Ihr Euch an den Mann wenden sollt in allen Stücken, und wenn Ihr wißt, wo Colonisten anzusetzen sind. Ich verlange nicht gleich ganze Colonien, sondern wenn's nur zwei oder drei Familien sind, so könnt Ihr's immer mit dem Mann abmachen!"

„Es soll geschehen, Ihro Majestät."

„Kann ich hier nicht Wustrau liegen sehn?"

„Ja, Ihro Majestät; hier rechts, das ist's."

Wustrau gehörte dem General von Ziethen und der König fragte, ob dieser zu Hause sei, was der Oberamtmann Fromme mit Ja beantwortete.

„Woher wißt Ihr das?" forschte der König.

Der Oberamtmann erwiderte: „Der Rittmeister von Lestocq liegt in meinem Dorf auf Grasung, und da schickten der Herr General gestern einen Brief durch den Reitknecht an ihn. Da erfuhr ich's."

„Hat der General von Ziethen auch bei Abgrabung der Luchs gewonnen?"

„O ja; die Meierei hier rechts hat er erbauet und eine Kuh-Molkerei angelegt, was er nicht gekonnt hätte, wenn das Luch nicht abgegraben wäre."

„Das ist mir lieb! Wie heißt der Beamte zu Alten-Ruppin?"

„Honig!"

„Wie lang' ist er da?"

„Seit Trinitatis."

„Seit Trinitatis? Was ist er?"

„Kanonikus."

„Kanonikus? Kanonikus? Wie führt der Teufel zum Beamten den Kanonikus?"

„Ihro Majestät, er ist ein junger Mensch, der Geld hat und gern die Ehre haben will, Beamter von Ihro Majestät zu sein."

„Warum ist aber der Alte nicht geblieben?"

„Ist gestorben."

„So hätte doch die Wittwe das Amt behalten können."

„Ist in Armuth gerathen!"

„Durch Frauenswirthschaft!"

„Ihro Majestät verzeihen, sie wirthschaftete gut; allein die vielen Unglücksfälle haben sie zu Grunde gerichtet; die können den besten Wirth zurücksetzen. Ich selber habe vor zwei Jahren das Viehsterben gehabt und habe keine Remission erhalten; ich kann auch nicht wieder vorwärts kommen."

„Mein Sohn, heut' hab' ich Schaden am linken Ohr, ich kann nicht gut hören."

„Das ist eben ein Unglück, daß der Geheime Rath Michaelis den Schaden auch hat!"

Fromme blieb jetzt ein wenig vom Wagen zurück, indem er glaubte, daß der König ungnädig aufnähme, was er so eben gesagt hatte. Dieser aber rief alsbald:

„Na, Amtmann, vorwärts! bleibt beim Wagen, aber nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht unglücklich seid. Sprecht nur laut, ich verstehe recht gut." Die letzten Worte wiederholte der König dann wenigstens noch zehnmal auf der Reise.

Dazwischen erkundigte er sich nach dem Namen eines zu rechter Hand liegenden Dorfes, welches Langen hieß

und über das er mit dem Oberamtmann in Streit gerieth. Dieſer gab nämlich auf die Frage des Königs: „Wem gehört's?“ die Antwort: „Ein Drittel Ihro Majeſtät, unter dem Amte Alten-Ruppin; ein Drittel dem Herrn v. Hagen; dann hat der Dom zu Berlin auch Unterthanen darin.“

„Ihr irrt Euch,“ ſprach der König, „der Dom zu Magdeburg!“

„Ihro Majeſtät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin!“

„Es iſt aber nicht wahr! Der Dom zu Berlin hat keine Unterthanen!“

„Ihro Majeſtät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin hat in meinem Amtsdorfe Karveſee drei Unterthanen.“

„Ihr irrt Euch, das iſt der Dom zu Magdeburg.“

„Ihro Majeſtät, ich müßte ein ſchlechter Beamter ſein, wenn ich nicht wüßte, was in meinen Amtsdörfern für Obrigkeiten ſind.“

„Ja, dann habt Ihr Recht. Sagt mir einmal: hier rechts muß ein Gut liegen, ich kann mich nicht auf den Namen beſinnen; nennt mir die Güter, die hier rechts liegen.“

„Buſchow, Rodensleben, Sommerfeld, Beetz, Karbe —“

„Recht! Karbe. Wem gehört das Gut?“

„Dem Herrn von Kneſebeck.“

„Iſt er in Dienſten geweſen?“

„Ja! Lieutenant oder Fähnrich unter der Garde.“

„Unter der Garde?“ ſprach der König und zählte an den Fingern. „Ihr habt Recht, er iſt Lieutenant unter der Garde geweſen! Das freut mich ſehr, daß das Gut noch in Kneſebeck'ſchen Händen iſt. — Na! ſagt mir

einmal, der Weg, der hier den Berg hinauf zieht, geht nach Ruppin, und hier links ist die große Straße nach Hamburg?"

„Ja, Ihro Majestät!"

„Wißt Ihr, wie lang' es her ist, daß ich nicht hier gewesen bin?"

„Nein!"

„Das sind drei und vierzig Jahre! — Kann ich Ruppin liegen sehen?"

„Ja, Ihro Majestät! der Thurm, der hier rechts über die Tannen herüber sieht, ist Ruppin."

Der König lehnte sich mit dem Glase aus dem Wagen und rief: „Ja, ja, das ist er, ich kenn' ihn noch. — Kann ich Dramnitz liegen sehen?"

„Nein, Ihro Majestät. Dramnitz liegt zu weit links, dicht an Kiritz!"

„Werden wir's nicht sehen, wenn wir besser hinkommen?"

„Es könnte sein, bei Neustadt, aber ich zweifle."

„Das ist Schade! Kann ich Pechlin liegen sehen?"

„Jetzt nicht, Ihro Majestät; es liegt zu sehr im Grunde. Wer weiß, ob es Ihro Majestät gar werden sehen können!"

„Na! gebt Achtung, und wenn Ihr's seht, so sagt's! — Wo ist der Beamte von Alten-Ruppin?"

„In Protzen beim Vorspann wird er sein!"

„Können wir noch nicht Pechlin liegen sehen?"

„Nein."

„Wem gehört's jetzt?"

„Einem gewissen Schönermark."

„Ist er von Adel?"

„Nein."

„Wer hat's vor ihm gehabt?"

„Der Feldjäger Ahrends; der hat's von seinem Vater ererbt. Das Gut ist immer in bürgerlicher Familie gewesen."

„Das weiß ich. Wie heißt das Dorf hier vor uns?"

„Walcho."

„Wem gehört's?"

Ihnen, Ihro Majestät, unter dem Amt Alten-Ruppin."

„Wie heißt das Dorf hier vor uns?"

„Protzen."

„Wem gehört's?"

„Dem Herrn von Kleist."

„Was ist das für ein Kleist?"

„Ein Sohn vom General Kleist."

„Von was für einem General?"

„Der Bruder von ihm ist Flügeladjutant bei Ihro Majestät gewesen und steht jetzt in Magdeburg beim Kalkstein'schen Regiment als Obristlieutenant."

„Ha ha! von dem? die Kleiste kenn' ich recht gut. Ist dieser Kleist auch in Diensten gewesen?"

„Ja, Ihro Majestät; er ist Fähnrich gewesen unter dem Prinz Ferdinand'schen Regiment."

„Warum hat der Mann seinen Abschied genommen?"

„Das weiß ich nicht."

„Ihr könnt's mir sagen; ich suche nichts darunter. Warum hat der Mann seinen Abschied genommen?"

„Ihro Majestät, ich kann's wirklich nicht sagen."

Jetzt war man an Protzen herangekommen. Der Oberamtmann Fromme bemerkte, daß der alte General von Ziethen vor dem Edelhofe stand, ritt an den Wagen heran und meldete dem König, daß er dort sei.

„Wo? wo? rief Friedrich aus. O, reitet vor und sagt's den Leuten, sie sollen still halten; ich will aussteigen."

Der König stieg aus und legte eine außerordentliche Freude über Ziethen's Anwesenheit an den Tag. Mit ihm und dem Herrn von Kleist sprach er über Mancherlei, fragte, ob ihnen die Abgrabung des Luchs etwas geholfen, ob sie die Viehseuche gehabt, und empfahl gegen diese wiederum das Steinsalz. Plötzlich trat er bei Seite und raunte dem Oberamtmann Fromme die Frage in's Ohr: „Wer ist der dicke Mann da mit dem weißen Rocke?" Der Oberamtmann sagte ihm gleichfalls in's Ohr: „Ihro Majestät, es ist der Landrath von Quast vom ruppinischen Kreise." „Schon gut!" sagte der König, ging wieder zum General von Ziethen und zum Herrn von Kleist und sprach von verschiedenen Dingen. Plötzlich drehte der König sich um und sagte: „Serviteur, Herr Landrath!" Als nun dieser auf den König zugehen wollte, sagte er: „Bleib' Er nur da, ich kenn' Ihn, Er ist der Landrath von Quast!"

Jetzt war angespannt. Der König nahm zärtlichen Abschied von dem alten General von Ziethen, empfahl sich den Uebrigen und fuhr fort. Obgleich er in Protzen die sehr schönen Früchte nicht angenommen, welche ihm der abtrünnig gewordene Herr von Kleist präsentirt hatte, so aß er doch nun während des Fahrens immerfort Pfirsichen und nahm auch ein Butterbrod für sich und den Grafen von Görz aus der Wagentasche.

Beim Wegfahren aus Protzen hatte Friedrich dem Oberamtmann Fromme aus dem Wagen zugerufen: „Amtmann, kommt mit!" Jetzt fragte er ihn: „Wo ist der Beamte von Alten-Ruppin?"

„Er wird vermuthlich krank sein," antwortete der Oberamtmann; „sonst wäre er in Protzen beim Vorspann gewesen."

„Na! sagt mir einmal, wißt Ihr wirklich nicht, warum der Kleist zu Protzen seinen Abschied genommen?"

„Nein, Ihro Majestät, ich weiß es wahrhaftig nicht."

„Wie heißt das Dorf hier vor uns?"

„Manker."

„Wem gehört's?"

„Ihnen, Ihro Majestät, unter dem Amte Alten-Ruppin."

„Hört einmal, wie seid Ihr mit der Ernte zufrieden?"

„Sehr gut, Ihro Majestät!"

„Sehr gut? Und mir haben sie gesagt: sehr schlecht!"

„Ihro Majestät, das Wintergetreide ist etwas erfroren; aber das Sommergetreide steht dafür so schön, daß es den Schaden beim Wintergetreide reichlich ersetzt."

Wirklich sah der König jetzt auf den Feldern Mandel an Mandel stehen und so fuhr er in der Unterredung fort: „Es ist eine gute Ernte, Ihr habt Recht; es steht ja Mandel bei Mandel hier."

„Ja, Ihro Majestät," entgegnete der Oberamtmann; „und hier setzen die Leute noch dazu Stiege."

„Was ist das: Stiege?"

„Das sind zwanzig Garben zusammengesetzt."

„O, es ist unstreitig eine gute Ernte. — Aber sagt mir doch, warum hat der Kleist aus Protzen seinen Abschied genommen?"

„Ihro Majestät, ich weiß es nicht. Mich deucht, er hat vom Vater müssen die Güter annehmen. Eine andere Ursache weiß ich nicht."

„Wie heißt das Dorf hier vor uns?"

„Garz."

„Wem gehört's?"

„Dem Kriegsrath von Quast."

„Wem gehört's?"

„Dem Kriegsrath von Quast."

„Ei was! ich will von keinem Kriegsrath was wissen! Wem gehört das Gut?"

„Dem Herrn von Quast!"

„Na! Das ist recht geantwortet! —"

Jetzt kam der König in Garz an. Die Umspannung besorgte Herr von Lüderitz aus Nackeln, als erster Deputirter des ruppinischen Kreises. Dieser hatte einen Hut mit einer weißen Feder auf. Als die Anspannung geschehen war, ging die Reise sogleich fort.

„Wem gehört das Gut hier links?"

„Dem Herrn von Lüderitz; es heißt Nackeln."

„Was ist das für ein Lüderitz?"

„Ihro Majestät, der in Garz beim Vorspann war."

„Haha! der Herr mit der weißen Feder. — Säet Ihr auch Weizen?"

„Ja, Ihro Majestät!"

„Wie viel habt Ihr ausgesäet?"

„Drei Wispel zwölf Scheffel."

„Wie viel hat Euer Vorfahr ausgesäet?"

„Vier Scheffel."

„Aber warum baut Ihr keinen Hanf?"

„Er geräth hier nicht. In kaltem Klima geräth er besser. Unsere Seiler können den russischen Hanf in Lübeck wohlfeiler kaufen und besser, als ich ihn bauen kann."

Was säet Ihr denn dahin, wo Ihr sonst Hanf hinsätet?"

„Weizen."

„Warum baut Ihr aber kein Färberkraut, keinen Krapp?"

„Er will nicht fort; der Boden ist nicht gut genug."

„Das sagt Ihr nur so, Ihr hättet sollen die Probe machen."

„Das hab' ich gethan; allein sie ist mir fehlgeschlagen, und als Beamter kann ich viele Proben nicht machen; denn wenn sie fehlschlagen, muß doch die Pacht bezahlt sein."

„Was säet Ihr denn dahin, wo Ihr würdet Färberkraut hinbringen?"

„Weizen!"

„Na! so bleibt beim Weizen. Eure Unterthanen müssen recht gut im Stande sein?"

„Ja, Ihro Majestät! Ich kann aus dem Hypothekenbuche beweisen, daß sie an funfzigtausend Thaler Capital haben."

„Das ist gut!"

„Vor drei Jahren starb ein Bauer, der hatte elf tausend Thaler in der Bank."

„Wie viel?"

„Elftausend Thaler."

„So müßt Ihr sie auch immer erhalten!"

„Ja! es ist recht gut, Ihro Majestät, daß der Unterthan Geld hat, aber er wird auch übermüthig, wie die hiesigen Unterthanen, welche mich schon siebenmal bei Ihro Majestät verklagt haben, um vom Hofdienst frei zu sein."

„Sie werden auch wohl Ursach' dazu gehabt haben!"

„Sie werden gnädigst verzeihen: es ist eine Untersuchung gewesen und ist befunden, daß ich die Unterthanen nicht gedrückt, sondern immer Recht gehabt und sie

nur zu ihrer Schuldigkeit angehalten habe; dennoch bleibt die Sache, wie sie ist: die Bauern werden nicht bestraft; Ihro Majestät geben den Unterthanen immer Recht, und der arme Beamte muß Unrecht haben."

„Ja! daß Ihr Recht bekommt, mein Sohn, das glaub' ich wohl: Ihr werdet Eurem Departementsrath brav viel Butter, Kapaunen und Puters schicken."

„Nein, Ihro Majestät, das kann man nicht; das Getreide gilt nichts. Wenn man für andere Sachen nicht einen Groschen Geld einnähme, wovon sollte man die Pacht bezahlen?"

„Wohin verkauft Ihr Eure Butter, Kapaunen und Puters?"

„Nach Berlin."

„Warum nicht nach Ruppin?"

„Die meisten Bürger halten Kühe, so viel als sie zu ihrem Bedarf gebrauchen. Der Soldat ißt alte Butter; der kann die frische nicht bezahlen."

„Was bekommt Ihr für die Butter in Berlin?"

„Vier Groschen für das Pfund. Der ruppinische Soldat aber kauft die alte Butter für zwei das Pfund."

„Aber Eure Kapaunen und Puters könnt Ihr doch nach Ruppin bringen?"

„Beim ganzen Regiment sind nur vier Stabsoffiziere, die gebrauchen nicht viel; und die Bürger leben nicht delicat; die danken Gott, wenn sie nur Schweinefleisch haben."

„Ja, da habt Ihr Recht! die Berliner essen gern was Delicates. Na! macht mit den Unterthanen, was Ihr wollt; nur drückt sie nicht!"

„Ihro Majestät, das wird mir nicht einfallen und keinem rechtschaffenen Beamten."

„Sagt mir einmal, wo liegt hier Stöllen?"

„Stöllen können Ihro Majestät nicht sehen. Die großen Berge dort links sind die Berge bei Stöllen, auf welchen Ihro Majestät alle Colonien übersehen können."

„So? das ist gut! dann reitet mit bis dahin." —

Jetzt kam der König an einer Schaar Bauern vorbei, die Roggen mähten, zwei Glieder machten, die Sensen strichen und ihn so durchfahren ließen.

„Was Teufel," sprach er, „wollen die Leute? die wollen wohl gar Geld von mir haben."

„O nein, Ihro Majestät!" antwortete der Oberamtmann Fromme. „Sie sind voll Freuden, daß Sie so gnädig sind und die hiesige Gegend bereisen."

„Ich werd' ihnen auch nichts geben. — Wie heißt das Dorf hier vorn?"

„Barsekow."

„Wem gehört's?"

„Dem Herrn von Mütschefall."

„Was ist das für ein Mütschefall?"

„Er ist Major gewesen unter dem Regiment, das Ihro Majestät als Kronprinz gehabt haben."

„Mein Gott, lebt er noch?"

„Nein; er ist todt, die Tochter hat das Gut."

Man kam jetzt in das Dorf Barsekow hinein, wo der Edelhof eingefallen war. „Hört!" fragte der König, „ist das der Edelhof?" Als die Frage bejaht wurde, bemerkte er: „Das sieht ja elend aus!"

Nun kam die eine Tochter des Majors von Mütschefall beim Umspannen an den Wagen. Der König hatte der verwaisten Familie eine Colonie von zweihundert Morgen geschenkt und darauf hin hatte dieses Fräulein sich mit einem mecklenburgischen Edelmanne, dem Herrn von Kriegs-

heim, verheirathet, welcher in's Land zog, um diesen Acker zu bewirthschaften. Die Frau von Kriegsheim überreichte dem Könige einige Früchte. Dieser dankte ihr dafür und erkundigte sich nach dem Tode ihres Vaters u. s. w. Plötzlich stellte sie ihren Mann vor, bedankte sich für die zweihundert Morgen und wollte dem Könige wo nicht die Hand, so doch den Rock küssen. Dieser aber setzte sich ganz auf die andere Seite des Wagens und rief:

„Laß Sie gut sein, laß Sie gut sein, meine Tochter! Es ist schon gut! — Amtmann, macht, daß wir fortkommen!"

„Hört einmal," so begann der König nach einiger Zeit wiederum das Gespräch, „den Leuten geht's hier wohl nicht gut?"

„Recht schlecht, Ihro Majestät! Es ist die größte Armuth."

„Das ist mir leid! — Sagt mir doch: es wohnte hier vor diesem ein Landrath. Er hatte viele Kinder: könnt Ihr Euch nicht auf ihn besinnen?"

„Es wird der Landrath von Gorgas zu Ganser gewesen sein."

„Ja, ja! der ist's gewesen. Ist er schon todt?"

„Ja, Ihro Majestät. Er ist gestorben 1771: und es war besonders: in vierzehn Tagen starb er, seine Frau, die Fräulein und vier Söhne. Die andern vier mußten eben die Krankheit ausstehen, die wie ein hitzig Fieber war, und obwohl die Söhne, weil sie in Diensten waren, in verschiedenen Garnisonen standen, und kein Bruder zum andern kam, so bekamen sie alle vier doch dieselbe Krankheit und kamen nur so eben mit dem Leben davon."

„Das ist ein verzweifelter Umstand gewesen! Wo sind die noch lebenden vier Söhne?"

„Einer unter Ziethen's Husaren, einer unter den Gensd'armes. Einer ist unter dem Prinz-Ferdinand'schen Regiment gewesen und wohnt auf dem Gute Dersau. Der vierte ist der Schwiegersohn vom Herrn General von Ziethen. Er war Lieutenant beim Ziethen'schen Regiment; Ihro Majestät haben ihm aber in diesem letzten Kriege wegen seiner Kränklichkeit den Abschied gegeben; nun wohnt er in Ganser."

„So? Ist das schon einer von den Gorgassen? — Macht Ihr sonst noch Proben mit ausländischem Getreide?"

„O ja! Dieses Jahr hab' ich spanische Gerste gesäet. Allein sie will nicht recht einschlagen; ich gehe wieder ab. Aber den holsteinischen Staudenroggen find' ich gut!"

„Was ist das für Roggen?"

„Er wächst im Holsteinischen in der Niederung. Unter'm zehnten Korn hab' ich ihn noch nicht gehabt."

„Nu, nu! nicht gleich das zehnte Korn!"

Da der Oberamtmann Fromme, mit dem der König alles dies verhandelte, im Holstein'schen den General Grafen Görz kennen gelernt hatte, welcher bei Friedrich im Wagen saß, so verwies er den König auf diesen, welcher ihm sagen werde, daß ein solcher Ertrag im Holsteinischen keineswegs ein außerordentlicher sei. Friedrich sprach im Wagen jetzt eine Zeit lang mit dem General vom Roggen. Dann rief er plötzlich wieder aus dem Wagen heraus: „Na: so bleibt bei dem Holsteinischen Staudenroggen und gebt den Unterthanen auch welchen."

Das Gespräch betraf jetzt die durch Trockenlegung des Luches herbeigeführten Veränderungen. Zumal erkundigte sich der König nach Vermehrung des Viehstandes

und erfuhr, daß jetzt jeder von den Unterthanen eine Kuh mehr halte als früher, daß aber im Ganzen jetzt 120 Stück Kühe mehr als sonst vorhanden seien.

Der König hatte ohne Zweifel vom Grafen von Görz auch erfahren, daß Fromme in Holstein Pferde gekauft, als er ihn dort kennen gelernt, und daß er auch in Potsdam als Pferdehändler gewesen sei. „Hört!" rief er daher jetzt ebenso plötzlich wie früher aus dem Wagen, „ich weiß, Ihr seid ein Liebhaber von Pferden. Geht aber ab davon und zieht Euch Kühe dafür; Ihr werdet Eure Rechnung besser dabei finden."

„Ihro Majestät, ich handle nicht mehr mit Pferden. Ich ziehe mir nur etliche Füllen alle Jahr."

„Zieht Euch Kälber dafür, das ist besser!"

„O, Ihro Majestät, wenn man sich Mühe gibt, ist kein Schade bei der Pferdezucht. Ich kenne Jemand, welcher vor zwei Jahren tausend Thaler für einen Hengst von seinem Zuwachs bekam."

„Der ist ein Narr gewesen, der sie gegeben hat!"

„Ihro Majestät, es war ein mecklenburgischer Edelmann."

„Er ist aber doch ein Narr gewesen." —

Man kam auf das Territorium, wo der Amtsrath Klausius, der das Amt in Pacht hatte, auf der Grenze hielt. Fromme führte ihn zu dem Könige, der sich jetzt vorzugsweise mit ihm unterhielt, während Fromme selbst, durch das viele Reden erschöpft, von jetzt an mehr ein stummer Zuhörer bei den Gesprächen war, welche er später aufgezeichnet hat.

„Wie heißt Ihr?" redete der König den Amtsrath Klausius an.

„Klausius!"

„Clau=si=us. Na, habt Ihr viel Vieh hier auf den Colonien?"

„Achtzehnhundert sieben und achtzig Stück Kühe, Ihro Majestät! Es würden weit über dreitausend sein, wenn nicht die Viehseuche gewesen wäre."

„Vermehren sich auch die Menschen gut? gibt's brave Kinder?"

„O ja, Ihro Majestät; es sind jetzt funfzehnhundert sechs und siebenzig Seelen auf den Colonien."

„Seid Ihr auch verheirathet?"

„Ja, Ihro Majestät."

„Habt Ihr auch Kinder?"

„Stiefkinder, Ihro Majestät."

„Warum nicht eigene?"

„Das weiß ich nicht, Ihro Majestät, wie das zugeht."

Der König wandte sich jetzt einmal wieder zu dem Oberamtmann Fromme und fragte: „Hört, ist die Mecklenburgische Grenze noch weit von hier?"

„Nur eine kleine Meile," antwortete Fromme. „Es sind aber nur etliche Dörfer, die mitten im Brandenburgischen liegen. Sie heißen Netzebart, Rosso u. s. w."

„Ja, ja," sprach der König, „sie sind mir bekannt. Das hätte ich aber doch nicht geglaubt, daß wir so nahe am Mecklenburgischen wären."

Alsdann wandte sich der König wieder zum Amtsrath Clausius und fragte ihn, wo er geboren sei.

„Zu Neustadt an der Dosse."

„Was ist Euer Vater gewesen?"

„Prediger."

„Sind's noch gute Leute, die Colonisten? die erste Generation pflegt nicht viel zu taugen."

„Es geht noch an."

„Wirthschaften sie gut?"

„O ja, Ihro Majestät! Ihro Excellenz, der Minister von Derschau haben mir auch eine Colonie von fünf und siebenzig Morgen gegeben, um den andern Colonisten mit gutem Exempel vorzugehen."

„Haha! mit gutem Exempel! — Aber sagt mir: ich sehe ja hier kein Holz, wo holen die Colonisten ihr Holz her?"

„Aus dem Ruppin'schen."

„Wie weit ist das?"

„Drei Meilen."

„Das ist auch sehr weit," antwortete der König. „Da hätte müssen gesorgt werden, daß sie es näher hätten." Jetzt wieder zu dem Oberamtmann Fromme gewendet, erkundigte Friedrich sich: „Was ist das für ein Mensch, der da rechts?"

Fromme erwiderte: „Der Bau-Inspector Menzelius, der hier die Bauten in Aufsicht gehabt hat."

„Bin ich hier in Rom?" rief der König aus, „es sind ja lauter lateinische Namen! Warum," fuhr er dann in seinen Fragen fort, „ist das hier so hoch eingezäunt?"

„Es ist das Maulthiergestüte," antwortete Fromme.

„Wie heißt die Colonie?" fragte der König weiter. Fromme nannte den Namen: Clausiushof, und der Amtsrath Clausius fiel sogleich mit der Bemerkung ein: „Ihro Majestät, sie kann auch Claushof heißen."

„Sie heißt Clau-si-us-hof" sprach der König. „Wie heißt da die andere Colonie?"

Fromme nannte den Namen Brennkenhof.

„So heißt sie nicht."

„Ja, Ihro Majestät; ich weiß es nicht anders!"

„Sie heißt Brenken-ho-si-us-hof! Sind das die Stöllen'schen Berge, die hier vor uns liegen?"

„Ja, Ihro Majestät!"

„Muß ich durch's Dorf fahren?"

„Es ist eben nicht nöthig; aber der Vorspann steht d'rin. Wenn Ihro Majestät befehlen, so will ich vorreiten und den Vorspann aus dem Dorfe herausnehmen und hinter die Berge legen."

„O ja, das thut! Nehmt Euch einen von meinen Pagen mit."

Fromme besorgte den Vorspann, richtete sich jedoch so ein, daß er auch auf den Bergen war, sobald der König dort anlangte.

Als Friedrich ausgestiegen war, ließ er sich einen Tubus geben, besah die ganze Gegend und sagte dann: „Das ist wahr, das ist wider meine Erwartung! Das ist schön! Ich muß Euch das sagen, Alle, die Ihr daran gearbeitet habt! Ihr seid ehrliche Leute gewesen!"

Alsdann wandte sich der König wieder zu Fromme und sprach: „Ist die Elbe weit von hier?"

„Ihro Majestät, sie ist zwei Meilen von hier. Da liegt Würben in der Altmark, dicht an der Elbe."

„Das kann nicht sein! Gebt mir den Tubum noch einmal her. — Ja, ja! es ist doch wahr! Aber was ist das andere für ein Thurm?"

„Ihro Majestät, es ist Havelberg."

Jetzt rief der König heiter inmitten seiner Schöpfungen aus: „Na, kommt Alle her!" und der Oberamtmann Fromme, der Amtsrath Clausius, der Bauinspector Menzelius umringten ihn.

„Hört einmal," fuhr der König fort, „hört einmal, der Fleck Bruch hier links soll auch noch urbar gemacht werden, und was hier rechts liegt, ebenfalls, soweit als der Bruch geht. Was steht für Holz darauf?"

„Elsen und Eichen, Ihro Majestät."

„Na! die Elsen können gerodet werden und die Eichen können stehen bleiben; die können die Leute verkaufen oder sonst nützen. Wenn's urbar ist, da rechne ich so dreihundert Familien und fünfhundert Stück Kühe; nicht wahr?"

Alle Anwesenden schwiegen. Endlich wagte sich Fromme mit einem bescheidenen: „Ja, Ihro Majestät, vielleicht!" hervor.

„Hört mal," sprach der König, „Ihr könnt mir sicher antworten: es werden mehr oder weniger Familien; das weiß ich wohl, daß man das so ganz genau sogleich nicht sagen kann. Ich bin nicht dagewesen, kenne das Terrain nicht; sonst versteh' ich's so gut wie Ihr, wie viele Familien angesetzt werden können."

„Ihro Majestät," sagte der Bauinspector Menzelius, „das Luch ist aber noch in großer Gemeinschaft."

„Das schadet nichts," antwortete der König, „man muß eine Vertauschung machen, oder ein Aequivalent dafür geben, wie sich's am besten thun läßt. Umsonst verlang' ich's nicht."

Hierauf wandte er sich insbesondere zum Amtsrath Clausius und sprach: „Na! hört mal, Ihr könnt's an meine Kammer schreiben, was ich will urbar gemacht haben; das Geld dazu geb' ich!"

Dem Oberamtmann Fromme ertheilte er nun den Auftrag: „Und Ihr geht nach Berlin und sagt es meinem Geheimen Rath Michaelis mündlich, was ich noch will urbar gemacht haben!"

Der König setzte sich jetzt in den Wagen und fuhr den Berg hinunter. Es wurde umgespannt. Der Oberamtmann Fromme, welcher bis an die Stöllen'schen Berge

hatte mitreiten sollen, erhielt nun die Erlaubniß umzukehren. Der Amtsrath Clausius begleitete den König bis Rathenow, wo dieser im Pachthause logirte. Der König speiste hier mit dem Oberstlieutenant von Backhoff von den Karabiniers. Er war ungemein heiter und von seinen sehr bedeutsamen Tischgesprächen hat Backhoff später erzählt, daß Friedrich gesagt habe:

„Mein lieber Backhoff! ist Er lange nicht in der Gegend von Fehrbellin gewesen, so reise er hin! Die Gegend hat sich ungemein verbessert. Ich bin seit langer Zeit nicht mit solchem Vergnügen gereist. Ich nahm die Reise mir vor, weil ich keine Revue hatte, und es hat mir so sehr gefallen, daß ich gewiß wieder künftig mir solche Reisen vornehmen werde!"

„Hör' Er mal, wie ist es Ihm ergangen im letzten Kriege *)? Vermuthlich schlecht! Ihr habt in Sachsen auch nichts ausgerichtet. Das macht, wir haben nicht gegen Menschen, sondern gegen Kanonen gefochten! Ich hätte können was ausrichten, allein ich hätte mehr als die Hälfte meiner Armee aufgeopfert und unschuldig Menschenblut vergossen. Aber dann wäre ich werth gewesen, daß man mich vor die Fähndelwache gelegt und mir einen öffentlichen Product gegeben hätte! Die Kriege werden fürchterlich zu führen."

„Das ist sehr rührend aus dem Munde eines großen Monarchen zu hören," sagte der Oberstlieutenant von Backhoff, und Thränen kamen dem alten Soldaten in die Augen.

---

*) Im Frühjahr 1778 war Friedrich II. zum bairischen Erbfolgekriege ausgerückt, den der Friede zu Teschen definitiv beendigte. Dieser Friede war am 13. Mai 1779, also nicht viel länger als zwei Monate vor der Reise des Königs, abgeschlossen.

Sodann erging sich der König in folgenden köstlichen Erinnerungen:

„Von der Schlacht bei Fehrbellin bin ich so orientirt, als wenn ich selbst dabei gewesen wäre! Als ich noch Kronprinz war und in Ruppin stand, da war ein alter Bürger, der Mann war schon sehr alt, der wußte die ganze Bataille zu beschreiben und kannte den Wahlplatz sehr gut; einmal setzt' ich mich in den Wagen, nahm meinen alten Bürger mit, welcher dann mir Alles zeigte, so genau, daß ich sehr zufrieden war mit ihm. Als ich nun wieder nach Hause reiste, dacht' ich: Du mußt doch Deinen Spaß mit dem Alten haben! Da fragt' ich ihn: Vater, wißt Ihr denn nicht, warum die beiden Herren sich mit einander gestritten haben? „O jo, Jhro Königliche Hoheiten, dat will ick Se wohl seggen. As unse Korförste is jung gewest, hät he in Utrecht studert, und da ist de König von Schweden as Prinz oft gewest. Da hebben nu de beede Herren sick vertörnt, hebben sick in den Haaren gelegen, und dit is nu de Picke davon!"

Es wird versichert, daß Friedrich in der That so den Dialekt nachgeahmt habe. Er wurde jedoch bei Tafel so müde, daß er einschlief.

Bis hieher gehen unsere Nachrichten von einer jener merkwürdigen Reisen des großen Königs, deren nicht allein die Anekdote, sondern auch das deutsche Volksmärchen sich bemächtigt hat. Wie charakteristisch ist auch diese Königsfahrt, und wie treffliche Scenen böte auch sie der Darstellungskunst eines Menzelius, wir wollten sagen Menzel, dar!

Ich schließe mit der Anführung des Gedichtes, das der alte Gleim, der preußische Grenadier, als Vorredner des Reisegesprächs, auf diese Reise gemacht hat:

„Der alte Geist entbrennt
Im alten Grenadier!
Ha! wer mich Schmeichler nennt,
Der hat's zu thun mit mir!

Wiss' es die ganze Welt,
Wiss' es sein Kriegesheer!
Im Kriege war er Held,
Im Frieden ist er's mehr!

Ich sah in Schlachten Ihn!
Und rief: O Du mein Kleist!
Sieh! wie die Augen glüh'n
Dem hohen Feuergeist!

Vom hohen Feuergeist
Glüh'n sie dem Helden sehr!
Vor Zorn, o Du, mein Kleist!
Dem Landesvater mehr!

Ist's Unglück oder Glück?
Ha, seine Seele glüht,
Wenn er mit einem Blick
Gerechtigkeit nicht sieht!

O Du, Du Menschenfreund,
Der glücklich machen will,
Du bist dem Bauernfeind
Ein zorniger Achill!

Ihr Liebden! ist er's nicht?
Ist, was ich singe, nur
Ein Märchen, ein Gedicht
Auf einer Blumenflur*)?"

*) Vorstehende Mittheilungen gingen zunächst hervor aus unsern Studien zu einer Biographie von Gleim. Gleim's Jugendgeschichte wurde schon ausgearbeitet und in Westermann's illustrirten Monatsheften, 1857, Nr. 14, abgedruckt.

Die Landgräfin von Hessen und die Königin Louise.

Marie Louise Albertine, Landgräfin von Hessen, Besitzerin von Schloß Broich bei Mülheim an der Ruhr, war eine echte Fürstenmutter. Als sie 1817, fast 89 Jahre alt, starb, wurde sie betrauert von Verwandten in zwei kaiserlichen, vier königlichen, zwei großherzoglichen, vier herzoglichen und vier fürstlichen Familien. In ihrer nach Mülheim gesandten Todesanzeige wird berechnet, daß sie von 122 Kindern, Enkeln, Urenkeln ꝛc. Mutter genannt werden dürfe. Zu ihrer Leichenrede hatte die Fürstin selbst den Text Hiob 19, V. 25—27 bestimmt; es ist derselbe Text, der auch der Kurfürstin Louise Henriette als muthmaßlicher Verfasserin von „Jesus meine Zuversicht" vorschwebte. Die Landgräfin hätte ein Vorbild sein können für Unzählige ihres Geschlechts, hohe und niedere; sie war so leutselig, daß selbst die Bäuerinnen auf den umliegenden Höfen in ihr eine Freundin sahen. Vielleicht war sie zu prachtliebend. Doch ist eben die Prachtliebe die Veranlassung zu den heitern Bildern, welche die Chronik des damals so stillen Mülheim, welcher wir hier folgen, von ihrem Aufenthalt bewahrt. Auf der Ruhr lag eine bewimpelte und mit Blumen geschmückte Yacht bereit für ihre Lustfahrten; vor ihrem Wagen her sprangen Läufer mit den Pferden um die Wette, schwenkten und warfen ihre Stäbe mit silbernen Knöpfen und fingen sie im Laufe wieder auf. Dazu donnerten dann wol die Broicher Kanonen durch's Ruhrthal.

Allein nicht bloß die Zahl ihrer Enkel schmückt diese

lebensfrohe Fürstin, sondern weit mehr noch der Umstand, daß unter diesen sich auch die nachmalige Königin Louise von Preußen befand. Nachdem Louisens Mutter frühzeitig gestorben, war es die Landgräfin, welche ihre und ihrer Schwester Friederike großmütterliche Erziehung übernahm. Dieser Erziehung verdankt die nachherige Gemahlin Friedrich Wilhelm's III. unverkennbar einige ihrer hervorragendsten Eigenschaften, insbesondere jene seltene und schöne Verbindung tiefer Religiosität mit dem heitersten und offensten Weltsinn. Das anmuthigste Verhältniß herrschte zwischen Großmutter und Enkelinnen; auf den Höfen der Ackerleute, in Feld und Garten pflückten die Prinzessinnen Blumen, wanden Kränze und überreichten sie der Landgräfin. Auch an großartigern Ueberraschungen fehlte es nicht. Scheinbar in einer einzigen Nacht ließen die Prinzessinnen einen verfallenen Wartthurm auf Schloß Broich abtragen; als die Gräfin am andern Morgen zu ihrem Namenstage erwachte, war an seine Stelle ein chinesisches Häuschen mit goldenem Glöckchen getreten, das freilich mehr nach dem Geschmack der fürstlichen Dame war.

Als Charakterzug der Königin Louise fällt schon in Mülheim ihr Wohlthätigkeitssinn auf; derselbe war schon hier so lebhaft, daß er sie sogar zu kleinen Schulden verleitete. Auch ihre Herablassung war ein echtes Erbtheil ihrer Großmutter; sie, die nachmals zur Zeit der Noth als Königin so einfach zu leben verstand, sehnte sich schon als Jungfrau an der fürstlichen Tafel zu Broich nach bürgerlicher Kost. Dazu war die Prinzessin aufgeklärt und hochgebildet. Hannchen, ihre Gespielin, fürchtete sich einst vor dem Gewitter; da nahm Louise auf der Treppe Hannchen's Kopf in den Schooß, und so hielt die Außer-

ordentliche sitzend den Kindern beim Rollen des Donners eine lehrreiche und begeisterte Lobrede auf diese gewaltige Naturerscheinung.

An die nachmals wirklich geschlossene Ehe der Prinzessin mit Friedrich Wilhelm III. soll schon in Broich mit Bescheidenheit gedacht worden sein. Louise wurde durch diese Ehe die Mutter Friedrich Wilhelm's IV. und des Prinzen von Preußen.

An das stille Broich hat Louise noch als Königin sich gern erinnert. Und wohl ist es ein Ort, der Sehnsucht erwecken kann. Wie lebhaft jetzt auch die Ruhr bei Mülheim mit ihren Schiffen und ihrem bunten Handelstreiben ist: Broich liegt noch immer da im tiefen Frieden seiner Kastanienstraße, inmitten der Rosengärten an seinem Fuße und der in einiger Entfernung gelegenen einzelnen Bauernhöfe. Auch der obenerwähnte Thurm ist noch vorhanden, doch ohne das chinesische Dach. Miethsleute bewohnen jetzt das Schloß; elegische Gänge führen durch den Garten, während die Mauer von majestätischem Epheu, dem Immergrün der Erinnerung, dicht bewachsen ist. — — —

Die Königin Louise gehörte zu jenen Geistern, welche in allen Dingen, wo sie auftreten, das Fortschreiten der menschlichen Entwickelung befördern. Was ihrer Erscheinung den ihr eigenthümlichen Reiz verleiht, ist nicht allein das, daß sie niemals, indem sie alle Formen sprengen will, zugleich den schönen Gürtel menschlicher Sitte wegwirft, sondern auch daß sie oft ganz ohne Zwecke zu handeln schien, und nur durch die Schönheit und Reinheit ihrer Persönlichkeit wirkte. Indem sie nur sich selbst von veraltetem Ceremoniel befreien wollte, brachte sie zugleich das Volk dem Throne näher. Indem sie ihrem

Gatten zwanglos an die Brust stürzte, bewirkte sie eine Reform des Familienlebens an den deutschen Höfen. Und in ihrer weiblichen Trauer um die Schmach des Vaterlandes lag schon die Vorahnung künftiger Männerschlachten und nahender Erhebung.

Die deutschgesinnte Königin hatte (was sie später oft beklagte) in ihrer Jugend noch die an den Höfen gewöhnliche französische Erziehung genossen. Hiervon vermochte sie sich, gerade in den bewegtesten Augenblicken, nicht loszureißen, und die letzten von seltener Wärme durchhauchten Worte, welche sie schrieb, waren französisch. Sie scheint aber schon als Kind gegen die falsche Erziehung angekämpft und dabei eine Bundesgenossin an Goethe's Mutter, der „Frau Rath", gefunden zu haben, welche in ihrem Hause zu Frankfurt sogar einst die Gouvernante einschloß, damit die Prinzessin sich auf dem Hofe am Brunnen einmal „satt Wasser pumpen" konnte. So wenigstens erzählt Bettina. Später, bei ihrem feierlichen Einzuge in Berlin brachte Louise die Oberhofmeisterin zur Verzweiflung, weil sie ein kleines Mädchen, welches vor ihr ein Gedicht hersagte, an dessen Schluß es heißt:

Heil Dir, der künft'gen Welt wirst Du Monarchen geben,
Beglückter Enkel Mutter sein!

an's Herz drückte und küßte. Mit ihrem Gatten führte sie nun sogleich gegen alle bisherige Sitte an deutschen Höfen das „vertrauliche Du" ein, und die Oberhofmeisterin wurde von beiden Gatten, selbst von dem nachherigen Friedrich Wilhelm III., dessen trockner Natur es hier galt sich erst jene gemüthliche Häuslichkeit zu erobern, für die er anfangs mehr als für Regentenpflichten ge-

schaffen schien, auf eine wirklich köstliche Weise verhöhnt. Einst beauftragt er sie ihn einmal bei der Kronprinzessin anzumelden, sitzt aber dann schon neben dieser auf dem Sopha, als sie anlangt und spricht zu ihr: „Sehen Sie, liebe Voß, meine Frau und ich sehen und sprechen uns unangemeldet, so oft wir wollen und wünschen; und so ist es damit auch in guter christlicher Ordnung. Sie sind eine charmante Oberhofmeisterin und sollen von jetzt an Dame d'Etiquette heißen." Als beide in Paretz lebten, vergaß „die hohe schöne königliche Frau ihre Hoheit, mischte sich in die Tänze der jungen Bauernsöhne und Töchter und tanzte vergnügt mit." Die große Reform des Hoflebens, welche in aller Stille hauptsächlich durch die Königin Louise angeregt wurde, entging schon den Zeitgenossen nicht und wurde von Novalis gefeiert. „Sonst" — schrieb dieser — „mußte man sich vor den Höfen wie vor einem ansteckenden Orte mit Weib und Kindern flüchten. An einen Hof wird man sich jetzt vor der allgemeinen Sittenverderbniß wie auf eine glückliche Insel zurückziehen können."

Wie Louise, die Hausfrau, Novalis begeisterte, so begeisterte sie auch durch ihre politische Stellung jene Romantiker, welche, wie Fouqué, an den Befreiungskriegen näheren Antheil nahmen. Dieser sprach einst zu einem Freunde die sehr charakteristischen Worte, die er selbst später aufgezeichnet hat: „Wohl habe ich mitunter gemeint, wir Preußen könnten ruhig unser Kriegsunglück ertragen, uns nun im Frieden wenden auf Kunst und Wissenschaften, etwa wie es sich der große Friedrich vorgenommen haben soll, wenn die Schlacht bei Molwitz verloren gegangen wäre für ihn. Aber jetzt nicht also! Ihre engelklaren Augen wurden mit Thränen getrübt

durch Bonaparte. Geweint haben sie um unsern Dank. Wir müssen kämpfen und sie freudig leuchten sehn um unsere Siege." Von derselben Romantik (und bekanntlich hatte das ganze Zeitalter an der Romantik Theil) gibt ein schönes Fouqué'sches Gedicht Zeugniß, welches anhebt:

„Zwei Sterne die strahlen am Himmel,
Dem sterblichen Auge zwar nicht;
Doch künden durch's Kriegesgewimmel
Den Seelen sie göttliches Licht."

Es macht jetzt einen seltsamen Eindruck, wenn man die Königin Louise noch gegen den Vorwurf in Schutz nehmen sieht, daß sie einen Einfluß auf die patriotischen Entschlüsse Preußens geübt habe. Napoleon beschuldigte sie dessen. Frau v. Berg aber, deren umgearbeiteter Schrift über die Königin Louise wir jetzt folgen, scheint geglaubt zu haben, daß es wenigstens nicht fein sein würde, wenn die Königin gegen das berühmte mulier taceat — gesündigt hätte. Als ob nicht da, wo Männer zur Unmännlichkeit herabsinken, der Einfluß eines hochsinnigen Weibes in der Geschichte höchst willkommen wäre! In der That aber mag es mit dem Einfluß der Königin seine eigenen Bewandtnisse gehabt haben. Wir erfahren daß man, wie anfänglich Prinz Louis Ferdinand der Anführer der Offiziere und Gelehrten war, welche Krieg gegen Napoleon verlangten, so seine Schwester, die Prinzessin Louise, eine Nichte Friedrich's des Großen, als die Seele der frühesten Opposition, die unter den Frauen gegen denselben bemerkt wurde, betrachtet werden muß. Auch die Prinzessin Wilhelm von Preußen, eine geborene hessen-homburgische Fürstin, war gleich Anfangs eine eifrige Gegnerin Napoleon's, und sogar, wie später die

Deutschthümler, des Franzosenthums überhaupt. Wo man Frauen der vornehmen Berliner Welt über den Hof von St. Cloud sich lebhaft äußern hörte, da konnte man gewöhnlich unterscheiden, ob ihr Ton aus dem Cirkel der Prinzessin Wilhelm oder der Prinzessin Radziwill stammte. Die jenen führten, sprachen mit einem gewissen Schauder von dem Kaiser Napoleon, und nahmen ihn wie ein Wesen, vor welchem alles Heilige und Reine auf der Welt vergehen müsse; einen Spott über ihn, seine Umgebungen und Einrichtungen, hörte man kaum unter ihnen, sie wollten ihn nur im Namen der Tugend befehden. Diejenigen Damen dagegen, bei welchen der Ton der Prinzessin Louise nachklang, wußten der Stachelreden, des Witzes, der höhnischen Anekdoten über den barschen Emporkömmling in Frankreich, der sich Kaiser nannte, kein Ende. Mehr oder weniger stimmte auch das weibliche Geschlecht der minder vornehmen Welt in eine von diesen Sprachen über Napoleon ein.

Der Einfluß der Königin auf die Politik mag anfangs nur in der allesbelebenden Wirkung ihrer freiheitliebenden Persönlichkeit bestanden haben; wie ernsthaft er später geworden ist, mögen wir nicht entscheiden. Napoleon sprach noch in St. Helena den Vorwurf aus: Die Königin von Preußen habe mitregiert. Als sie vor der Schlacht bei Jena zu ihrem Gatten in das Hauptquartier nach Naumburg kam, äußerte sich der verdächtige preußische Staatsmann Lombard in den härtesten Ausdrücken. General Kalckreuth aber protestirte gegen den Plan die Königin aus dem Hauptquartier zu entfernen und bat Gentz mit den Worten: „Ich weiß was ich bitte — ihre Gegenwart ist von größtem Gewicht", für ihr Dableiben zu wirken. Die Staatsmänner und Generale,

welche ihre Nähe nicht vertragen konnten, verloren die Schlacht bei Jena. Und wenn sie diese durch ihre Ungeduld, wie die Berliner durch ihren Ungestüm, vielleicht beschleunigt hätte, so wäre auch das nur ein Verdienst, denn diese faule militairische und diplomatische Welt, welche dort geschlagen wurde, mußte vor allen Dingen vernichtet werden, ehe dem Vaterlande Heil erblühen konnte. Wir wollen hier übrigens nicht versäumen zu bemerken, daß, nach Geschichten, welche der alte Jahn zu erzählen pflegte, dieser geheime Aufträge der Königin auf einer geheimen politischen Fußreise gehabt haben wollte. Die Königin verließ das Hauptquartier erst am Morgen des unglücklichen Schlachttages von Jena. Als sie auf der Flucht in Stettin angekommen war, fand auch Lombard sich ein und erschien, da sie eben abreisen wollte, im Landschaftshause, wo sie abgestiegen war. Sowie die Monarchin seiner ansichtig wurde, befahl sie dem Platzmajor ihn zu verhaften (der König verfügte, sobald er davon erfuhr, seine Freilassung) und stieg in den Wagen. Die Stadt war darüber voll Freude, und man sagte, nun werde die Königin wenigstens ihre Reise sicher fortsetzen können! Man hielt Lombard's Erscheinen in Stettin für die Einleitung eines neuen Verrathes.

Ueber die berühmte Zusammenkunft der Königin mit Napoleon in Tilsit heißt es in dem Buch der Frau von Berg unter Anderm: „Es würde schwer und beinahe unmöglich sein eine Auswahl unter den verschiedenen Fragen und Gegenständen der Unterhaltung, die Napoleon gleichsam nur hinwarf als geschäh' es absichtlich um Verlegenheit zu erregen, zu treffen; sie zeigen alle von seinem Uebermuth, von seiner Gemüthlosigkeit und dem gänzlichen Mangel aller sittlichen Würde, sowie die Antworten der

Königin ihren edlen und richtigen Sinn offenbaren. Wir begnügen uns, nur eine Antwort der Königin hier aufzuzeichnen. Napoleon that unter andern unzarten Fragen auch diese: Aber wie konnten Sie den Krieg mit mir anfangen? Sire, antwortete die Königin, dem Ruhme Friedrich's war es erlaubt uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben." Ein großes, ein unschätzbares Verdienst der Königin ist es, daß sie den Wiedereintritt des tiefgekränkten Stein in's Ministerium durchsetzte: „Gottlob," schrieb sie am 10. October 1807 aus Memel, „daß Stein hier ist! Das ist ein Beweis, daß Gott uns noch nicht ganz verlassen hat." Im September 1808 schrieb sie folgende Zeilen, in denen die ganze freiheitglühende Seele dieser Königin athmet: „Hat es denn nicht wie in Spanien, auch in Tyrol schon gezündet? „„Auf den Bergen ist die Freiheit!"" Klingt diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeihung, wenn sie auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf eines Hofer erhoben hat? Welch ein Mann, dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr, und was für einer! Seine Waffe — Gebet; sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knieen, und schlägt wie mit dem Flammenschwerte des Cherubs." — „Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wieder käme, und wenn der Feind, der böse Feind doch endlich überwunden würde, überwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einst die Franken, das Mädchen von Orleans an der Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande schlugen! Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden, wie der

Geschichtschreiber der Eidgenossen? Nein, nein! Lesen Sie nur die Stelle: „„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles willig setzt an ihre Ehre!"" Kann diese Stelle trügen? Und ich kann noch fragen: warum er sterben mußte? Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich!"

Als Beweis für die echt deutsche Gesinnung der Königin, der es nicht vergönnt war die Erhebung ihres Volkes zu sehen, könnten wir zahlreiche Stellen aus ihren Briefen anführen. „Ach Gott!" — schrieb sie im Frühjahr 1809 — „Oesterreich singt sein Schwanenlied, und dann Ade Germania!" Und in demselben Jahre am 12. März: „Der Krieg mit Oesterreich wird losbrechen: das weiß alle Welt — aber was Sie nicht wissen und was mich bis in den Tod betrübt, das ist: daß Rußland durch seine neue Verbindung mit Napoleon am Ende gar genöthigt wird gemeinsam mit Frankreich gegen Oesterreich loszuschlagen. Ermessen Sie die Folgen die das für uns haben kann — daß wir, wenn es wirklich dazu kommt, mit zu dieser Partei übergehen müssen. Preußen gegen Oesterreich! Was soll aus Deutschland werden? Nein, ich kann es nicht aussprechen was ich fühle; die Brust möcht' es mir zersprengen!"

Noch müssen wir eines, wie wir glauben, höchst bedeutsamen Zuges hier gedenken, den wir freilich wie so manches andere nur aus den in Folge vielfacher Uebertreibungen gegen die Königin gerichteten Vorwürfen und ihren Antworten auf dieselben errathen können. Schon vor der Schlacht bei Jena war der Königin der unter den damaligen Umständen höchst seltsame Vorwurf gemacht, sie sei eine Russenfeindin. Sie sprach sich nun hierüber einst in Naumburg gegen Gentz dahin aus:

Was den Eifer, die Hingebung und die persönlichen Tugenden des Kaisers Alexander beträfe, so habe sie diesen stets alle Gerechtigkeit angedeihen lassen, und werde dies auch immer thun; aber weit entfernt Rußland allein als Hauptwerkzeug der Befreiung Europa's zu betrachten, habe sie dessen Beihülfe nur als letzte Hülfsquelle angesehen, und sie sei fest überzeugt, daß die großen Rettungsmittel ausschließlich in der engsten Vereinigung aller derer zu finden seien, die sich des deutschen Namens rühmten. Wer hörte in diesen Worten der patriotischen Fürstin nicht doch schon in leisen, leisen Andeutungen die Scheu vor Rußland durchklingen, und wer sähe darin nicht schon die Mahnung für Deutschland ausgesprochen: sein Geschick auf seiner eigenen nationalen Kraft aufzubauen und es möglichst wenig mit dem jenes Nachbarstaates zu verknüpfen!

Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und sein Halberstädtisches Regiment *).

Jeder großen Niederlage auf dem Schlachtfelde geht eine Zuchtlosigkeit der öffentlichen Meinung voraus. So fehlte es in Preußen beim Ausbruch des österreichischen Kriegs von 1805 an allem deutschen Nationalgefühl. In einer Festung des nachmaligen Königreichs Westphalen, in Magdeburg, hegte man sogar eine unbestimmte Furcht, ein Gefühl der Unsicherheit für den Fall, daß die Oesterreicher Napoleon besiegen möchten. „Was habe ich gesagt, Vetter!“ rief ein alter Arzt nach dem Unglück bei Ulm ganz vergnügt, „die Halters haben tüchtige Schmiere gekriegt!“ In verstockter Selbstgerechtigkeit gingen ebendaselbst einst zwei Offiziere hinter einer Kanone her und sprachen gelassen: „In vier Wochen wissen wir, woran wir sind.“ Sie ahnten freilich nicht, welch eine furchtbare Wahrheit sie damit ausgesprochen! Napoleon mit Friedrich dem Großen zu vergleichen, war damals ein Lieblingsgegenstand des Gesprächs in Preußen; beide, meinte man, schlügen sich nach Regeln, die von Friedrich ererbten müßten aber doch ungleich vorzüglicher sein als die eines Napoleon. Wunderbarerweise soll neben diesem blinden Vertrauen schon damals, hervorgerufen durch einen unbedeutenden aber charakteristischen Vorfall, eine

*) Vergl. auch: „Die Fremdherrschaft. Mittheilungen aus der Geschichte des ehemaligen Königreichs Westphalen. Vorgelesen am 13. Februar 1858 im Verein für wissenschaftliche Vorträge zu Berlin von Heinrich Pröhle. Leipzig, Gustav Mayer. 1858.“

dunkle Ahnung von Blücher's volksthümlicher Kraft aufgetaucht sein; wenn Blücher — so soll man nach Immermann's Versicherung sich schon damals zugeraunt haben — einmal zum Einhauen käme, so reite er auch alles nieder.

Inzwischen stand der Marschall Vorwärts vorerst selbst noch unter der altersschwachen Führung des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, Ferdinand's, des Siegers von Krefeld und Minden, Neffen. Einst hatte es gleichsam zum guten Ton gehört, die Revuen des großen Friedrich zu sehen. Karl Wilhelm Ferdinand setzte sie getreulich fort; seine letzten Musterungen des mit welken Lorbern geschmückten Heeres müssen sehr merkwürdig gewesen sein. Während des Ausrückens zu einer derselben vermißte der Herzog den alten kranken Flügelmann bei seiner Leibcompagnie in dem Halberstädtischen Regiment, dessen Chef er insbesondere war, und sofort mußte der Flügelmann, alt und lahm wie er war, dem Regimente auf einem Wagen nachgefahren werden. Dieselbe Revue war diesmal von französischen Marschällen besucht; nun, hieß es, sei alles gut, die Franzosen hätten sich selbst von der Vortrefflichkeit des preußischen Exercitiums überzeugt und würden sich nun wohl hüten, Preußen anzugreifen.

Wenn es das Aussehen gethan hätte, ganz gewiß. Denn das war imposant, zumal bei jener Leibcompagnie. An Größe soll sie der alten Garde des Kaisers nicht nachgestanden haben; allein während diese mit blitzendem Auge ihrem Siegsadler folgte, blieb jene steif und hölzern. In den großen mit Sackhosen angethanen Leibern schlugen keine Herzen für das Vaterland.

Der Tod eines Majors aus dem Regimente Herzog von Braunschweig während der Schlacht von Jena soll

sogar diesem Regimente selbst zur Last fallen. Jedoch gelangte es in guter Ordnung auf der Flucht bis Nordhausen zurück, wo einer seiner höhern Offiziere das Regiment zum Auseinandergehen aufgefordert haben soll. Im allgemeinen soll die Härte der Offiziere gegen die Soldaten im Frieden nicht geringer gewesen sein als ihre Verweichlichung. Die Gemeinen, denen die Erfüllung eines bescheidenen Wunsches (wie z. B. bei 6 Zoll und 1 Strich vom Tambour zum wirklichen Soldaten befördert zu werden) abgeschlagen wurde, pflegten leicht zu desertiren. Die zahlreichen Deserteurs nahmen dann gewöhnlich aus der Ebene mit Vermeidung jedes gebahnten Weges den über den ganzen nördlichen Harz hervorragenden Kirchthurm des braunschweigischen Dorfes Hüttenrode zum Zielpunct. Aber auch dort blieben sie nicht, sondern suchten weiter nach dem hanoverschen Oberharz zu entkommen. Von hier aus, wo sie wohl von der Bergwerksverwaltung einstweilen beschäftigt wurden, schrieben sie dann wohl zur Anknüpfung von Unterhandlungen an den Herzog nach Braunschweig und häufig genug kam umgehend der erbetene Pardon. Doch wurde derselbe, wiewohl vom Herzog ertheilt, beim Regimente selbst nicht immer berücksichtigt und der im guten Glauben Heimgekehrte dennoch durch die Gassen getrieben. Einst war ein solcher arme Teufel zum zweiten male desertirt. Auf dem Tische des Vermißten fand man die Worte: „Ueber ein Kleines so werdet Ihr mich sehen, über ein Kleines so werdet Ihr mich nicht sehen; ich gehe zum Vater.“ Er war nämlich diesmal nicht nach der Thurmspitze des braunschweigischen Harzdorfes, sondern direct zum Herzoge nach Braunschweig selbst desertirt. Und das war kein schlechter Einfall gewesen. Nachdem ihn der herzogliche Weinkeller

gehörig erfrischt hatte, empfing der Herzog ihn auf's leutseligste; der Deserteur lebte längere Zeit an einem sichern Orte nicht schlechter als Luther auf der Wartburg und wurde dann endlich wieder zum Regimente entlassen, wo inzwischen alle seine Verhältnisse auf's beste geordnet waren *). Dieser kleine Charakterzug liefert zwar einen neuen Beweis für Karl Wilhelm Ferdinand's Humanität, zeigt aber auch zugleich die bedenkliche Verworrenheit der Militairverhältnisse vor der Schlacht bei Jena. Doch wurde dem Herzog bekanntlich noch das neidenswerthe Glück zu Theil seine Schuld und Schwäche durch den Tod auf dem Schlachtfelde (er starb infolge seiner bei Auerstädt erhaltenen Verwundung am 10. November 1806 in Ottensen bei Altona) zu sühnen.

*) Die handschriftliche Selbstbiographie dieses Deserteurs ist mir überlassen worden. Einen Theil davon bearbeitete ich in der Köln. Zeitung. Da sie für die Geschichte nicht ohne Interesse ist, so beabsichtige ich sie noch vollständig zu bearbeiten und herauszugeben.

Napoleon und die Grafen Stolberg-Wernigerode.

Einem Reichsgrafenhause im Königreich Westphalen und zwar im Harz, den Grafen zu Stolberg-Wernigerode, wird der Antrag der Erhebung zu einem Napoleonischen Fürstenthum gemacht, wenn es sich vollkommen ergeben zeigen wolle. Allein der alte Reichsgraf schwankt auch nicht eine Secunde; er weist den Antrag zurück und sieht sich nun natürlich in die Stellung eines gewöhnlichen Gutsbesitzers zurückgedrängt. Noch mehr! seine Gläubiger werden aufgewiegelt, um ihn gänzlich zu Grunde zu richten. Der Uebermuth einer bisher ihm untergebenen Behörde kränkt ihn tief, aber zu beugen vermag auch er ihn nicht. Eines Tages sehen die Schloßbewohner mit schwerem Herzen einem Wagen nach, der den Schloßberg hinunterfährt: er führt den alten Reichsgrafen und die Reichsgräfin nach Schlesien. Den Erbgrafen lassen sie zurück; jeder seiner im Königreiche Westphalen gefaßten Beschlüsse muß erst zur Unterzeichnung nach Schlesien geschickt werden. Der Erbgraf hat ein paar breite Schultern wie ein Eichbaum in seinen Forsten und erträgt geduldig alles Ungemach, das nur irgend über ihn hereinbrechen kann. Zu dem öffentlichen Unglück kommt auch noch häusliches, seine Gemahlin stirbt; da wird dem Vereinsamten auf seinem Schlosse von seinen bisherigen Untergebenen am ersten Weihnachtstage (er war zugleich sein Geburtstag) ein Weihnachtsbaum angezündet. Die Anhänglichkeit von Bürgern, welche einen Vorschußverein bilden, um die dringendsten Gläubiger zu befriedigen, ret-

tet seine Besitzungen. Ein Verwaltungssystem, auf welches die bitterste Noth ihn geführt hat, wird später von ihm beibehalten und führt eine ungleich größere Blüte seiner Besitzungen herbei als je zuvor. Das alte Grafenpaar aber kehrt, nachdem die Seifenblase des Königreichs Westphalen zerronnen, in derselben Kutsche, in der es davongefahren, wohlbehalten aus Schlesien zurück.

Achatz Ferdinand von der Asseburg und Katharina II.

Zur Geschichte der Kaiserin Katharina II.

Als der Sohn der Kaiserin von Rußland, Katharina der Zweiten (1762—1796), der Großfürst Paul, einigermaßen herangewachsen war, suchte man für ihn eine deutsche Prinzessin als Gemahlin zu werben, und zwar durch Vermittelung des kaiserlich russischen Staatsrathes Achatz Ferdinand von der Asseburg, Erbherrn auf Falkenstein und Meißdorf im Harz *).

*) Die folgenden Mittheilungen sind bearbeitet nach dessen französischer Correspondenz im Archiv des Falkensteins oder vielmehr nach deren französischem Abdrucke in dem 1842 zu Berlin in der Nicolaischen Buchhandlung mit einer Vorrede von Varnhagen von Ense erschienenen Buche: „Denkwürdigkeiten des Freiherrn Achatz Ferdinand von der Asseburg," sowie nach der Einleitung zu diesen Actenstücken. Diese Schrift enthält auch eine interessante Mittheilung über Heinrich Julius, mit dem wir uns oben beschäftigten. Es heißt nämlich S. 24: „Hier darf noch, und zwar mit Bezugnahme auf Ludwig von der Asseburg (geb. 1546, † 1633) des Rebellenthalers Erwähnung geschehen, den der Herzog Heinrich Julius 1565 zur Verspottung der Herren v. Saldern und v. d. Asseburg hat schlagen lassen. Der Widerspruch, den die braunschweigische Ritterschaft erhob, zur Türkensteuer beizutragen, wobei sich die Herren v. Saldern und v. d. Asseburg voranstellten, gab die Veranlassung zu der Prägung dieses Thalers, auf welchem ein Wolf, als das Asseburgische, und eine Rose, als das Saldern'sche Wappen, nebst mehreren beleidigenden allegorischen Vorstellungen angebracht sind. Diese Sache wurde von den Herren v. Saldern so ernsthaft genommen, daß sie 1597 den Herzog Heinrich Julius beim Kammergerichte verklagten."

Die achtjährige Tochter Friedrich Eugen's von Würtemberg *) erregte zuerst Asseburg's Aufmerksamkeit. Drei meiningische Prinzessinnen waren nicht schön genug, eine Koburgerin konnte wegen Blatternarben nicht mit auf die Liste gesetzt werden. Da nun die Würtembergerin viel zu jung war, so bat Asseburg, daß man „der moralischen und physischen Entwickelung derjenigen deutschen Prinzessinnen, welche in dieser Angelegenheit Berücksichtigung verdienten", zwölf bis funfzehn Monate Zeit lassen möge. Aber die Frist verstrich, ohne daß die Entwickelung irgend einer von ihnen eine besonders günstige Wendung genommen hätte. Indessen sandte Asseburg nach Ablauf der verlangten Frist doch das Portrait der kleinen Prinzessin von Würtemberg, sowie das der Prinzessin von Hessen-Darmstadt, und endlich das der Prinzessin von Sachsen-Gotha nach Petersburg.

Für letztere, die Prinzessin von Sachsen-Koburg-Gotha, hatte die Kaiserin eine besondere Vorliebe. Am 30. Januar 1771 schrieb Katharina eigenhändig folgenden Brief an Asseburg:

„Herr von Asseburg! Es naht die Zeit, wo ich ernsthaft an die Wahl denken muß, die ich zu treffen habe, und so muß ich Ihnen denn sagen, daß von allen den Prinzessinnen, von denen Sie uns unterhalten haben,

*) Friedrich Eugen erwarb sich bekanntlich ausgezeichneten Kriegsruhm in preußischen Diensten während des siebenjährigen Krieges. Er war mit einer Nichte Friedrich's des Großen vermählt und lebte zu Treptow an der Rega mit seinem Regimente als königlich preußischer Generallieutenant. Dort besuchte ihn Asseburg auf einige Tage. 1786 übergab ihm sein Bruder Karl Eugen die Regierung in Mömpelgard. Seinem Bruder Ludwig Eugen folgte Friedrich Eugen 1795 in der Regierung von Würtemberg. Er starb dann schon am 22. December 1797.

in diesem Augenblicke die Prinzessin Louise von Sachsen-Gotha diejenige ist, welche mir am meisten zusagen würde. (Wohlgemerkt aber, setzen Sie ja Ihre Nachforschungen fort!) Ich glaube, das beste Mittel uns zu überzeugen, ob diese Wahl nach unserm Geschmacke sein würde oder nicht, wäre, Sie versuchten, ob Sie nicht die Wittwe Johann August's von Sachsen-Gotha bewegen könnten, eine Reise nach Rußland zu machen; ihre Töchter, die beiden Prinzessinnen könnten sie begleiten. Erfinden Sie doch einen Vorwand für diese Reise, denn der wahre Grund darf nicht bekannt werden, weil ich mich zu nichts verpflichten will, bevor ich sie gesehen. Sie können gelegentlich von der Verheirathung einer der beiden Prinzessinnen, falls die Religion kein Hinderniß sei, ein Wort fallen lassen und sehen, was es für Wirkung thut. Die Mutter Johann August's von Sachsen-Gotha war aus dem Hause Anhalt-Zerbst und mit meinem Vater Geschwisterkind. Ein Bruder dieses Johann August, Wilhelm, war mit meiner Tante, der Prinzessin Anna von Holstein-Gottorp, verheirathet. Also gleich eine doppelte Verwandtschaft, welche für diese Fürstin wohl ein ostensibler Grund wäre, mich zu besuchen und zuzusehen, ob sie durch diese Reise ihre und ihrer Töchter Lage verbessern könne. Das Schlimmste wäre ja doch immer, wenn das Unglück wollte, daß keine von Beiden uns zusagte; und was hätten sie dabei zu verlieren? Die Fürstin würde hier eine Ausstattung für ihre Töchter bekommen, mit der sie diese beide anderweitig anbringen könnte. Endlich würde die Reise sie nicht ruiniren, weil ihr die Kosten von hier aus zurückerstattet werden würden, und sie ja bis nach Rußland, wo sie freigehalten werden würde, incognito reisen könnte. Zudem könnte ja diese deutsche Fürstin, wenn sie

etwa an Zurückgezogenheit gewöhnt ist, die Monate des Jahres zu ihrer Reise nach Rußland wählen, wo der Hof auf dem Lande ist; sie könnte von Lübeck oder Rostock aus zu Wasser reisen, wenn die Landreise ihr zu ermüdend vorkommt; dann ließen wir sie auf bequemen Fahrzeugen abholen, und unser ganzes Geschäft könnte vor Winters-Anfang beendet sein. Das ist es, was ich jetzt Ihnen anzudeuten habe; mit Ungeduld warte ich auf Antwort, um zu erfahren, ob Sie das Ganze so für ausführbar halten. Ich gestehe Ihnen, es wird mir schwer, der Wahl der Prinzessin von Würtemberg zu entsagen; aber Verstand geht über Neigung; sie ist zu jung. Verhindern Sie womöglich, wenn die Sache nicht schon geschehen ist, daß die Prinzessin Louise (von Gotha) vor ihrer Reise in der lutherischen Religion confirmirt wird, weil die Protestanten erst von diesem Augenblicke an fest an ihrer Kirche hangen und bis dahin ihren Glauben frei wählen können *). Dann würde sich die Sache um so leichter machen. Wollen Sie der Fürstin ein Beispiel vorführen, um sie zu dieser Reise zu bestimmen, so berufen Sie sich auf meine Mutter **); sie kam hierher unter dem Vorwande, der verstorbenen Kaiserin im Namen ihrer Familie für die verschiedenen Gunstbezeigungen, die sie ihrer Familie hatte zu Theil werden lassen, zu danken. Ich kenne die zuvorkommende und verständige Art und Weise Wilhelm's von Sachsen-Gotha, der mit meiner Tante verheirathet war, und bin überzeugt, daß er bereitwillig diese Reise befördern wird, wenn nicht ein Umstand, der

*) Katharina II. bewies viel Achtung für die griechische Kirche.

**) Ueber deren Haltung in Rußland sind jetzt wunderliche Dinge bekannt geworden.

sich von hier aus nicht mit in Anschlag bringen läßt, Sie verhindert, ihn für sich zu gewinnen. Er hat sehr sorgfältig eine Art von Verhältniß zu mir gepflegt, indem er ein oder zweimal des Jahres ein Glückwünschungsschreiben an mich richtete. Alles dies aber stelle ich Ihrem Urtheile anheim; es sind dies Dinge, von denen Sie Gebrauch machen mögen, je nachdem sich die Sachen dort gestalten, und je nachdem man Ihnen dort mehr oder weniger entgegenkommt. Ich schließe mit folgender Betrachtung. Ich glaube, je weniger Mitwisser wir in dieser Angelegenheit haben, um so besser wird sie von Statten gehen, sodaß sie jedenfalls zu unserer gegenseitigen Zufriedenheit endigen muß, wie sie immer sich auch gestalten mag. Mit ausgezeichneter Hochachtung und festem Vertrauen zu Ihnen

Katharina."

Die Prinzessin wollte mit ihrer Mutter von der russischen Heirath nichts wissen, und um nicht das Czarenhaus unnützerweise gegen sich aufzuregen, suchte der auch in unsrer Zeit durch seine deutsche Gesinnung ausgezeichnete Hof zu Gotha eben so vorsichtig als würdig vor der Hand von vorn herein jede Annäherung zu verhindern. Sie konnte indessen nach den Instructionen, welche Asseburg empfangen hatte, doch nicht ganz ausbleiben. Einen Brief, worin Katharina auf Asseburg's fernere Mittheilungen antwortet, geben wir im Auszuge. Es heißt darin:

„Da die Prinzessin Louise von Sachsen-Gotha sich so zu ihrem Nachtheile verändert hat, die Mutter ihrer Erhebung sich abgeneigt zeigt und glaubt, daß das Gewissen ihrer Prinzessin Tochter durch einen Religionswechsel für immer beschwert werden würde; da ferner die der Toch-

ter an einem einsamen und abgelegenen Orte *) zu Theil gewordene Erziehung nicht im Stande ist den moralischen Vorzügen, welche Anstand und Bescheidenheit ihrem Wesen verleihen mögen, den rechten Werth zu geben, so ist diese Prinzessin, zumal in Anbetracht ihrer starken Beleibtheit, wenig geeignet, den Platz einzunehmen, auf den ihr passendes Alter und der Mangel an Concurrentinnen nach Ihrem ersten, vor zwei Jahren über sie eingesandten Berichte ihr einigen Anspruch zu geben schien. Unter diesen Umständen kann ich, Alles wohl erwogen, Ihren Entschluß, erst meine Antwort abzuwarten, bevor Sie in dieser Angelegenheit das Aeußerste thaten, nur billigen. Meine Antwort ist: Denken Sie nicht mehr an die gothaische Prinzessin Louise! Sie ist gerade so, wie sie sein mußte, um uns zu misfallen. Schwerlich würden ihre geistigen Vorzüge das Widerwärtige einer solchen Verbindung verdecken."

In demselben Briefe heißt es: „Ich verzichte auf die Prinzessin von Nassau aus den von Ihnen angeführten Gründen, und auf die Prinzessin von Zweibrücken aus drei andern:

1) sie ist achtzehn Jahre alt, folglich drei Jahre zu alt;

2) sie ist katholisch;

3) das Betragen ihrer Frau Schwester **) spricht nicht für sie."

Auch auf ihre Lieblingsneigung, wie sie sagt — auf die Prinzessin von Würtemberg, „welche nächsten October

*) Zu Roda im Gothaischen.

**) Maria Amalie von Zweibrücken, geb. 1751, verheirathete sich 1769 mit Churfürst Friedrich August von Sachsen, welcher 1806 den Königstitel annahm. 1819 feierten sie ihr Ehe-Jubiläum. Marie Amalie † 1828, Friedrich August † 1827.

zwölf Jahre alt wird", kommt Katharina in diesem Briefe zurück.

Während aller dieser Verhandlungen hatten drei darmstädtische Prinzessinnen, von denen die Eine bereits erwähnt ist, in einer gewissen Entfernung gestanden. Jetzt waren sie mehr herangewachsen. Es handelte sich von selbst nur vorzugsweise um die Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt. Inzwischen hatten sich Dänemark, in dessen Diensten Asseburg früher gestanden hatte, und Friedrich der Große, in dessen Königreiche Asseburg's Herrschaft Falkenstein lag, in diese heimlich betriebene Vermählungsangelegenheit zu mischen verstanden.

Mit der Landgräfin von Darmstadt trat Asseburg bald in einen noch vertrautern Briefwechsel über diesen Gegenstand als mit der Kaiserin. In dieser nur für Absender und Empfänger verständlichen Correspondenz figuriren: die Kaiserin Katharina II. als Libraire; König Friedrich II. als Associé du libraire; die Vermählungsangelegenheit wird als Souscription d'un ouvrage à publier bezeichnet und die Töchter der Landgräfin treten auf als les volumes de cet ouvrage.

Einen Brief Katharina's vom 27. Januar 1772 lassen wir, bis auf einige unbedeutendere Stellen, hier folgen. „Gern" — schreibt die Kaiserin — „gebe ich Ihrem Wunsche nach, Ihre doppelten Nachforschungen bis zum März fortsetzen zu dürfen, bevor ich mich für eine der beiden Bewerberinnen entscheide, d. h. entweder für die würtembergische Prinzessin, oder immerhin auch für Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt. Das Portrait, das Sie uns von dieser letztern geschickt haben, steigt auf

erfreuliche Weise in seiner *) Gunst. Die Gesichtszüge sind regelmäßig, ich habe das Bild mit dem ersten Portrait verglichen, das Sie uns früher von dieser Prinzessin geschickt haben, und die Aufführung der Puncte, in denen Ihrer Meinung nach der Maler gefehlt hat, wieder und wieder gelesen. Aus diesen Nachforschungen nun geht hervor, daß der Ausdruck des Frohsinns und der Anmuth (der gewöhnlichen Begleiterin des Frohsinns) auf diesem Gesichte fehlen, und daß vielleicht die Langeweile einer strengen Erziehung und einer einförmigen Lebensweise hier Spuren zurückgelassen hat. Das würde aber bald verschwinden, wenn diese junge Person sich weniger genirt fühlte. Käme sie zu der Ueberzeugung, daß finstere und gar zu ernsthafte Mienen nicht der rechte Weg sind, um vor den Augen der Menschen Gnade zu finden, so würde bald die weibliche Lust zu gefallen auf ihrem Gesichte Alles in Ordnung bringen."

„Wenn Sie wieder nach Darmstadt kommen, so rathe ich Ihnen, lassen Sie gelegentlich ein paar Worte darüber fallen, daß man am russischen Hofe auf Fröhlichkeit und auf gefälliges und angenehmes Wesen sehr viel gibt, daß ich von sehr heiterm Temperament bin und mein Sohn auch. Wenn es wahr ist, daß Ehrgeiz ihr hervorragendster Charakter ist, so wäre es ja möglich, daß wir es erlebten, wie sie sich von Abends spät bis zum andern Morgen einstudirte, denn so sind die jungen Leute! und so würde sie sich denn allmälig von den unangenehmen, vertrackten Bewegungen los machen, die Sie an ihr bemerkt haben. Die moralischen Eigenschaften, welche Sie von ihr anführen, gereichen, im Ganzen ge-

*) Des Großfürsten Paul.

nommen, nicht zu ihrem Nachtheile und könnten ein tüchtiges Weib abgeben, das sich auch Verdienst zu erwerben wissen würde. Aber horchen Sie doch hin, woher kommt das Gerücht von ihrer Unverträglichkeit? Führt man etwas Bestimmtes an? Weiß ihre Tante, die Frau Landgräfin von Durlach, welche sie dessen anklagt, Beispiel und Beweis beizubringen? Urtheilt sie auch wohl ruhig und unbefangen über ihre Nichte? Sie schließt doch wohl nicht gar von sich auf ihre Verwandte? Und was geben die andern Leute für Gründe an, welche dergleichen Gerüchte verbreiten? Ich bitte Sie, suchen Sie der Sache auf den Grund zu kommen, und erforschen Sie, ob wir Grund zu Verdacht und Argwohn haben, oder ob man mit Verachtung auf dieses Geschwätz herabsehen kann." . . . „Sie wollen nicht, daß wir auf das Bild der Prinzessin von Würtemberg achten, und haben es uns bloß geschickt, damit wir sehen sollen, wie groß ihre Taille ist? Ei, ich muß Ihnen sagen, wir finden sie für ihr Alter schon sehr weit gediehen."

Trotz der zuletzt angeführten Worte erging aber doch bald darauf an die Landgräfin von Darmstadt die Aufforderung mit ihren drei Töchtern nach Rußland zu kommen. Die Mutter hielt nun zunächst mit den drei Prinzessinnen eifrige geheime Sitzungen über den Religionswechsel, der mit seiner ganzen Widerwärtigkeit auch diesmal nicht fehlen durfte. Dabei zeigte sich nur die jüngste, die spätere Louise von Weimar, als eifrige Protestantin und dem Glanze der „Erhebung" abgeneigt.

Im Sommer 1773 trat die Landgräfin die Reise wirklich an. Bedingung war, daß man in Rußland nicht verpflichtet sei eine von ihren Töchtern zu wählen; und so mochte es für die deutsche Fürstin ein schwerer Gang

sein, den sie mit fremdem Gelde unternahm, um wo möglich das Glück ihrer Familie zu begründen und (so ungefähr schrieb sie an Asseburg) dem russischen Reiche nützlich zu werden. Nach ihrer Rückkehr starb sie an den Anstrengungen der Reise, welche ihre Kräfte überstiegen hatten. Ihre Tochter Wilhelmine wurde unter dem Namen Natalie dem Großfürsten vermählt. Nach Nataliens schon 1776 erfolgtem Tode erwählte dieser jene würtembergische Prinzessin zu seiner Gemahlin, welche Asseburg's Aufmerksamkeit zu allererst erregt hatte *). — Asseburg, geb. 1721, starb am 13. März 1797 zu Braunschweig. Aus den wichtigen Geschäften, zu welchen er verwendet wurde, haben wir hier nicht mehr als eine Episode gegeben. Er hatte auch Beziehungen zu Bernstorf und zu Klopstock.

---

*) Dorothea Auguste Marie von Würtemberg (Maria Feodorowna) wurde am 18. October 1776 mit Paul I. vermählt. Aus dieser Ehe entsprangen die Großfürsten: Alexander, Constantin, Nicolaus, Michael. Ferner die Großfürstinnen: Alexandra, Maria, Helena, Katharina, Anna.

Anhang.

Friedrich der Große und Katharina II.

Unter diesem Titel erschien in Berlin bei Hertz 1859 eine gut geschriebene und interessante Schrift des Diplomaten Kurd von Schlözer. Der Verfasser scheint die Asseburgischen Denkwürdigkeiten nicht gekannt zu haben. Das Buch behandelt die Jahre 1740—1772. Die Vermählungsangelegenheit des Großfürsten Paul, welche von 1768—1773 spielt, hätte aber auch nach der Aufgabe, welche der Verfasser sich in der Vorrede stellt, kaum berücksichtigt werden können. Dennoch bleibt es bemerkenswerth, daß Friedrich II. sich in diese Vermählungsangelegenheit zu mischen verstand. Da oben Katharina über den Religionswechsel schreibt, machen wir aufmerksam auf das, was sich bei Schlözer Seite 46—52 über den eigenen Religionswechsel Katharina II. oder, wie sie früher hieß, Sophiens findet. Den Anfang dieser Mittheilung setzen wir hierher:

„Wie es scheint, hatte man sich anfänglich in Zerbst der Hoffnung hingegeben, daß eine Verbindung des Großfürsten mit der Prinzessin möglich sein würde, auch ohne daß diese genöthigt werde, zur griechischen Kirche überzutreten. War doch einst der Gemahlin des unglücklichen Alexei, der Prinzessin Charlotte Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, die Ausübung ihres Glaubens nach evangelischem Ritus gestattet worden, warum sollte eine solche Vergünstigung nicht auch einer Prinzessin aus dem

Hause Anhalt-Zerbst zu Theil werden? Indeß gar bald schwanden diese Erwartungen. Schon während des kurzen Aufenthaltes der fürstlichen Familie in Berlin, wo diese Frage höchst wahrscheinlich zur Sprache kam, ward als ausgemacht hingestellt, daß ein Uebertritt zur griechischen Kirche für die Prinzessin unvermeidlich sei.

Da war es nun vor Allen der Vater, dem dies gar nicht in den Sinn wollte. Er, ein strenger Protestant, der mit unerschütterlicher Treue an dem Glauben seines Hauses festgehalten, als ihm einst, in früher Jugend, bei einem Besuche in Rom, vom heiligen Vater selbst die glänzendsten Versprechungen gemacht waren, wenn er zur katholischen Kirche übertreten wollte — er konnte sich jetzt schwer an den Gedanken gewöhnen, daß sein geliebtes Kind diesen Glaubenslehren entfremdet werden sollte, und das um einer freilich glänzenden, doch auch in vielen Stücken unsicheren Zukunft willen. Daher die Trauer und tiefe Bekümmerniß des Fürsten beim Abschiede von der Tochter, die selbst die vorsichtige Mutter dem Könige in ihren Briefen nicht verheimlichen konnte. Es war, als ob ein dunkles Gefühl ihm sagte, daß es eine Trennung auf immer sein würde.

Solche Sorge des Vaters, die der alte Kriegsmann unverhohlen aussprach, konnte nicht anders als in dem jugendlichen Herzen Sophiens Bedenken und Zweifel aller Art hervorrufen. Wenigstens die erste Zeit hindurch."

Friedrich der Große räumte die Schwierigkeiten aus dem Wege. Wir heben noch folgende spätere Stelle aus Schlözer's Buche hervor:

„Inzwischen hatte auch der König das Seinige gethan, um bei dem Fürsten allmählig diese Scrupel zu besiegen. „Mon bon Prince de Zerbst était plus rétif

sur ce point,“ ſchreibt Friedrich in ſpätern Jahren einmal der Landgräfin von Heſſen-Darmſtadt. „J'eus bien de la peine à vaincre ses scrupules de religion; il répondit à toutes mes représentations par: Meine Tochter nicht griechiſch werden! Mais quelque prêtre que je sus gagner en ce temps fut assez complaisant pour lui persuader que le rite grec était pareil à celui des luthériens, et il répétait sans cesse: Lutherſch-griechiſch, griechiſch-lutherſch, das gehet an!“

Die Vienburg im Halberstädtischen.

Ein Beitrag
zur Goetheliteratur und zur Geschichte des Jahres 1806.

Goethe, Henke und Wolf beim Landrath von Hagen.

Herr von Hagen, der in seiner Gegend unter dem Namen des „tollen Hagen" bekannt war und nicht mit Unrecht einem Cyklopen verglichen ist, der von seinem ansehnlichen, mit trefflichen Heerden wohl ausgestatteten Rittersitze aus die ganze gesittete Welt, so weit nämlich seine Bekanntschaft reichte (und sie reichte doch zum wenigsten so weit als der Kreis im Halberstädtischen, dem er als Landrath vorstand) zu verhöhnen gewohnt war, war Landrath des jetzigen Kreises Oschersleben (Schwanebeck) und wohnte auf der Neuburg am Huy. Daß er einer Dame, welche er Abends auf den Ball führen wollte, den ganzen Tag keine Zeit ließ, sich nach ihrer Gewohnheit zu schmücken und sie so nöthigte, dies kurz vor der Abfahrt nach der Stadt nachzuholen, wo es sich dann fand, daß sie an seinem Arm mit Ruß geschwärzt in den Salon trat, weil er ihr den Schminktopf verwechselt hatte — soll einer seiner unschuldigsten Späße gewesen sein. Uebrigens fehlte es ihm durchaus nicht an Bildung. Sie war wie die fast aller Edelleute aus dem Zeitalter Friedrich's des Großen ursprünglich eine französische. Doch interessirte er sich, seit er den Militairdienst verlassen hatte, auch für jede ausgezeichnete deutsche literarische Erscheinung und suchte die Bekanntschaft der bedeutendsten Schriftsteller.

So sprach denn auch Goethe einmal bei ihm vor, welcher seinen Aufenthalt auf Hagen's Gute, der Nienburg, später in seinen „Annalen oder Tages- und Jahreshefte" geschildert hat. Diese Schilderung hat jedoch eine ganz dankenswerthe Ergänzung gefunden durch den Hauslehrer des Edelmannes, welcher von Goethe, obgleich dieser ihm einen Vers in sein Stammbuch schrieb, gar nicht als anwesend genannt wird, später aber als Geistlicher ebenfalls seine Memoiren schrieb, die nach seinem Tode der älteste Sohn als Abschiedsgruß für die Freunde seines Vaters herausgegeben hat. Auf den ersten Blick scheint zwischen den Erzählungen beider Autobiographen eine merkwürdige Verschiedenheit obzuwalten, die sich jedoch hinlänglich dadurch erklärt, daß Goethe nur auf die Lächerlichkeiten des Wirthes achtete, wohingegen der Candidat seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf Goethe's imponirendes Wesen richtet. Der Herr von Hagen stört ihn dabei nur wenig. Er betrachtet ihn stets trotz seiner Wunderlichkeiten mit einer gewissen Pietät, meint, daß seine „humoristische Periode" eigentlich schon vorüber und daß er durch den Ernst der Jahre beruhigt und abgeklärt sei, und so nimmt er denn auch später als Pfarrer keinen Anstand die Inschrift für das Denkmal zu machen, welches man ihm in einem Wäldchen bei seiner Burg, in dem er begraben liegt, setzt.

Im Jahre 1805 war Goethe mit dem berühmten Halle'schen Philologen Wolf nach Helmstedt gereist, wo damals noch die Universität blühte; von dort wurden sie auf der Rückreise durch den theologischen Professor Henke (zu seiner Zeit ebenfalls eine große Berühmtheit) bis nach der Nienburg begleitet. Bei ihrer Ankunft hört der Hauslehrer seinen Principal rufen: „Willkommen, will-

kommen, Ihr Ersten bei Einem der Ersten Eurer Bewunderer!" während Goethe nur das von dem Empfange aufzeichnet, daß der Landrath sie auf das an starkem Schmiedewerk hangende Schild*) seines damals neugebauten Gasthofes aufmerksam machte, welches durch ein sehr zweideutiges Gemälde die Gäste anlocken sollte. Der Dichter machte sich nach diesem Bildwerke auf das Schlimmste gefaßt; doch verscheuchte, wie er selbst sagt, das wohlbestellte Wirthschaftsgebäude und das ansehnliche Gehöfte den Argwohn, wahrscheinlich in so fern sie von einer dem Besitzer kaum zugetrauten Besonnenheit und Ordnung zeugten. Dem Candidaten entgeht es nicht, daß Goethe zuerst verstimmt ist und dann „aufthaut", er schreibt aber diese Umwandlung direct dem Herrn von Hagen zu. „Als Goethe sah, welch regen Geist, und welch redliches Gemüth er hier vor sich hatte, wurde er auf eine Art so gesprächig, wie ich es noch von keinem gehört." Mehrmals habe er über die Bemerkungen des Wirths laut aufgelacht, was ihm wohl nicht oft begegnet sein möge.

In dem großen, reinlichen, hellen Tafelzimmer fand man die Hausfrau, welche in den Tages- und Jahresheften beschrieben wird als „eine schlanke und wohlgebildete Dame, die sich aber in stummer Leidensgestalt ganz untheilnehmend erwies, und die schwere Duldung, die sie zu ertragen hatte, unmittelbar zu erkennen gab". Aehnlich stellten sich zwei schon ziemlich erwachsene Kinder dar, doch ging vor der Hand Alles gut — „nur durfte man sich nicht zu weit umsehen, ohne das Faunenohr zu erblicken, das durch die häusliche Zucht eines wohlhabenden Land-Edelmanns durchstach." Man sah sich auch bei

*) Es ist wohl noch vorhanden.

Tische nicht danach um, und der Hauslehrer hatte die Freude den „Hausherrn" über einen ernsten Gegenstand ordentlich mit Goethe disputiren zu hören, indem letzterer der Behauptung widersprach, „daß eine Person, welche die Erfüllung des kategorischen Imperativs in sich darstelle, als sittlich vollendeter Charakter zugleich der höchste Gegenstand schöner Darstellung sei, weil die wahre Größe stets zugleich eine sittliche sein müsse." Auch auf objective und subjective Darstellung kam im Verlaufe dieser Disputation (deren Goethe nicht gedenkt) die Rede. Wolf machte die geistvolle Bemerkung: „bei den Griechen habe, sowohl bei den Dichtern als bei den Rednern der besten Zeit, die objective Darstellung vorgeherrscht, weil die Objectivität zur Subjectivität nicht des Individuums bloß, sondern der Nation geworden sei. Als die Nation diese Richtung verloren, sei immer mehr das Individuel-Subjective hervorgetreten und dadurch die volksthümlich-classische Richtung verloren gegangen." Henke sagt leise zu dem Candidaten, seinem früheren Schüler: „Was würden die Herren wohl von einer solchen subjectiven Erkenntniß denken, als manche Theologen der Gottheit, ja, denen Personen in der Gottheit jeder für sich beilegen, und da Theologie eine wissenschaftliche gelehrte Kenntniß bedeutet, mit dem Namen der theologia Dei, Jesu Christi und Spiritus sancti als ein diesem beiwohnendes Wissen von sich selbst und von einander bezeichnen?" Indessen wandte sich auch das Gespräch der Uebrigen einem weniger heidnischen Gegenstande zu. In Beziehung auf poetische Behandlung philosophisch-religiöser Gegenstände, welche Goethe einen widerstrebenden Stoff nannte, kam die Rede auf Tiedge, den der Wirth kannte und an welchem er Wohllaut und Musik der Sprache lobte. Ein

nicht gedrucktes Gedicht, welches er von dem Dichter erhalten hatte, trug er vor. Goethe nahm es mit großer Freude auf, bemerkte aber einige Stellen, „wo doch gefehlt sei." Der Landrath sagte: „Die Urania gefällt mir auch nicht. Als Philosophen stört mich die Poesie, und bei der Prosa spart sich der Stoff, der sich mir immer in philosophischer Reinheit entgegendrängt. Stoff und Gewand gehören hier nicht zusammen; es ist mir dabei so, als wollte ich dort dem Apoll oder dort der Venus" (er wies auf zwei im Saale befindliche Carton-Statuen) „ein Kleid von Drapd'or anziehen." Goethe billigte diesen Vergleich. — Als sich die Gesellschaft in Gruppen vertheilte, „würdigte" er auch den Hauslehrer einer kurzen Unterhaltung. Da er hörte, daß dieser auf dem Gute Religions-Unterricht ertheilte, so trat er zu ihm und erzählte ihm, daß sein Sohn kürzlich von Herder confirmirt und vorher unterrichtet sei. Er habe bei dieser Gelegenheit selbst zugehört und auf den Lehrgang geachtet. Was ihm dabei so sehr gefallen, sei, daß Alles dem Confirmanden so hingehalten und überall so klar dargestellt worden, daß er selbst habe das Rechte erkennen und bei sich festhalten können. „Es war eine Vollständigkeit, welche keinen Fehlgriff oder Zweifel aufkommen ließ; überall stand die Frage vor ihm: ob er dem Lichte oder der Finsterniß angehören wolle." Des letzten biblischen Ausdrucks erinnerte sich der Candidat später oft, wenn er hörte, „Goethe habe alle religiösen Ideen zurückgewiesen." Er lächelte jedesmal zu dieser Beschuldigung, wie er auch an die Irreligiosität des Herrn von Hagen nicht glaubte.

Nach einem Spaziergange sammelte sich Abends die Gesellschaft wieder. Der Wirth nöthigte jetzt die Haus-

frau einige Lieder nach eigener Wahl zum Flügel zu singen; da ihm diese aber, so gut sie vorgetragen wurden, nicht gefielen, so fing er selbst zu singen an und veranlaßte die „gute Dame", eine höchst unschickliche und absurde Strophe mit dem Flügel zu begleiten. Um sie aus dieser übeln Lage zu befreien, ertheilte Goethe, „indignirt durch das Widerwärtige, inspirirt durch den Burgunder", dem Hausherrn eine nachdrückliche Lection. Nachdem dieser auf sein Ersuchen, so erzählt er, die detestable Strophe noch einige Male wiederholt, habe er versichert, das Gedicht sei vortrefflich, nur müsse er suchen durch künstlichen Vortrag sich dem köstlichen Inhalte gleich zu stellen, ja, ihn durch den rechten Ausdruck erst zu erhöhen. Nun sei zuvörderst von Forte und Piano die Rede gewesen, sodann aber von feineren Abschattirungen und zuletzt gar ein Gegensatz von Lispeln und Ausschrei zur Sprache gekommen. Dieser Unterricht dauerte bis tief in die Nacht, und als Goethe endlich den Schluß zog, „er müsse nun erst der Ruhe pflegen und abwarten, ob ihm nicht vielleicht im Traum eine Aufklärung komme", entließ der Wirth, welcher geduldig den Humor seiner Gäste ertragen, da er ihnen selbst schon Manches zugemuthet hatte, erschöpft die Gesellschaft zu Bette.

Der Candidat weiß hiervon nichts; er theilt aber eine harmlosere und ebenfalls ganz interessante Scene, deren hinwiederum Goethe nicht gedenkt, von diesem merkwürdigen Abende mit. Der Landrath nämlich setzte eine für die seltensten Fälle gesparte Flasche vor und bemerkte, daß dieselbe ein Jahr älter sei als Goethe und er selbst. Trotzdem wollte Henke, der sich nicht ganz wohl befand, durchaus nicht trinken, und der Wirth suchte ihn auf seine Weise zu bewegen, wenigstens zu kosten. Diese

Weise bestand darin, daß er Goethen zum Gesetzgeber und Kampfrichter gegen Henke ernannte. „Es hilft nichts, Hochwürden," sagte er, „Sie müssen sich heute der Excellenz unterwerfen." Goethe dictirte, Jeder solle, wie er es am besten könne, Henke'n einladen und treiben den Wein zu kosten. „Der alte Herr hier," sagte er zum Landrath, „von dem ich höre, daß er ein fester Lateiner sei, muß es in Form eines Syllogismus thun, dem Henke nichts anhaben kann. Wolf muß ihn in einer griechischen Anrede im anakreontischen Tone auffordern." Darauf sah er den Candidaten an. Dieser verneigte sich und sagte: „Ich komme bei dem Symposion solcher Männer nicht in Betracht." Der Wirth aber sprach: Ei was! der Herr macht Verse: gebe er sein Scherflein auch. — Goethe sagte: „Nun gut, so schmieden Sie schnell ein Distichon. Henke mag sich vertheidigen, aber nur in lateinischer Rede, die ihm ja so sehr zu Gebote steht." — „Nein," sagte Henke, auf Wolf zeigend, „da sitzt der Mann, der eine fünfte Facultät, die philologische, gestiftet hat. Der läßt mir nicht ein Wort passiren; es wäre Verwegenheit mit geistlichem Latein vor ihm zu erscheinen." Hagen kam zuerst an die Reihe, und mit seinem Syllogismus „bestand er sehr gut, wiewohl Henke die Abfassung des major anfocht." Wolf gestand bei dieser Gelegenheit, daß er von der Logik gar nichts verstehe, und warnte dann Henke'n vor der Verschmähung des köstlichen Weines mit einer poetischen Rede, in die er anakreontische Verse verflocht, welche er sogleich metrisch, wenn auch nicht in der Kürze des Originals, übersetzte:

„Schönste Gaben,
Uns zu laben,
Reicht Lyäus mild und hold;

Und die Becher
Froher Zecher
Füllt er an mit flüss'gem Gold.
Und er lächelt zu den Zügen,
Die mit wachsendem Vergnügen
Jeder tiefer wiederholt;
Duldend doch auch, daß die Lippe
Mäßig nur und schüchtern nippe,
Wenn er Göttertrank ihr beut.
Schwer jedoch ist das Vergehen,
Ganz die Gabe zu verschmähen;
Dieser Undank Jeden reut;
Mit des Durstes Höllenschmerzen
Nach dem Becher, stets im Herzen
Quälend Schmachten sich erneut.
Doch vergebens! ausgeschlagen
Achtet er nicht Flehn und Klagen!
Koste drum! Er winkt dir heut."

Nach einer weiteren Ausführung schloß er:

„Drum wer den Wein kennt,
Weiß auch, wie der Durst brennt,
Und wer den Zorn des Gottes scheut,
Verschmäht nicht, was er freundlich beut."

Jetzt kam die Reihe an den Hauslehrer, welcher sich, wie er sagt, abermals entschuldigen wollte, aber doch mit folgendem Distichon herausrückte:

„Golden perlet der Wein, das Bild der geistigen Freude;
Aehnlich dem sinnlichen Rausch schimmert das schlechtere Bier."

Durch so viel Aufwand von Gelehrsamkeit und Classicität war Henke besiegt und trank einige Tropfen Wein anstatt des Bieres, von dem er bis dahin genossen hatte. — Am andern Morgen, als sich Wolf mit Goethe entfernt hatte, sagte er zu seinem ehemaligen Schüler: „Nun

müssen wir das theologische Air wieder annehmen." Damit griff er nach einer Pfeife, während er in Goethe's Gegenwart nicht geraucht hatte, und unterhielt sich mit Frau von Hagen über religiöse Gegenstände, insbesondere über Predigten sehr anziehend. Henke und Hagen blieben nachmals in treuer Verbindung. Man erzählt folgenden wohl für die an die Aufklärungsperiode grenzende Zeit charakteristischen Zug. Beide übernachteten auf einer Reise mit anderen Männern in derselben Kammer. Da erinnerte etwa Hagen den Freund sein Abendgebet nicht zu vergessen, und dieser betete laut in seinem Bette für den tollen Hagen.

Schill.

Nach jenem heiteren Besuche zogen trübe Tage auch über die Nienburg herauf, welche jedoch auf den rauhen Bergpfaden der Gegend ebenfalls eine bedeutende Persönlichkeit dem einsamen Rittersitze zuführten, und zwar in sehr charakteristischer Lage und in der ahnungsvollsten Stimmung.

Es war nach der unglücklichen Schlacht bei Saalfeld und der damit in Verbindung stehenden Affaire bei Halle. Schon in der nächsten Nacht nach der Schlacht bei Saalfeld waren einzelne versprengte Soldaten vom Regiment v. R. durchgekommen, — „wahrlich, diese mußten schnell gelaufen sein!" Der Candidat, der eigentlich im nahen Städtchen Rector und nur nebenbei Herrn v. Hagen's Hauslehrer war, fand auf der Nienburg Alles voll von preußischen Flüchtlingen, welche sich denn doch nicht gar zu sehr beeilt hatten. Am Tische saßen 15 Offiziere von allen Waf-

fenarten; unter ihnen ein Verwundeter. Er war von dem Dragoner-Regimente, welches früher Anspach-Baireuth, zuletzt Königinn hieß, und wegen „edlen Betragens" und schöner Haltung sehr gerühmt wird. Er hatte eine Kopfwunde, welche nach der Aussage des Chirurgen übrigens nicht gefährlich war. Beim Verbinden erkannte dieser, ein preußischer Patriot, welcher noch im Siebenjährigen Kriege gedient hatte, die Uniform des Regiments und sprach seine Freude darüber gegen den Verwundeten aus. Der entgegnete trocken: „Was helfen die schönen Regimenter, wenn sie nicht gebraucht werden, oder wenn sie ihre Schuldigkeit nicht thun!" Der Chirurg antwortete freundlich und verbindlich: „Das kann man gewiß von dem Ihrigen nicht sagen, da Sie selbst an der Stirn verwundet sind." — Die Offiziere sprachen viel über die Einzelheiten der verlorenen Schlacht. Der Dragoner schwieg verstimmt und düster. Als die ermüdeten Offiziere nach aufgehobener Tafel auf ihre Zimmer gegangen waren, blieb er mit der Familie, dem alten Chirurgen und dem Hauslehrer, allein zurück. Jetzt forderte der Landrath ihn auf sich ebenfalls zu äußern, worauf er sehr ruhig Folgendes sprach: „Sie werden mir zugestehen, daß wir eigentlich nicht recht wissen, wie uns geschehen ist; wir wissen nur, wir sind umgangen, durchbrochen und in zwei Schlachten zu gleicher Zeit geschlagen. Der Herzog (von Braunschweig) ist gleich anfangs verwundet; was er gewollt, weiß Niemand. Am wenigsten wissen wir davon, ein Lieutenant, der kaum eine Schwadron führen kann, ist kein Feldherr. Aber er handelt doch nicht ohne zu denken, und deshalb verfolgt er im Geiste die Situation des Heeres und den daraus sich ergebenden Plan des Feldherrn. So habe ich auch im

Geiste Pläne gemacht, wenn ich auch wenig davon gesprochen habe, weil ich nicht gern raisonnire. Mußte einmal jetzt geschlagen sein, so gab es nur eine doppelte Alternative. Wir mußten blitzschnell die Corps in Süddeutschland angreifen, und uns dann gegen den Rhein wenden, Napoleon entgegen. Oder war es wegen den Unterhandlungen, womit wir hingehalten waren, zu spät dazu, so mußten wir durchaus nicht soweit vorgehen, Dresden befestigen und es wie Magdeburg stark besetzen. Die Armee mußte Napoleon in der Mitte an der Elbe erwarten und sich nöthigen Falls auf die Oder zurückziehen. So hatte Napoleon die Flügel nicht frei, und die Russen behielten Zeit, heran zu kommen, und wir konnten unsere Hauptwaffe, die Cavalerie, zwischen Elbe und Oder besser gebrauchen, als in dem coupirten Terrain an der Saale. Ich glaube unsere Aufstellung am linken Saalufer ist unser Unglück geworden. Wir mußten hier umgangen werden; wäre die ganze Armee nur noch 2 Tage vorher durch den Paß von Kösen und Hassenhausen auf das rechte Saalufer, der Mulde und Elbe zu gegangen, so konnte es nicht so schlimm werden. — Ich wollte schweigen. Entschuldigen Sie mit Ihrem eigenen Wunsche, daß ich meine Meinung gesagt habe."

Alle sahen sich verwundert an, nachdem der Lieutenant, welcher der Ordnung wegen „nicht gern raisonniren" wollte, gesprochen hatte. Der tolle Hagen sagte zu seinem Nachbar, dem Feldscheer, halblaut, so daß der Candidat es hören konnte: „Wahrhaftig, in dem steckt ein General." — Es war Schill.

Auch der Hauslehrer zog später noch gegen die Franzosen, indem er seine Pfarre verließ, um Feldprediger zu werden.

Anhang.

Varnhagen von Ense über Herrn von Hagen.

Vorstehender Aufsatz wurde schon im Jahre 1847 in dem damals von Levin Schücking redigirten Feuilleton der Cölnischen Zeitung veröffentlicht. Er soll aus demselben auch in das Halberstädter Intelligenzblatt übergegangen sein. Etwa zehn Jahre später wurde in einem Gespräche zwischen mir und Varnhagen von Ense, den ich in einiger Zeit ausführlich zu charakterisiren beabsichtige, des Varnhagen schon bekannten Landraths von Hagen gedacht. Dabei war auch von meinem Aufsatze die Rede. Varnhagen verwunderte sich, daß diese Erläuterung zu Goethe's Tages- und Jahresheften ihm unbekannt geblieben sei. Er bemerkte sehr witzig: „Ja, ja, wenn man etwas recht verstecken will, braucht man es nur in einem Journal abdrucken zu lassen!" Und diese geistreiche Bemerkung möchte von den meisten andern Blättern noch mehr gelten, als von der Cölnischen Zeitung.

In Folge dieser Unterredung übersandte ich Varnhagen Weitze's*) „Rückblick eines evangelischen Predigers in der preußischen Provinz Sachsen auf mehr als fünfzig Lebens- und mehr als dreißig Amtsjahre. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von dem ältesten Sohne. Halberstadt 1841." Ich hatte Varnhagen schon gesagt, daß mein Beitrag zur Goetheliteratur in der Cölnischen Zeitung hieraus geschöpft gewesen war. Als ich Varn-

*) Weitze war der Sohn eines Lehrers zu Hornhausen. Varnhagen, weil er den Verfasser der anonymen Schrift nur durch mich nennen hörte, schreibt ihn irrthümlich Waitz. So steht auch in den Denkwürdigkeiten.

hagen das nächste mal sprach, theilte er mir mit, daß er die auf Goethe sich beziehende Stelle aus Weitze's Selbstbiographie mit einer Einleitung zum Abdrucke an die „Jahreszeiten" geschickt habe. Da ich ihn nun an meinen Aufsatz erinnerte, den er trotz jener witzigen Bemerkung wirklich vergessen zu haben schien, wollte er *seinen* Aufsatz vor dem Abdrucke zurückverlangen. Ich hielt ihn davon ab. So erschien seine Mittheilung in den Jahreszeiten. Nach seinem Tode ging sie in den achten Band seiner Denkwürdigkeiten über.

Weil indessen Varnhagen nur einfach Weitze's Mittheilung abdrucken ließ und auch von Schill nichts aus dessen Buche aufnahm, ist *unser* Aufsatz aus der Cölnischen Zeitung, welcher den Stoff schon mehr zu verarbeiten suchte und namentlich die Berichte von Goethe und Weitze *im Einzelnen* mit einander vergleicht, hier wiederholt. Auch lassen wir Varnhagen's Einleitung über Hagen zu dem Aufsatze aus den trefflichen Denkwürdigkeiten hier abdrucken, an welche sich bei Varnhagen dann Weitze's eigene Worte anschließen. Varnhagen sagt:

„Goethe hat uns in seinen Tag- und Jahresheften eine höchst anmuthige Schilderung des Besuches gegeben, den er in Begleitung Friedrich August Wolf's und Henke's im Sommer 1805 dem Herrn von Hagen auf dessen Gute Nienburg abgestattet hat. Dieser letztere, welcher bei nicht geringer Weltbildung durch absonderliche Sinnesart und Handlungsweise, durch ungewöhnliche Derbheit und unsaubere Natürlichkeit in der ganzen Umgegend sich den Beinamen des „„„tollen"" erworben hatte, ist von Goethe hinreichend als solcher bezeichnet, jedoch mit derjenigen Mäßigung, welche der eigne Sinn ihm hiebei gebot, er begnügte sich, die wunderlichen Launen, deren

Ungebühr und Zuchtlosigkeit, mündlichen Ueberlieferungen zufolge, in's Unglaubliche ging, und deren vollen Ausdruck unsere Schriftsprache zu verweigern pflegt, in bloßen Umrissen anzudeuten, ohne die Sache selbst rohstofflich vorzutragen. Diese Mäßigung hat aber vielleicht auch die andere Seite des Mannes, seine Geistesbildung und redliche Gemüthsart, nicht ganz in das hellste Licht gestellt, sondern uns zwischen zweien widerstreitenden Aeußersten nur in schicklichem Helldunkel durchgeführt. Nachdem jedoch, neben Goethe's bescheidenen Angaben, auch in den unverhülltesten jene tolle Richtung im Uebermaß bekannt geworden, erscheint es billig, auch die guten Eigenschaften, so vortheilhaft als sie es vertragen, hervortreten zu lassen, und so das einseitige Bild zu ergänzen. Die Auffassung Goethe's wird damit nicht angetastet, sondern eher bestätigt; sie bleibt als ein richtiger Mittelweg in ihrer Geltung.

Wir finden diese günstige Schilderung des Herrn von Hagen in der sehr schätzbaren und lesenswerthen Autobiographie des Predigers Waitz, die schon im Jahre 1841 zu Halberstadt im Druck erschienen, aber nur wenig bekannt geworden ist. Der Verfasser schreibt, was wir freilich nicht dürfen unbeachtet lassen, als dankbarer Freund und Genosse des Hauses, der persönlich von der sonst herrschenden Unart des Hausherrn — was diesem in dem gegebenen Falle wieder sehr zum Lobe gereicht — nicht zu leiden gehabt hat; in allem, was er sagt, ist er gewiß vollkommen wahrheitsgetreu, und seine Angaben wären ganz geeignet, jenem den erworbenen Beinamen fast wieder abzustreifen, ließen sie nicht da, wo sie verschweigen, den Raum zu beliebiger Ausfüllung frei, und wir wissen schon, was hineinzulegen ist!"

Aufforderung und Bitte.

Unterzeichnetem liegt eine Sammlung deutscher Sagen druckfertig vor, die im Verlage des Herrn Gustav Gräbner zu Leipzig erscheinen soll. Er bittet zur Erhöhung ihres Werthes, unmittelbar an ihn Sagen von poetischer Schönheit in Prosa zu senden. Sie müssen weder ausgeschmückt sein, noch in mangelhaftem Bericht vorliegen. Jeder Ort hat ja fast eine allen Einwohnern bekannte werthvollere Sage, welche nur Jemand aufzuschreiben braucht. Aber auch für passende Abschriften aus Schriften, sofern es nicht selbst Sagensammlungen sind und sofern die Quelle genannt ist, werde ich dankbar sein. Insbesondere würden mich Schriftsteller, welche gelegentlich etwa eine Sage nach dem Volksmunde irgendwo einflochten, durch Abschrift mit Citat sehr verbinden. Dergleichen wird mir immer willkommen bleiben, für meine „deutschen Sagen" dürfte es aber nur zu verwenden sein, falls es bis Weihnachten 1859 eingeht. Wollte ein öffentliches Blatt diese Aufforderung abdrucken, so würde ich mich ihm sehr verpflichtet fühlen. Meine Adresse ist die hierunter stehende.

H. Pröhle.
(Berlin, Michaeliskirchstraße Nr. 5.)

Im Verlage von **Gustav Gräbner** in Leipzig ist ferner erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte

von

Heinrich Pröhle.

Min.-Format, eleg. in Leinwand gebunden mit Goldschnitt 22½ Ngr.

Die Kritik hat sich über diese Gedichte ausgesprochen wie folgt:

1) Bernh. Endrulat's Blätter für deutsche Dichtung. 1859. Nr. 26:

„In einer Ausstattung, die sich in unserer Zeit des Glanzes der Miniaturausgaben mit Goldschnitt durch Geschmack zugleich und Pracht auszeichnet, sind die „„Gedichte"" von Heinrich Pröhle (Leipzig, Gräbner 1859), deren wir schon früher gedachten, erschienen. Der beliebte, volksthümliche Verfasser, der namentlich sein Harzer Heimathland poetisch zu verklären liebte, gibt uns auf den 130 Seiten seines Bändchens eine mit großer Strenge getroffene Auswahl seiner Dichtungen, deren jede ihres Platzes würdig ist. Ein schwer bedeutsames Gedicht, ein Zeitgedicht im vollsten Umfange des Begriffs, ist „„Die Auswanderer""; im edelsten Style, nur der Wahrheit zu Liebe und Niemand zu Leide, bewegt sich „„Preußens Erhebung"" und wer könnte, ohne von des Dichters Schwermuth mit erfaßt zu werden, das trübschöne Gedicht „„Ungarn"" lesen? — Wir können nicht umhin, als empfehlende Probe das letztgenannte Gedicht hier folgen zu lassen."

2) Europa. 1859. Nr. 32 (mit Anführung des Gedichtes „Preußens Erhebung"):

„Heinrich Pröhle, der Sittenschilderer des Harzes und Biograph Gleim's und des alten Jahn's, hat die poetischen Seiten seines Inneren schon früher durch die liebliche „„Walddrossel"" und den gemüthlichen „„Pfarrer von Grünrode"" bewährt. Dasselbe anspruchs-

lose, gesunde und warme Naturell, welches diese beiden anmuthigen Idyllen schuf, lebt und webt nun auch in seinen soeben erschienenen „„Gedichten;"" sie rollen vor uns überraschend schöne Naturbilder aus dem Harze und Helgoland auf, und enthalten im Anschlagen verschiedener lyrischer Stimmungen so viel sangbares Element, daß manche den Componisten eine willkommene Gabe sein dürften."

3) Julius Rodenberg nach einer freundlichen Einleitung in B. 315 der Breslauer Zeitung für 1859:

„Wir wünschen dem Herrn Pröhle, daß seine Tauben ihm und uns Oelblätter zurückbringen mögen. Uns war es eine Erquickung, diese frischen Lieder aus den grünen Tannenforsten des Harzes zu lesen; wir träumten uns gern, an der Hand seiner Muse, auf das wellenumrauschte Helgoland, und wir athmeten Etwas aus seinen Strophen, das unter allen Umständen, jetzt aber, in diesen dumpfen Sommertagen, doppelt wohlthut: Lebensfrische und deutscher Mannesmuth!"

4) Die Hamburger Nachrichten. 1859. Nr. 169 u. A.:

„Dem Verse zwitschernden Wischiwaschi, wodurch uns in Deutschland das Druckpapier und die Buchbinderarbeit vertheuert wird, reden wir bei keiner Gelegenheit das Wort. Im Gegentheil sträuben wir uns mit Erfolg wider jede angemuthete Empfehlung schlechter Gedichte — in einer Literatur, die so viel ausgezeichnete besitzt — auch wenn die Sammlungen poetischer Mißthaten von den wackersten Leuten, von den tüchtigsten Schulmeistern und ehrenwerthesten Landbesitzern herrühren. Aber was Pröhle bietet, das ist durch Bildung und Talent gefällig, noch mehr: es ist in einem gewissen Grade eigenthümlich. Seine Harzschilderungen und die Behandlung der Sagen jener Landschaft können wir nicht betrachten, ohne daß wir einen guten Eindruck davon tragen: solch ein wackeres Verständniß, eine so ehrliche Liebe zur Heimath und zur Geschichte derselben, wie sich darin in poetischer Charakteristik verkündet."

5) Die Magdeburger Zeitung 1859. 1. Beilage zu Nr. 175:

„Wie einer von den vielen tausend gefiederten Naturfängern, welche der Harz alljährlich in die weite, weite Welt sendet, so ist auch Heinrich Pröhle ein rechter Harzsänger, einfach und kindlich, aber auch romantisch brocken- und sagenhaft, wie ein Finke von Kaiser Heinrich's Vogelherd. Solche Töne hat unser Dichter schon oft hören lassen und sie sind hie und da an bestimmten Oertlichkeiten oder bei Kindern und sinnigen Gemüthern haften geblieben und haben an naivem Zauber zugenommen, je länger sie hafteten. Solcher

Poesien hat Pröhle nun ein feines Bändchen in sorgsamer Auswahl vereinigt, ältere und neuere, und sie dem Professor Friedrich v. Raumer gewidmet; er hat sich bestrebt durch die Sammlung einen möglichst harmonischen Eindruck hervor zu rufen und darum eine gewisse Gemeinsamkeit des Aufgenommenen in's Auge gefaßt. Er nennt in der Vorrede den Inhalt des Büchleins mehr sein eigen, als was er sonst als Schriftsteller geleistet, denn jedes Stück der Sammlung vergegenwärtigt eigenthümliche Stimmungen und Umgebungen, Erinnerungen und Anschauungen von Ungarn bis nach Helgoland und geschrieben sind sie vom Amselthal bis an den Rhein, wo die Stimmung dem Sänger kam. Solche Lieder haben besonders für junge, empfängliche Gemüther ihren Werth, darum seien sie vor allem ihnen an's Herz gelegt; mit ihrem zierlich eleganten Aeußern werden sie als Geschenk stets willkommen sein."

6) Die Berliner Montagspost von Ernst Kossack für 1859, Nr. 30:

„Es ist immer gut, wenn die Vorschriften alter Dichter, die immer neu bleiben, befolgt werden. Das nonum prematur in annum hat Heinrich Pröhle, dessen Parnaß der Brocken ist, noch über den Termin hinaus befolgt, und seine seit zehn Jahren in Zeitschriften und Almanachen zerstreuten Gedichte bei Gräbner in Leipzig erscheinen lassen. Obgleich das Bändchen sehr elegant ausgestattet ist, so weht uns doch ein frischer naturwüchsiger Waldesduft daraus entgegen, der bei der großen Hitze dieses Sommers doppelt erquickend wirkt. Manche der scheinbar so kunstlosen lyrischen Lieder haben eine zwingende Melodie und es fehlt nur ein Componist, um die Worte in Noten zu übersetzen."

7) Die Neue Preußische Zeitung für 1859, Nr. 181:

„Unser Auge fällt zuerst auf den schmucken Deckel eines reichvergoldeten Bändchens; eine Lyra ziert denselben, und wir lesen die Aufschrift: „„Gedichte;"" der Rücken bringt uns den Namen: „„Heinrich Pröhle."" Dr. H. Pröhle, der literarischen Welt bereits bekannt durch sein gründlich bearbeitetes Leben Bürgers und durch seine im einfachen Volkston erzählten Harzsagen, legt hier die Sporen an und besteigt den gesattelten Pegasus. Der Ritt geht weit hinaus in die Welt. Wir begegnen einer reichen Zusammenstellung der verschiedenartigsten Sagenstoffe, einfältig und frisch erzählt, ohne Prätension und mit einem gewissen Streben nach Naturwüchsigkeit: Alles ist leicht hingeworfen, und erscheint als erster Guß, ja als Improvisation, wobei denn freilich die Forderungen der Kunst ein wenig in den Hintergrund treten. Um den Reichthum der bunten Sammlung zu

bezeichnen, setzen wir einige Titel der erzählenden Stücke hierher: Kaiserswort; der Kaiserbrunnen; der Stier von Goslar — ein sehr hübsches Stück; die Schlacht bei der Staufenburg; die Schlacht auf dem Rathsfelde am Kyffhäuser; Welt-Untergang; Untergang der Hohenstaufen; die Einwanderung der Magyaren — der Verfasser kennt das Ungarland aus eigener Anschauung; endlich Preußens Erhebung. Der Dichter führt die Geister der Erhebung als „„Schwäne"" ein, deren Flügelschlag „„der Corse"" vernimmt; das Gedicht schließt mit den Strophen, in welche als Chor Millionen einstimmen werden:

Du umkreise, Schwan von Preußens Ehre,
Deutsches Land, umkreise Deutschlands Meere!
Seine Feinde lauern spät und früh:
Schwan von Preußen, schrecke, schrecke sie!

Ebenso mannigfaltig sind die lyrischen Stücke. Wir heben hervor die schon öfters abgedruckten „„Auswanderer:"" „„Es geht ein Geist an allen Orten umher im Deutschen Vaterland"" u. s. w.; ferner „„O sagt, was gleicht dem Deutschen Land"" und das Schlußstück: „„An die Bonaparte's,"" Gedanken an einem Tische in einem Bergwerke des Harzes, an welchem König Hieronymus gesessen. Der Verfasser hofft, daß noch einmal der rechte Tisch werde gedeckt werden, und dann werde manches anders kommen:

Die Themse, deren stolzes Nest
Die Nordsee, kehrt sich einst nach West.
Wie tausend Böller geht sie hehr
Als Eure Feindin dann in's Meer!
Und Preußens Stahlhelm hoch und frei,
Wird eilen gegen Euch herbei,
Und wird wie einer Kerze Schein
Auf unserm Haupte strahlen rein."

8) Adolf Glasbrenner in Nr. 36 der Berliner Montagszeitung:

„— — — Enthält reizende duftige Blüthen der deutschen Lyrik, wie z. B. „„Waldfräulein"", „„O sagt, was gleicht dem deutschen Land"", die in Gedanken und Form die strengsten Ansprüche der Kritik befriedigen."

9) Das Morgenblatt in einer Correspondenz aus Leipzig:

„Auf dem Gebiete der Lyrik sammelte Heinrich Pröhle seine in vielen Zeitschriften zerstreuten Gedichte, von denen er wohl behaupten konnte, daß nichts von dem Allen, was er bisher dem Publicum gebracht habe, so sein eigen sei, wie diese kleinen aus dem Innersten geschöpften Poesien, welche uns ein echtes Dichtergemüth in all seiner Wärme und Ursprünglichkeit erschließen."

10) R. Prutz in Nr. 35 des deutschen Museums für 1859.

„Es ist wohl ein seltener Fall, daß Vater und Sohn gleichzeitig als Dichter, noch dazu als lyrische Dichter vor das Publikum treten; aus neuerer Zeit sind uns in dieser Hinsicht nur Justinus Kerner, der von Alter und Krankheit gebeugte und gleichwohl noch immer jugendfrische, und sein Sohn Theobald, der jedoch als Dichter bald wieder verstummt ist, im Gedächtniß. Noch seltener aber dürfte es geschehen, daß dies gemeinsame Auftreten für den Vater zugleich das erste Mal ist, daß er sich dem größern Publikum überhaupt als Dichter vorstellt. Dieser seltene Fall liegt vor in zwei mit besonderer Eleganz ausgestatteten Neuigkeiten, die soeben bei Gräbner in Leipzig die Presse verlassen haben: „„Gedichte von Heinrich Pröhle““ und „„Schwert und Altar, Gedichte von Heinrich Andreas Pröhle, Pastor in Hornhausen.““ Heinrich Pröhle, der jüngere der beiden Schriftsteller, ist auch bei weitem der bekanntere; insbesondere hat er sich durch seine zahlreichen Schriften über den Harz, an dessen Fuß er selbst geboren ist und den er unzählige Male durchwandert hat, sowie durch seine damit in Verbindung stehenden Sammlungen und Forschungen zur Geschichte der deutschen Sage einen geachteten und beliebten Namen erworben. Auch als lyrischer Dichter ist er keineswegs unbekannt; seit Jahren brachten Almanache und Zeitschriften, darunter auch das „„Deutsche Museum,““ einzelne größere und kleinere Gedichte von ihm, die sich zum Theil eines lebhaften Beifalls erfreuten, ja einigen dieser Gedichte gelang es sogar, sich eine so große Popularität zu erwerben, daß sie in Anthologien und ähnliche Mustersammlungen übergegangen sind und von der heranwachsenden Jugend mit Vorliebe gelesen und gelernt werden. So namentlich das Gedicht „„Die Auswanderer,““ das, wenn wir nicht irren, bereits um Mitte der vierziger Jahre erschien und vielleicht das Beste ist, was der Dichter überhaupt geschrieben. Trotz dieser großen Beliebtheit hat der Dichter, sehr unähnlich der Mehrzahl seiner poetischen Collegen, die es in der Regel gar nicht eilig genug haben können, ihren Namen gedruckt zu sehen, sich erst jetzt entschlossen, eine Auswahl seiner zerstreuten Gedichte zu einer eigenen Sammlung zu vereinigen. Schon in dieser Zurückhaltung liegt ein Zug des Maßes, der Besonnenheit und männlichen Ruhe ausgesprochen, der denn auch in dem Inhalt der Sammlung wiederkehrt, ja den wir als den eigentlichen Charakter derselben bezeichnen möchten. Heinrich Pröhle ist kein Dichter von besonders lebhafter oder fruchtbarer Phantasie, die Sprache der Leidenschaft wird von ihm selten oder niemals angeschlagen, wie sein Ausdruck athmen auch seine Empfindungen eine gewisse mittlere Temperatur, wir möchten sagen eine ge-

wisse bürgerliche Behäbigkeit, die mehr in die Breite als in die Tiefe geht. Für einen vorzugsweise lyrischen Dichter würde dies vielleicht ein Mangel sein, der erzählende Dichter jedoch, für den die Ruhe und Objectivität, die Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung die Hauptsache, liegt darin sogar ein wesentlicher Vortheil. Und dieses Vortheils ist unser Dichter sich vollkommen bewußt; mit richtigem Takt behandelt er auch in seinen erzählenden Gedichten vorzugsweise solche Stoffe, in denen das schildernde Element überwiegt und die überhaupt eine gewisse ruhige, gemüthliche Färbung an sich tragen. Solche Stoffe, die dann auch eine gewisse epische Breite des Vortrags nicht allein zulassen, sondern sogar erfordern, gelingen ihm vorzüglich; wir verweisen beispielsweise auf das Gedicht „„Der Stier von Goslar"" (S. 14), das an und für sich eine ziemlich geringfügige Anekdote ist, wie die Chroniken dergleichen uns dutzendweise überliefern — aber welch hübsches Genrebild ist unter der Hand des Dichters daraus geworden! wie schreitet dieser verhängnißvolle Stier so stattlich, in derber, frischer Natürlichkeit vor uns her! wie ist das Ganze so durchweht von dem Hauche alter ehrenfester Bürgerlichkeit und wie geschickt weiß der Dichter zugleich diese alte längstentschwundene Zeit mit der frischen Gegenwart, ihren Leiden und Hoffnungen zu verknüpfen! Dies ist überhaupt ein weiterer wesentlicher Zug in dem Bilde unsers Dichters: das tiefe Gefühl für den Glanz und die Einheit unsers Vaterlandes, der lebendige, kräftige Patriotismus, der ihn durchdringt und der bei aller Verehrung der alten Zeit und ihrer untergegangenen Größe ihm das Auge doch immer wach und frisch, das Herz warm und empfänglich erhält für die Bedürfnisse und Forderungen der Gegenwart. Außer den erzählenden Gedichten, welche auch dem Umfang nach die bedeutendere Hälfte der Sammlung bilden, enthält dieselbe noch eine Abtheilung „„Lyrische Gedichte."" Auch in ihr finden sich einzelne vorzügliche Stücke, namentlich weiß der Verfasser den Volkston, dessen er als Sagen- und Märchenerzähler in so hohem Grade Herr ist, auch im Gedicht recht wohl zu treffen. Die ganze Sammlung ersetzt an Gediegenheit und innerm Werthe, was ihr an äußerm Umfang abgeht, und je seltener dies Verhältniß in unserer Literatur, zumal in unserer modernen Lyrik ist, je größern Anspruch hat der Dichter auf ein freundliches Entgegenkommen von Seiten des Publikums, das ihn ja seit langem kennt und schätzt und dem er, nach seinem eigenen Ausdruck im Vorwort (S. VII), „„nichts zu bieten vermag, was er in dem Grade sein nennen darf, wie den Inhalt dieses Büchleins.""

11) Berlinische Nachrichten für 1859. Nr. 211.

„Der Verfasser dieses in zierlichster Ausstattung erschienenen Buches bietet uns hier seine im Laufe der letzten zehn Jahre erschienenen Gedichte. Da viele derselben von tüchtigen Literatur-Historikern gewürdigt wurden, in ihren Werken aufgenommen zu werden, so war der Verfasser wohl zu dem Glauben berechtigt, daß eine Gesammtausgabe dem Publikum angenehm sein möchte. Und darin hat er wohl nicht geirrt. Namentlich hat die glühende Liebe zum Vaterlande und insbesondere die Innigkeit, mit der der Verfasser am Harz, seiner Heimath, hängt, schöne dichterische Blüthen — sowohl auf dem Felde der epischen, als der lyrischen Poesie — hervorgezaubert. Möge der duftende Strauß denn weithin empfängliche Gemüther erquicken!"

12) Das Volksblatt für Stadt und Land 1859. Nr. 61 (unter Anführung des Gedichtes „Waldfräulein"):

„Ein überaus elegant ausgestattetes Bändchen. Manche Gedichte des Verfassers waren bereits in Sammlungen übergegangen, so hat er denn hier eine eigene veranstaltet; die erste Hälfte giebt „„erzählende Gedichte"" (aus Sage und Geschichte), die zweite lyrische; unser lieber Harz spielt eine große Rolle darin, was dem Buche für einen Harzwohner gleich etwas trauliches giebt. Doch will ich wie bei neuen Gedichtsammlungen in der Regel thun, eine Probe hersetzen, aus welcher der Geschmack der Leser selbst urtheilen mag."

13) Die Börse des Lebens (Beiblatt Nr. 22 zur Berl. Börsen-Zeitung für 1859):

„Wir nehmen gerne Veranlassung auf die Gedichte von Heinrich Pröhle, die so eben in Leipzig im Verlage von Gustav Gräbner erschienen sind, die Aufmerksamkeit aller Derjenigen hinzulenken, die noch Geschmack an wahrhafter und reiner Poesie finden. Es ist nichts Gemachtes, nichts Erkünsteltes in ihnen, sondern Alles der Ausdruck eines wahr empfindenden poetischen Gemüths."

Deacidified using the Bookkeeper process.
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: May 2005

PreservationTechnologies
A WORLD LEADER IN PAPER PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111

LIBRARY OF CONGRESS
0 014 138 721 2